JOHANNES LEPSIUS

DAS LEBEN JESU

DER TEMPELVERLAG
IN POTSDAM

W. E. Gladstone

St. Deiniol's Library
Hawarden, Clwyd
Founded by
The Rt. Hon. W. E. Gladstone

Cancelled
Gladstone
221

440
1.8

ST. DEINIOL'S LIBRARY,
HAWARDEN.

DAS LEBEN JESU.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KU-642-558

DAS LEBEN JESU

VON

JOHANNES LEPSIUS.

Cancelled from
Gladstone's Library
22 MAY 2024
GLADSTONE'S LIBRARY

ZWEITER BAND.

DER TEMPELVERLAG IN POTSDAM.
1918.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, vorbehalten.

— *Copyright by Tempelverlag in Potsdam* 1918. —

ST. DEINIOL'S LIBRARY,
HAWARDEN.

Drittes Buch

JERUSALEM.

Erstes Kapitel.

In den Gassen von Bethsaida war es von der frühesten Morgenstunde an lebendig. Vor den Gehöften sah man Lasttiere stehen, auf deren Rücken Kisten und Ballen, Decken und Betten mit vieler Kunst verschnürt wurden. Von den judäischen Familien war kaum ein Haus, das nicht Pilger zur Festkarawane stellte. Aber auch die galiläischen Familien waren vertreten. Nur die Griechen des Ortes standen müssig umher und begafften die Zurüstungen zur Reise.

Im Jonashause und im Zebedäushause war man sonst am frühesten mit den Vorbereitungen zur Festreise fertig geworden. Heute schien man gute Weile zu haben. Die Hoftore blieben geschlossen.

Um die Mittagszeit, als die Gassen leer waren, ging Simon an den Strand und sah nach seinem Boot. Als er alles in Ordnung gefunden hatte, stand er noch lange am See und liess seinen Blick auf der weiten Fläche ruhen, als müsse er die Stätte seines Tagewerks noch einmal in seine Seele fassen, um sie mitzunehmen, wohin auch Gott ihn führen würde.

Vom Strand ging Simon um das Dorf herum hinüber zu den Feldern und dem Weinberg, der sich hinter dem Ort an der Anhöhe hinaufzog. Niemand arbeitete auf dem Felde. Auch Simons Leute waren

ST. DEINIOL'S LIBRARY,
HAWARDEN.

heute daheim geblieben. Gleichwohl umschritt er seine Ackerstücke, durchstreifte den Weinberg und kehrte durch den Obstgarten zurück. Er ging von einem Baum zum andern und gab dem Knecht, der sich ihm zugesellte, Anweisung für ihre Pflege. Er tat es mit einer Sorgfalt, als ob er sich noch lange ihrer Früchte freuen solle. Niemand hätte es ihm ansehen können, dass sich auf dem Wege ein schwerer Entschluss aus seiner Seele rang. Alles zu verlassen, woran sein Leben hing, sein Boot und seine Netze, seine Schafe und Ziegen, seine Rebstöcke und Feigenbäume und den grossen Nussbaum, der das Haus beschattete, das kam ihm hart an. Und was sollte aus den Seinen werden?

Und doch, es musste sein. Jesus hatte die Zwölf am Morgen zusammengerufen und sie vor die Wahl gestellt, ob sie sich von ihm trennen oder bei ihm bleiben wollten. Wenn sie mit ihm gehen wollten, müssten sie ihr Haus bestellen und alles, was ihnen lieb und teuer war, dahinten lassen. Für ihre Hausgenossen sollten sie sorgen, für ihr eignes Leben unbesorgt sein; doch wer ihm folge, müsse auch bereit sein, in den Tod zu gehen.

Als Simon in Gedanken stehen blieb und seinen weissen Esel streichelte, der an der Pforte angebunden war, trat die Sonne aus den Wolken und verstreute die Blätterschatten des grossen Nussbaumes mit unzähligen Sonnenflecken über Haus und Hof. Da lachte Simon, gab dem Esel einen Schlag und öffnete die Tür. War denn nicht sein Entschluss schon längst gefasst? Warum noch weiter grübeln? So rief er seinen Bruder zu sich heraus, wechselte

einige Worte mit ihm, und Andreas verliess den Hof.

Als man eben das Essen anrichten wollte, kam Andreas zurück und brachte zwei griechische Geschäftsfreunde mit. Ehe die Griechen eintraten, hiess Simon die Frauen hinausgehen. Dann ging er an den Wandschrank, holte Papiere und Dokumente heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. Alles wurde geprüft und geordnet. Nachdem man ein Protokoll aufgenommen und unterzeichnet hatte, nahmen die Geschäftsfreunde die Papiere an sich und verabschiedeten sich.

Als die Frauen wieder hereinkamen, trat Simon vor sie hin und sagte ihnen trocken, dass er soeben Haus und Hof, Äcker und Gärten samt seinem Fischereigeschäft verkauft habe. Die Frauen sollten noch bis zum nächsten Frühjahr im Hause bleiben und die Früchte vom Wein- und Obstgarten geniessen. Die nächste Ernte könnten sie vom Felde weg verkaufen. Auch ihre Teilhaber, die Zebedäussöhne, hätten ihre Geschäftsanteile verkauft. Der Vater Zebedäus habe sich Haus und Garten vorbehalten. Das und noch andres, was die Wirtschaft anging, setzte Simon seiner Frau und seiner Schwiegermutter auseinander, als ob er gar kein Herz für seine Hausgenossen habe und zufrieden sei, sein Besitztum auf gute Art los zu werden.

Die Frauen hörten ihn sprachlos an. Dann brachen sie in heftiges Schluchzen aus. Die Mutter fasste sich zuerst und überschüttete den Schwiegersohn mit einem Schwall von Vorwürfen. Schon seit Monaten habe er nicht mehr nach ihnen gefragt. Wie ein Landstreicher habe er auf der Strasse gelegen, statt

sich um seine Habe und seine Hausgenossen zu bekümmern. Jetzt wolle er ihnen das Dach über dem Kopf einreissen. Ob sie denn Normadenfrauen seien, die in Zelten wohnen und von einer Tränke zur andern ziehen? Es würde noch so kommen, dass sie bei den Bettlern auf der Strasse sitzen müssten.

Simon kraute sich das Haar und war verlegen, was er sagen sollte. Auch Andreas kam ihm nicht zu Hilfe. Im Grunde hatte die Frau ja Recht. Endlich, als das Schelten ihm zu arg wurde, begann er:

„Auch unser Herr ist reich gewesen und um unsertwillen arm geworden. Ich bin ein Knecht und habe meinem Herrn zu folgen. Da er das Land verlässt, kann meines Bleibens hier nicht länger sein."

Es zuckte in seinem faltigen Gesicht, und er wandte sich ab; seiner Frau entging es nicht, dass er mit dem Ärmel nach den Augen fuhr.

Die Schwiegermutter wollte schon aufs neue anheben, da wies sie Simons Frau zur Ruhe. Zu seiner Verwunderung verteidigte sie ihn, und es gelang ihr die Mutter zu beschwichtigen, indem sie ihr vorstellte, dass die anderen Jünger es noch schwerer hätten. Da war Matthäus und Philippus, die noch kleine Kinder hatten, und Thomas, der seine junge Frau verliess und keine Schwiegermutter im Hause hatte. Doch auch Simon bekam sein Teil. Er hätte besser daran getan, erst gar kein Weib zu nehmen.

Hier wurde sie von Andreas, der bisher geschwiegen hatte, unterbrochen:

„Das habe ich in meiner Torheit auch gesagt, als neulich die Schriftgelehrten mit dem Obersten der Leibwache die Sprache auf die Ehescheidung brach-

ten. Nicht wahr, Simon, als wir nach Haus kamen, da sagte ich: Wenn es so zwischen Mann und Weib steht, ist es besser, nicht zu heiraten. Aber unser Meister sagte: Dazu ist nicht jedermann im Stande, sondern wem es gegeben ist. Es gibt solche, die aus einem oder anderm Grunde ledig bleiben müssen und auch solche, die um des Reiches Gottes willen ehelos geblieben sind; wem es gegeben ist, der mag es tun, wem nicht, der heirate. Gott, der den Mann schuf, hat auch das Weib geschaffen, und was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden."

„Aber das ist's ja gerade, was ihr tut," warf die Schwiegermutter heftig ein.

„Nein," fuhr Simon dazwischen, „Gott hat uns gerufen, und seine Sache geht der unsern vor."

Dann trat er zu seiner Frau und sagte ihr:

„Zu seiner Zeit wird er dich wieder zu mir bringen."

Das Gespräch kam zur rechten Zeit zu Ende, denn eben trat Johannes ein, um Simon zu bestellen, er möge für den Abend das Boot bereit halten und Jesus überfahren nach Kapernaum.

„Und wer von euch geht mit auf's Fest?", fragte Simon.

„Der Vater will, dass die Mutter mit uns geht. Wir sollen das Haus am Ölberg herrichten und für das weitere Gott sorgen lassen," erwiderte Johannes.

Gegen Abend fuhr Jesus mit Simon nach Kapernaum hinüber. Auf dem Weg zu seinem Hause begegneten sie den Einnehmern, die durch den Ort gingen, um die rückständigen Steuern einzutreiben.

Die Einnehmer liessen Jesus vorübergehen und winkten Simon.

„Zahlt dein Herr keine Steuern?"

„Wieviel macht es?" fragte Simon.

„Eine Drachme für jede Mannsperson. Der Knecht braucht nicht zu zahlen."

Simon sagte, er werde seinen Herrn fragen. Die Leute gingen weiter.

Vor dem Haus wandte sich Jesus zu Simon um:

„Was dünkt dich Simon? Von wem nehmen die Könige der Erde Zoll und Steuern? Von ihren Söhnen oder von den andern?"

War Jesus nicht ein Königssohn? War dieses Land nicht seines Vaters Reich?

„Doch, dass wir sie nicht ärgern", fuhr er fort, „geh an den See, wirf die Angel aus und nimm den ersten Fisch, der heraufkommt; bring ihn auf den Markt und was er trägt, gib den Einnehmern für mich und dich."

Die Vordertür des Hauses war geschlossen.

Jesus ging ums Haus herum und rief den Knecht, der im Garten arbeitete. Der Knecht stach den Spaten ein und kam herbeigelaufen. Jesus fragte nach der Mutter, ob sie wieder bei den Brüdern wäre.

„Sie haben sie schon holen wollen," sagte der Knecht „aber sie hat nicht gehen mögen. Sie liegt drin in der Kammer."

„Ist sie krank?"

„Sie legte sich, als du fortgingst, Herr. Aber wir haben sie gut gepflegt, und nun geht es wieder besser."

„Wir?" fragte Jesus verwundert.

Der Knecht kam in Verlegenheit. „Ich hätte die

Person ja lieber nicht ins Haus gelassen; aber sie war so gut zu deiner Mutter, und es tat ihr wohl, sie um sich zu haben."

Jesus fragte weiter nicht und ging ins Haus.

Als er in die Halle trat, tat sich die Tür zur Kammer auf, und eine Frau ging nach dem Hof hinaus. Dann hörte er seine Mutter rufen.

Wie er in die Kammer trat, erhob sie sich im Bett und streckte ihre Arme nach ihm aus. Er setzte sich zu ihr und strich ihr zärtlich das weiche Haar.

„Habe ich dich allein gelassen?"

„Ich war nicht allein. Gott hat mir jemand ins Haus geschickt, der mich gepflegt hat, so liebevoll, dass ich schon wieder wohl bin."

Ihre weissen Hände schienen ihrem Wort zu widersprechen. Aber ein warmer Hauch von Glück, der ihre Wangen rötete, litt keine Einrede.

„Erinnerst du dich noch des jungen Schriftgelehrten," fuhr sie fort, „der damals vor der Synagoge von dir forderte, der Himmel solle ein Zeichen für dich tun? Er war mit der Abordnung aus Jerusalem gekommen, die so viel Anstoss gab. Damals wurde auch der Name einer Maria aus Magdala genannt. Sie ist die Frau, die eben bei mir war. An ihrem Unglück sind die Schriftgelehrten schuld. Sie war von ihrem Manne fortgelaufen, der sie misshandelte, weil sie sich zu den Taufgesinnten hielt. Sie wollte sich Rats holen bei den Gottesmännern. Statt die Gatten zu versöhnen, sagten sie ihr, sie wollten ihren Mann vermögen, dass er sie entlassen und ihr einen Scheidebrief geben solle. Der Grund war, dass sie alle an der schönen Frau Gefallen hatten. Der junge

Schriftgelehrte aber hängte sein Herz an sie und brannte darauf, sie mit sich nach Jerusalem zu nehmen. Die Alten wollten es nicht leiden. Sie hatten schon gemerkt, dass Maria den jungen Eiferer für dich gewonnen hatte. Sie mussten ihn, als sie Kapernaum verliessen, gewaltsam von ihr trennen. So blieb Maria in der Stadt zurück, von jedermann gemieden und den bösen Zungen preisgegeben. Eines Tages kam sie ans Haus und fragte, ob du nicht wiederkämest. Da erfuhr sie, dass ich krank sei, und liess mich bitten, ob sie kommen und mich pflegen dürfe. Ich weiss nicht, ob ich recht tat, als ich es erlaubte. Jakobus liess mir sagen, dass er das Haus nicht mehr betreten würde, solange die Frau hier aus und ein ginge."

„Und warum ist sie jetzt vor mir geflohen?"

„Schon gestern meinte sie, sie wisse, was du ihr sagen würdest; sie solle zu ihrem Mann zurück und lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun. So hatte sie sich vorgenommen, sobald du wiederkämest, und ich ihrer nicht mehr bedürfen würde, nach Magdala zu gehen.

Jesus erhob sich und rief dem Knecht. Der Knecht kam, und Jesus fragte ihn nach der Frau aus Magdala. Er sagte, sie hätte eben gehen wollen. Jesus hiess sie hereinrufen.

Als sie eintrat, blieb sie demütig an der Tür stehen. Jesus erhob sich, reichte ihr die Hand und dankte ihr für alles, was sie an seiner Mutter in der Krankheitszeit getan hatte.

Da stürzte sie zu seinen Füssen nieder und begann sich anzuklagen. Sie trage Schuld an allem, was ihr

widerfahren sei. In ihrem Herzen habe ein böse Geist gewohnt. Erst seit sie hier ins Haus gekommen, sei ihr Herz verändert worden und der böse Geist von ihr gewichen. Sie wolle nun nicht länger bleiben und müsse zu ihrem Mann zurück.

Damit erhob sie sich und wollte gehen. Jesus hielt sie zurück.

„Ich muss dir etwas sagen, ehe du gehst. Wenn der böse Geist vom Menschen ausgeht, flieht er in wüste Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht. Darauf spricht er: Ich will wieder in mein Haus gehen, das ich verlassen habe. Und wenn er kommt, findet er es leer, gescheuert und geschmückt. Hierauf geht er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die schlimmer sind als er. Und wenn sie eingezogen, wohnen sie darin und das letzte wird mit dem Menschen ärger als das erste. Denke daran und geh in Frieden."

Als Maria von Magdala das Haus verlassen hatte, setzte sich Jesus wieder zu der Mutter. Die Röte ihrer Wangen war gewichen. Sie richtete sich auf und sagte:

„Auch ich muss dir beichten, mein Sohn. Als du ein Knabe warst und deine Seele an mir hing, erfüllte ich dein Gemüt mit Hoffnungen und Bildern, in denen sich mein eigener Stolz bespiegelte. Als du dann gross warst, wandtest du dich ab von allem, was ich mir erträumt hatte. Ich empfing die Strafe meiner Ehrsucht und den Lohn der Überhebung meines Herzens. Aber mehr noch hast du selbst darunter leiden müssen. Nun vergib mir und lass alles vergessen sein, was dich von deiner Mutter

schied. Bleibe bei mir und lass das erste Glück uns wiederfinden, das uns in diesem Haus beschieden war."

Sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. Das Auge voller Tränen, sah sie auf zu ihrem Sohn und verlangte nach einem Wort von seinen Lippen.

„Du hast recht, meine Mutter," sagte Jesus, nachdem er eine Zeit lang nachgesonnen hatte, „und hast auch unrecht. Deine Gedanken waren nicht Gottes Gedanken, und Gottes Gedanken waren nicht deine Gedanken. Aber denke nicht, dass du meiner Seele geschadet hast. Der Vater hat sie bewahrt. Nur dir selbst hast du Schmerzen bereitet. Den Thron meines Vaters David, von dem der Engel sprach, werde ich nicht besteigen; aber der Vater hat mich lieb und hat mich zum Herrn in seinem Reich gemacht und wird mich auf den Thron der Herrlichkeit erhöhen."

Der Trost ihres Sohnes hatte eine schwere Last von Marias Seele weggenommen; aber die letzten dunklen Worte erfüllten sie mit tiefer Traurigkeit. Ein schrecklicher Gedanke trat ihr vor die Seele. Sie reckte flehend die Arme zu ihm aus:

„Geh nicht nach Jerusalem, sie werden dich dort töten."

Dabei sah sie ihn so angstvoll an, als stände das Verhängnis schon vor ihren Augen.

Jesus griff nach ihren Händen und hielt sie in den seinen.

„Sie werden mir nichts tun, als was des Vaters Wille ist. Halte mich nicht und mache mir das Herz nicht schwer."

Maria legte sich zurück in ihre Kissen. Jesus sass

noch lange an ihrem Bett. Seine Lippen bewegten sich, unhörbare Worte sprechend.

Als es dunkel geworden war, klopfte es ans Tor. Jesus ging hinaus und öffnete. Seine Brüder standen draussen. Ohne mehr als einen Gruss zu tauschen, folgten sie ihm in den Saal. Erst jetzt reichte Jakobus ihm die Hand und sagte, sie hätten vor der Reise noch von der Mutter Abschied nehmen wollen.

Hätte Jakobus gewusst, dass er den Bruder hier treffen würde, vielleicht, er wäre nicht gekommen. Gleichwohl war auch in seinem Herzen eine Wandlung vorgegangen. Der Zorn des Eiferers war bitterem Verdruss gewichen. Die Niederlage, die der Bruder in Kapernaum erlitten hatte, woran er selbst nicht ohne Schuld war, hatte sein Ehrgefühl verletzt. Was den Davidssohn traf, traf auch das Davidshaus. Um den spöttischen Gesichtern seiner alten Pharisäerfreunde auszuweichen, hatte er sich ganz zurückgezogen. Unvermerkt hatten sich Empfindungen der Ehrfurcht vor dem Bruder in sein Herz geschlichen. Seine Ächtung hatte ihn versöhnlicher gestimmt.

Als Jakobus aus der Kammer trat, sprach er Jesus, der im Saal zurückgeblieben war, noch einmal an. Wenn auch die Worte nur gepresst von seinen Lippen kamen, sie waren nicht unfreundlich gemeint.

„Zieh fort von hier. Geh nach Judäa, damit die Welt die Werke sieht, die deine Hand vollbringt. Niemand setzt sich in den Winkel, wenn er anerkannt sein will. Willst du das, so zeige dich der Welt."

Auch Judas bat ihn mit aufs Fest zu gehen.

Jesus verkannte ihre gute Meinung nicht, doch er sah den Abgrund, der ihn von den Brüdern trennte. Was sie wollten, war Erfolg bei den Menschen und Ansehen vor der Welt. Ihm war es nur darum zu tun, mit seinem Vater eins zu bleiben. Er lehnte sowohl den Rat, als auch die Bitte seiner Brüder ab.

„Meine Zeit ist noch nicht da. Für euch ist immer Zeit. Euch kann die Welt nicht hassen, mich aber hasst sie. Geht ihr hinauf aufs Fest. Ich gehe nicht."

Es war das letzte Mal, dass Jesus seinen Brüdern gegenüberstand.

Am nächsten Morgen brach die Festkarawane von Kapernaum auf. Auch die von Bethsaida zog durch den Ort. In der Frühe hatten sich die Zwölf bei Jesus eingefunden. Ein Häuflein Anhänger, meist arme Leute aus der Gegend, die mit Jesus hinaufziehen wollten, fand sich dazu. Sie sassen auf dem Hof mit ihren Bündeln und warteten.

Es mochte ungefähr eine Stunde nach dem allgemeinen Aufbruch sein, da kam ein Reiter vor das Tor. Man liess ihn ein. Es war ein Bote aus Tiberias, der Grüsse von Chusa überbrachte und berichtete, dass seine Herrin Johanna, die Frau des Chusa, mit andern wohlhabenden Frauen aus der Residenz den Wunsch habe, sich Jesus auf der Reise anzuschliessen. Er möchte den Ort bezeichnen, wo sie zu ihm stossen könnten. Ihre Lasttiere seien gepackt, und ihre Dienerschaft sei reisefertig.

Jesus behielt den Boten zurück. Erst am Nachmittag entliess er ihn mit seiner Antwort.

Seinen Brüdern hatte Jesus nicht alles sagen kön-

nen, was ihn hinderte, aufs Fest zu ziehen. Es ging die Rede, dass die Sikarier sich mit Aufstandsplänen gegen die Römerherrschaft trugen. Nachdem sie an jenem Sabbat aus ihren Schlupfwinkeln in den Bergen nach Genezaret herabgekommen waren, hatten sie die Wochen vor dem Fest zu Umtrieben im Land herum benützt. Den Gedanken, Jesus zu gewinnen, hatten sie aufgegeben. Um so mehr versuchten sie, die Zeloten aufzustacheln und die Erweckten zu betören. Jener Schreier, der in der Synagoge gegen Jesus aufgetreten war, hatte sich zu ihrem Führer aufgeworfen. An der Spitze eines Haufens von Bewaffneten war er mit den Festkarawanen aufgebrochen. Schon auf dem Wege wollte er die Pilgermassen an sich ziehen und als Volksheld am Laubhüttenfest erscheinen.

Jesus wünschte mit den Aufrührern nichts zu tun zu haben und fühlte sich nicht frei, aufs Fest zu gehen. War's der Bote von Tiberias, der ihn anders stimmte, oder das Häuflein armer Leute, die mit ihm ziehen wollten? Es war Sitte, dass reiche Festbesucher arme Pilger in ihre Karawane aufnahmen und die Kosten für ihre Wallfahrt trugen. Die Wohltat, mit den Frauen aus der Residenz zu reisen, mochte Jesus den armen Leuten nicht entziehen. Im Lauf des Tages wurde es ihm klar, dass seine Reise nach des Vaters Willen sei.

Durch den Boten hatte Jesus sagen lassen, dass die Frauen ihn am andern Tage auf der Uferstrasse zwischen Magdala und Tiberias treffen sollten, wo der Weg nach Hadjin in die Berge geht. Bei Tagesanbruch brach er auf. Die kleine Karawane wuchs

noch auf dem Wege an durch Nachzügler, die aus den Dörfern kamen. Nur wenige Lasttiere begleiteten den Zug. Maria hatte ihren Hausesel der Schwester mitgegeben.

Einen viel stattlicheren Anblick bot die Karawane aus Tiberias, die sie am abgesprochenen Ort erwartete. Ein Tross von Maultieren mit Treibern und mit Dienerschaft war mit den Frauen aus der Residenz gekommen.

Als der Pilgerzug von Kapernaum in Sicht war, stieg die Gattin Chusas von ihrem Reittier ab und ging Jesus entgegen. Nach der Begrüssung brachte sie eine Bitte vor. Sie erzählte, dass sich in ihrer Gesellschaft eine Frau befinde, die ihr als eine Taufgesinnte nahe stehe und in ihr Haus geflüchtet sei. Sie würde an ihrer Pilgerfahrt gern teilnehmen, wenn Jesus ihr die Mitreise gestatte. Es war Maria von Magdala, für die sie bat. Sie erzählte, was der unglücklichen Frau begegnet war.

Maria war nach Magdala zurückgekehrt und fand ihr Haus verschlossen. Auch auf vieles Klopfen war ihr nicht geöffnet worden, obwohl sie merkte, dass man sie gesehen habe. So blieb sie die ganze Nacht auf der Schwelle sitzen. Als ihr Gatte sie am nächsten Morgen vor der Pforte fand, geriet er in heftigen Zorn und wies sie fort. Sie bat ihn, wenn sie nicht bei ihm bleiben dürfe, ihr einen Scheidebrief zu geben. „Einer Dirne gibt man keinen Scheidebrief," war die rohe Antwort. Er tat ihr Unrecht. Sie hatte die Sitte wohl verletzt, doch ihre Ehre nicht verloren. Sie ging und kam zu ihrer Freundin nach Tiberias. Als sie hörte, dass Johanna mit Jesus und den Jüngern reisen sollte,

war sie erschrocken, konnte aber den Wunsch nicht unterdrücken, mit Jesus aufs Fest zu ziehen.

Einer Fürsprache der Gattin Chusas bedurfte es nicht. Jesus erwiderte, dass sie allein über ihre Begleitung zu bestimmen habe.

Als die beiden Pilgerzüge sich vereinigt hatten, bog die Karawane in den Weg ein, der auf das galiläische Gebirge führt. Auf der Höhe traten die Berge noch einmal auseinander. In der Tiefe lag der blaue See. Aus den Gärten von Genezaret grüssten die weissen Häuser von Kapernaum herauf. Jesus warf einen letzten Blick auf die geliebte Stadt, die ihm für kurze Zeit zur zweiten Heimat geworden war.

Zweites Kapitel.

Der grosse Strom der galiläischen Festpilger pflegte der Heerstrasse zu folgen, die durch die Jordansteppe über Jericho nach Jerusalem führt. Jesus hatte den Weg über das Gebirge gewählt. Nur selten zog man diese Strasse, denn sie führte durch das Land der Samariter, die, eifersüchtig auf den Tempel von Jerusalem, Wallfahrern oft die Gastfreundschaft verweigerten.

In den Wandertagen hatte Jesus eine Einrichtung getroffen, die die Unterbringung der Karawane in den Herbergen erleichterte. Er hatte immer zwei von den Zwölf als Quartiermacher vorausgeschickt.

Als man sich der Grenze von Samaria näherte, waren die Zebedäussöhne vorausgewandert, um im nächsten Dorf, das an der Strasse lag, das Nachtquartier zu rüsten. Sie wussten nicht recht, war es ein galiläisches oder ein samaritanisches Dorf, das sie vor sich hatten. Die unfreundliche Aufnahme, die sie fanden, belehrte sie, dass sie unter fanatische Samariter geraten waren. Sie machten ihre Sache nur noch schlimmer, als sie sich als Jünger des Propheten von Nazaret bekannten, und konnten froh sein, dass sie mit heiler Haut davon kamen. Voll Entrüstung kamen sie zurück. Als sie Jesus Bericht erstatteten, flammte ihr Zorn auf's neue auf:

„Wenn du willst, Herr, wollen wir Feuer vom Himmel fallen lassen, und der Blitz soll sie vertilgen."

Zu ihrer Verwunderung erregte nicht die Weigerung der Samariter, sondern ihr eigener Fanatismus Jesu Unwillen. Er sandte Philippus und Nathanael voraus, dass sie im nächsten Dorf nach einer Unterkunft fragen sollten. Bis zur Rückkehr der Boten machte man am Wege Rast.

Als die Rede wieder auf die Samariter und ihren Ketzerglauben kam, erinnerte Jesus an den Hauptmann von Kapernaum und das kananäische Weib. Wenn Gott selbst unter Heiden seine Kinder hat, sollten sich nicht auch unter Samaritern Seelen finden, die ihn fürchten? Der blinde Eifer der Zebedäussöhne würde die Gerechten mit den Ungerechten töten. „Hört ein Gleichnis", schloss er seine Mahnung.

„Im Reich Gottes geht es wie bei einem Landwirt, der guten Samen auf seinen Acker säte. Während die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun die Saat aufging und in die Halme schoss, zeigte sich auch das Unkraut. Da kamen die Knechte zu ihrem Herrn und sagten ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Er sagte ihnen: Das hat ein Feind getan. Die Knechte sagten: Willst du, dass wir hingehen und es ausraufen? Er sagte: Nein, ihr möchtet sonst beim Ausraufen mit dem Unkraut auch den Weizen ausreissen. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte, dann werde ich zur Erntezeit den Schnittern sagen: Sammelt erst das Unkraut und

bindet es in Bündel zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt ein in meine Scheuer.

„Oder nehmt ein andres Gleichnis: Mit dem Reich Gottes ist es, wie mit einem Netz, das in den See geworfen wird und allerlei fängt. Wenn es voll ist, zieht man es ans Ufer, setzt sich und liest die Fische aus. Wenn sie gut sind, gut; sind sie faul, wirft man sie weg. So wird es auch am Ende dieser Zeit gehen."

Als die Boten wieder kamen, brachten sie bessere Nachricht mit. Die Karawane machte sich auf den Weg und kehrte im nächsten Dorfe ein.

Nach der Erfahrung, die man gleich am ersten Tage mit den Samaritern machte, trug Jesus Bedenken, die Frauen und die Pilger, die mit ihm reisten, weiteren Gefahren auszusetzen. Er bewog die Gattin Chusas mit ihrer Karawane ins Jordantal hinabzuziehen und über Jericho zu reisen. Sie selbst war gleich bereit; nur Maria von Magdala wollte sich nicht von Jesus trennen. Erst als sie sah, dass sie sein Missfallen erregte, gab sie nach. Nur einige von den Jüngern sollten Jesus durch Samaria begleiten. Er hätte bei dem Umweg über Jericho den Festbeginn versäumen müssen.

Als Jesus aufbrach, trat ein Mann an ihn heran, der aus dem letzten Dorf mitgelaufen war und sagte:

„Ich will dir folgen, Herr. Doch lass mich erst von meinen Leuten Abschied nehmen." — Jesus lehnte sein Anerbieten ab:

„Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, taugt nicht zum Reich Gottes."

Vor den Toren von Sichem berührt die Strasse, die durch Samaria nach Judäa führt, heilige Stätten, die auch den Juden teuer waren. Aus waldreichen Tälern mündet hier der Weg in ein fruchtbares Gelände, das von hohen Bergen eingeschlossen ist. Steil aus der Ebene wachsen majestätisch der Ebal und der Garizim empor, wie heilige Wächter, die die Pforte des Tales hüten.

Als der Blick sich öffnete, blieb Jesus eine Weile betrachtend stehen. Er war noch niemals dieses Wegs gekommen. Von Kind auf war er mit den Eltern und den Brüdern zu den Festen die gewohnte Strasse über Jericho gezogen. Nun hatte er in Nathanael einen Führer, der des Landes kundig war.

Hier war das Herz des Samariterlandes. Drüben am Fuss des Garizim zog sich ein Hain uralter Eichen hin, aus deren Schatten eine weissgetünchte Kuppel leuchtete. Sie überdachte das heilige Grab, das die Gebeine des Erzvaters Joseph barg. Am Wege, der durch die Felder nach dem Grabe führt, stand eine hohe Pinie, deren breites Dach den Jakobsbrunnen beschattete. Den Brunnen hatte nach der Überlieferung der Stammvater der Söhne Israels gegraben und seine Herden daraus getränkt. Noch andere uralte Erinnerungen an Abraham, der im Hain More seinen ersten Altar baute, an Melchisedek, den Priesterkönig Sichems, der ihn segnete und Brot und Wein zum Willkomm reichte, an Josua, der hier nach der Eroberung von Kanaan sein Lager aufschlug und den Bund vom Sinai erneuerte, weihten dies Gefilde zu einem Heiligtum, das den Samaritern weit verehrungswürdiger dünkte, als der nachgeborene Tempel auf dem Zion.

Die Trümmer ihres eigenen Tempels auf dem Garizim, den der Judenfürst Hyrkan vor anderthalb Jahrhunderten zerstört hatte, verschärften ihre Eifersucht auf das vom Glück bevorzugte Jerusalem.

Schon auf dem Wege hatte Nathanael so manches von dem Glauben des Samaritervolks erzählen müssen. Die Messiashoffnung hatte sich im Stamme Ephraim im Gegensatz zu Juda ausgebildet. Die alte Feindschaft verbot den Samaritern, ihren nationalen Heros und Messias als einen Davidssohn zu denken. Sie verwarfen die Prophetenbücher und hielten sich an das mosaische Gesetz. Das Moseswort von „dem Propheten, den Gott senden wird", war, wie sie lehrten, zum ersten Mal in Josua, dem Sohne Nuns, erfüllt worden. Ein zweiter Josua sollte die Erfüllung der letzten Tage bringen. Im Volksmund hiess er der Taëb, d. i. der Wiederkehrende. War Josua und Jesus nicht derselbe Name?

Mancherlei Fabeln erzählte sich das Volk von dem Taëb. Er wird die Bundeslade und die heiligen Geräte, die einst bei der Zerstörung von Jerusalem hierher gebracht sein sollten, aus dem Inneren des Berges holen. Dann wird die Lade mit dem Cherubim den neuen Tempel zieren und alle Völker werden kommen, um auf dem Garizim Gott anzubeten. Das Land, von Wasser überfliessend, wird in ein Paradies verwandelt werden und Brot die Fülle geben. Am gleichen Tage wird man säen und ernten. Der Schnitter wird in die Fusstapfen des Säemanns treten.

In den Orakeln Bileams stand ein Spruch geschrieben, den man auf die Tage des Taëb bezog:

„Wie herrlich sind deine Zelte, Jakob,

„Und deine Wohnungen, Israel.
„Wie Bäche, die sich weit verzweigen,
„Wie Baumgärten an einem Strom.
„Wasser rinnt aus seinem Eimer,
„Und wasserreich ist seine Saat."

Nach alter Deutung las man aus dem Spruch, dass der Taëb einen immer fliessenden Eimer mit sich bringen und sein Volk damit beschenken würde.

Mehr als solchen Fabeln lieh Jesus der Samariterlehre von den Zeitaltern das Ohr. Sie kam mit seinem eigenen Glauben überein, dass in der letzten Zeit Propheten und Gesetz ein Ende haben und ein neuer Bund an ihre Stelle treten werde. „Das Gesetz und die Propheten reichen bis auf Johannes; von da an wird das Gottesreich verkündet" — so hatte er schon in Kapernaum gelehrt. Die Samariter unterschieden „die Zeit des Irrtums", die Panutha, die sie vom Verlust der Gnade nach dem Tode Josuas datierten, und „die Zeit der Wahrheit", die mit den Tagen des Gerichts beginnt; dann werden, wie zu Lots und Noahs Zeiten alle Gottlosen vertilgt, und der Taëb wird über Israel im Geist der Wahrheit herrschen.

Als die Wanderer weiter zogen, hatten sie zur Rechten am Fuss des Ebal ein Dorf, das Sychar hiess. Jesus schickte die Jünger in das Dorf, das Nötige zum Mittagsmahle einzukaufen, indess er selbst vorausgehen und am Jakobsbrunnen mit Johannes auf sie warten wollte.

Von der Wanderung ermüdet, liess sich Jesus am Brunnen nieder. Johannes streckte sich im Grase aus. Der Tag war heiss. Wie sie im Schatten ruhten, kam eine Frau vom Dorfe her, die einen Krug auf

der Schulter trug. Als sie zum Brunnen kam, erschrak sie, Fremde hier zu finden und wollte umkehren; doch Neugier hielt sie fest. Sie löste Strick und Schöpfeimer vom Gürtel und liess den Eimer in den Brunnen nieder.

Als sie ihn heraufgezogen hatte, sprach Jesus sie an:

„Gib mir zu trinken."

Sie stellte den Eimer auf den Brunnenrand und sagte, den Fremden frei betrachtend:

„Wie kannst du als Jude von einer Samariterin zu trinken bitten?"

Jesus erwiderte:

„Wenn du die Gabe Gottes kenntest und wüsstest, wer der ist, der mit dir spricht, so würdest du ihn bitten, und er gäbe dir lebendiges Wasser."

Sie goss das Wasser in den Krug und liess den Schöpfeimer aufs neue in den Brunnen nieder.

„Herr, du hast weder Eimer noch Strick, und der Brunnen ist tief, woher willst du Wasser nehmen?"

Jesus antwortete:

„Ich rede von lebendigem Wasser, nicht von totem."

Die Frau sah ihn verwundert an. So spricht kein Pilger, so redet nur ein Gottesmann. Doch es verstimmte sie, dass er dem heiligen Brunnen nicht die Ehre gab.

„Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gab und selbst daraus getrunken hat mit seinen Söhnen und dem Vieh?" — Jesus erwiderte:

„Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird nimmermehr dürsten; sondern

das Wasser wird in ihm zu einer Quelle werden, die ewig nicht versiegt."

Die Frau erschrak. Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf: Der Taëb mit seinem Eimer! Hastig griff sie nach dem Eimer und reichte ihn dem Fremdling hin. Er trank und gab den Eimer mit einem Dank zurück. Da sah die Frau ihn fragend an und sagte:

„Herr, gib mir von dem Wasser, dass ich nicht mehr dürsten und zu schöpfen kommen brauche."

Das Auge Jesu ruhte auf der Frau. Sie fühlte, dass er in ihrer Seele las. Ein Schatten legte sich auf seine Stirn.

„Geh, rufe deinen Mann und komm wieder mit ihm her."

Die Frau errötete:

„Ich habe keinen Mann."

„Du hast recht mit deinem: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und der, den du nun hast, ist nicht dein Mann."

Ihr Leben lag schleierlos vor seinem Blick. Und doch, wie seltsam, sie hatte keine Furcht vor ihm. Wie kam es, dass sie sich zum Zeugen ihrer Schande hingezogen fühlte? Sollte der Fremde nicht doch der Taëb mit seinem Eimer sein? Er war ein Jude. Der Prophet musste ein Samariter sein. Sie musste sich Gewissheit schaffen.

„Herr," begann sie wieder, „ich sehe, dass du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; ihr aber sagt, Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten muss."

„Glaube mir, Frau," erwiderte ihr Jesus, „es kommt

die Stunde, da man weder auf diesem Berge noch in Jerusalem anbeten wird. Ihr wisst nicht, was ihr anbetet; ich weiss, was ich anbete. Aber die Stunde kommt, da alle wahren Anbeter den Vater im Geist der Wahrheit anbeten werden."

Die Frau sah ihn mit grossen Augen an.

„Ich weiss, wenn der Prophet kommt, wird er uns alles bringen."

„Ich bin's, der mit dir redet," antwortete Jesus.

Die Frau schrickt auf. Sie hört Männerschritte. Eilends rafft sie Strick und Eimer zusammen. In der Verwirrung lässt sie ihren Krug stehen und huscht, vorüber an den Jüngern, die eben an den Brunnen treten, in ihr Dorf zurück.

Die Jünger machten erstaunte Augen, Jesus im Gespräch mit einer Frau zu finden. Nach jüdischen Begriffen, war es unschicklich, auf offener Strasse Frauen anzusprechen, und noch dazu eine Samariterin. Aber, was Jesus tat, musste ja recht sein. Sie fragten auch nicht weiter, was er mit ihr geredet habe, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob sie Anstoss genommen hätten.

So breiteten sie ihre Einkäufe auf dem Boden aus, Brot, Käse, Früchte, was es gab, und setzten sich nieder, um das Mahl zu halten. Der Krug, den die Frau zurückgelassen hatte, ging in der Runde.

Indess sie zugriffen und auch dem Meister vorlegten, sass Jesus in Gedanken, ohne etwas anzurühren. Endlich mahnte Johannes, der zu seiner Rechten sass:

„Iss, Rabbi."

Jesus sah auf und merkte jetzt erst, dass seine Jünger mit dem Essen fast schon fertig waren.

„Ihr wundert euch, dass ich noch keinen Hunger spüre. Ich habe eine Speise, von der ihr nicht wisst."

Die Jünger verstanden nicht, was Jesus meinte. Einer sagte leise zu Johannes:

„Hat ihm jemand zu essen gebracht?"

Jesus hörte es und sagte:

„Ich werde satt davon, wenn ich den Willen meines Vaters tue und sein Werk vollbringe. Ist das nicht zu verstehen?"

Jetzt griff auch er zu und ass, was vor ihm lag.

Nach dem Mahle hatten sich die Jünger im Schatten ausgestreckt. Jesus sah in Gedanken auf das Feld hinaus, über dem die Glut des Mittags flimmerte. Da leuchteten drüben am Ausgange des Dorfes weisse Gestalten auf. Eine Schaar Männer in Leinenröcken mit roten Kopftüchern. Sie kommen geraden Wegs auf den Brunnen zu. An ihrer Spitze läuft eine Frau, die rückwärts zu den Männern spricht, die Samariterin, die zuvor am Brunnen war.

Jesus rief den Jüngern, die schon im halben Schlummer lagen, und machte sie darauf aufmerksam:

„Sonst sagt man: Noch vier Monate, so kommt die Ernte. Hebt eure Augen auf und seht ins Feld, es ist schon weiss zur Ernte. Du hattest recht, Nathanael. Kaum ist das Korn gesät, so dingt man Schnitter, und Säemann und Schnitter freuen sich zusammen."

Als die Samariter zum Brunnen kamen, trat die Frau zurück. Die Männer grüssten Jesus und liessen sich auf seine Einladung in weitem Kreise nieder. Sie baten um Entschuldigung, dass sie die Fremden

in der Mittagsruhe störten, und begannen zu erzählen, was sie hergeführt habe. Die Frau war in das Dorf gekommen, war von Haus zu Haus gelaufen und hatte sie beschworen, mit ihr zum Jakobsbrunnen hinauszugehen: Kommt, seht euch einen Menschen an, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe, ob er nicht der Prophet ist. Nun seien sie gekommen, ihn zu bitten, bei ihnen einzukehren und ihnen Worte von Gott zu sagen.

Jesus war unschlüssig, ob er dem Wunsche folgen dürfe. Wenn er sich aufhielt, musste er den Festbeginn versäumen. Doch war es nicht der Vater, der ihn durch den Mund der Samariter rief? Ging nicht der Ruf des Vaters allen andern Pflichten vor? War es nicht eben erst, dass er der Frau gesagt hatte, die Stunde werde kommen, da die heiligen Stätten ihre Vorrechte verlieren und der Vater das einzige Heiligtum der Menschen sein würde? War diese Stunde nicht schon da?

Nach kurzer Wechselrede erhob sich Jesus und erklärte sich bereit, ins Dorf zu kommen.

Aus dem einen Abend, den Jesus in dem Samariterdorf zu bleiben dachte, wurden zwei volle Tage. Von früh bis spät sass die Bewohnerschaft des Dorfes um ihn her. Hatte zuerst die Frau sie überredet, zu dem Gottesmann hinauszugehen, jetzt hatte Jesus selbst ihr Herz gewonnen.

„Wir glauben nun nicht mehr deiner Rede wegen," sagten sie zu der Frau, „wir haben ihn selbst gehört und wissen, dass er wahrhaftig der Prophet ist."

Es waren noch zwei Tagereisen bis Jerusalem. Am

ersten Tage führte die Strasse nur durch Samariterdörfer. Am zweiten Tage kamen sie in den Distrikt Ephraim, der sich bis an den Umkreis von Jerusalem erstreckt. Hier wohnten Juden und Samariter ortschaftsweise durcheinander. Der Kreis hatte ursprünglich zu Samaria gehört, und war erst unter dem Makkabäer Jonathan zu Judäa geschlagen worden.

Mit einem freundlichen Erlebnis schied Jesus aus dem Samariterlande.

Als sie am Nachmittag des andern Tages ihres Weges zogen, hörte Jesus seinen Namen rufen. Er stand still. Abseits von der Strasse hockte ein Trupp von Bettlern auf dem Felde, zehn Aussätzige, in Lumpen eingehüllt.

„Jesus, erbarme dich unser," rief einer herüber.

Wo mochte das arme Menschenkind ihn schon gesehen haben? Diese Aussätzigen zogen in Bettlerzügen weit im Land umher.

Jesus rief sie heran. Sie kamen bis zum Rand der Strasse. Der Anblick war jammervoll. Jesus schloss die Augen und seufzte zu seinem Vater auf. Dann sagte er:

„Geht, zeigt euch den Priestern!"

Verwundert hörten es die Aussätzigen. Was konnte das anders heissen, als dass sie sich das Zeugnis der Genesung holen sollten? Der Mann, der Jesus angerufen hatte, tat einen Freudensprung und hastete davon. Nach seiner Tracht zu schliessen, war er ein Samariter. Die andern folgten ihm.

Als Jesus mit den Jüngern den letzten Rücken vor Jerusalem, der den Wanderern, die von Norden kommen, den Anblick auf die heilige Stadt versperrt,

erreichte, sass da ein Mann am Wege. Kaum, dass er Jesu ansichtig geworden, eilt er mit einem Freudenruf herbei und sinkt im Staub der Strasse vor ihm nieder. Es war der Aussätzige, der Jesus angerufen hatte. Gleich seinen Kameraden, hatte er schon auf dem Wege die Anzeichen der Heilung an seinem Körper wahrgenommen. Bei der Entdeckung war er ausser sich vor Glück. Er bat die andern, mit ihm umzukehren und ihrem Retter Dank zu sagen. Aber jene waren nur begierig, das Zeugnis ihrer Reinheit zu empfangen und liessen ihn zurück.

Jesus betrachtete den Mann und sagte zu den Jüngern:

„Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind die neun? Fand sich keiner, der umkehren und Gott die Ehre geben wollte, als dieser Fremdling?"

Dann bückte er sich zu dem Samariter:

„Steh auf und geh, dein Glaube hat dir geholfen."

Um nicht zugleich mit dem Aussätzigen in die Stadt zu kommen, machte Jesus kurze Rast.

Es war das erste Mal, dass er von Norden her der Stadt sich näherte. Der Skopusrücken, auf dem sie sassen, lief östlich in den Ölberg aus. Ein ebenes Gelände trennte sie noch von der Stadt. Landhäuser und Gärten gingen in die Vorstadt über. Dahinter schloss die düstre mit Brustwehren und Türmen gekrönte Nordmauer der Stadt den Horizont. Zur Rechten flankierten sie die drei gewaltigen Festungstürme der Herodesburg, der Hippikus, der Phasael und die Mariamne, zur Linken das plumpe viertürmige Gemäuer der Antonia. Das Tempelhaus war durch

die Römerburg verdeckt. Wenn man von andern Himmelsgegenden der Stadt sich nahte, gewährte sie, aus tiefen Schluchten steil ansteigend, einen einladenden und heiteren Anblick. Von Norden konnte das Bild nicht drohender und finstrer sein, als kehre die Stadt dem Wanderer den Rücken zu.

Dem Mauerzuge vorgelagert war ein flachgewölbter Felsen, der, einem kahlen Schädel gleichend, aus dem Gartenlande ragte. Das Volk erzählte sich, dass in der Höhle unter diesem Felsen einst Jeremias seine Klagelieder auf den Untergang der Stadt gesungen habe. Der Hügel trug den Namen Golgatha.

Drittes Kapitel.

Die Nacht brach schnell herein. Der Strasse folgend, die den Hügel Golgatha zur Linken lässt, kam Jesus mit den Jüngern durch das Nordtor in die Stadt. Im Zwielicht der überwölbten Gassen des Marktes drängte sich ein Gewühl von Pilgern vor den Auslagen der Läden, in denen man die Lichter schon angezündet hatte. Sie folgten der Gasse, die zum Schaftor führt, und stiegen durch den Westtunnel zum Tempelplatz hinauf. In den Vorhöfen wogten noch Tausende von Pilgern durcheinander. Die Menge schien seltsam aufgeregt. Alles gestikulierte und schrie durcheinander. Von der Heiligkeit des Ortes war nichts zu spüren.

Nach kurzer Anbetung ging Jesus in die Stadt zurück und tauchte wieder in das Marktgetriebe unter. Noch niemals hatte er sich in der Stadt seiner Ahnen so fremd gefühlt. Erst als er in die Oberstadt gelangte, wo die Herbergen und Karawansereien der Galiläer lagen, tauchten bekannte Gesichter auf. Es währte auch nicht lange, so sah er sich von alten Anhängern umringt, die ihn begrüssten und zur Einkehr luden.

Er trat mit den Jüngern in einen Karawanenhof. An der umlaufenden Gallerie zündete man eben die Lampen an. In der Mitte des Hofes brannte ein

Feuer, um das in dichten Reihen Pilger auf dem Boden sassen. Der kühle Wind, der abends vom Meer über das judäische Gebirge weht, hatte die Luft abgekühlt. Als Jesus eingeladen wurde, am Feuer Platz zu nehmen, schwieg das Geflüster und alles wandte sich ihm zu.

Der Eindruck, den Jesus im Heiligtum empfing, als sei die Feststimmung durch irgend ein Vorkommnis gestört, erneute sich. Nur dass hier alles gedrückt umher sass, als wagte niemand laut zu sprechen. Schon wollte er die Rede darauf bringen, als die Hunde auf dem Hof anschlugen und im Torweg Waffen klirrten. Römische Soldaten traten in den Hof. Sie wollten die Gastzimmer nach Aufrührern durchsuchen. Man fahnde nach dem Rädelsführer der Sikarier, einem gewissen Jesus bar Abba. Der Prokurator habe auf seinen Kopf einen Preis gesetzt. In den Herbergsräumen fand man nichts Verdächtiges. Bald kamen andere Soldaten auf den Hof und erzählten, dass der Aufrührer mit etlichen Sikariern gefangen und in Ketten ins Prätorium gebracht sei.

Der Herbergswirt atmete auf und erklärte, was vorgefallen war.

Am ersten Festtag, als die Galiläer ihre Opfer in den Tempel brachten, hatten römische Soldaten im Altarhof ein Blutbad angerichtet. Die Kohorte war aus der Burg gestürzt und ohne Rücksicht auf die Schranken, die den Heiden den Eintritt ins Heiligtum verboten, in den inneren Vorhof eingedrungen. Hier hieb sie auf die Menge ein. Das Blut der Pilger floss mit dem Blut ihrer Opfer in einen Strom zusammen. Die Festgemeinde geriet in Aufregung. Der Hohe Rat

trat zusammen und sandte eine Abordnung mit dem Hohenpriester Kaiphas an der Spitze ins Prätorium, um bei dem Prokurator Pontius Pilatus gegen die Entweihung des Heiligtums zu protestieren. Der Prokurator liess sich herbei, eine Erklärung abzugeben, die den Einbruch der Soldaten in den heiligen Bezirk rechtfertigen sollte. Es handle sich um galiläisches Gesindel, das einen Aufstand gegen den Kaiser angezettelt und das Volk verführt habe, die Steuern zu verweigern. Dass man die Räuber greife und, wo sie sich auch fänden, niederschlage, sei Recht und Pflicht der Obrigkeit. Der Hohe Rat musste sich mit der Antwort des Statthalters zufrieden geben.

So berichtete der Herbergswirt.

Jetzt begannen auch die Galiläer, die am Feuer sassen, den Mund aufzutun und zu erzählen, was sie wussten.

Ein Hundert gut bewaffneter Sikarier aus den Bergen von Tiberias, die mit den Karawanen das Jordantal hinabgezogen waren, hatte auf dem Wege in Städten, Dörfern und Gehöften Aufruhr gepredigt und die Leute angestiftet, die Steuern, die man vor dem Fest einzuziehen pflegte, zu verweigern. Als der Haufe, von vielem Pilgervolk begleitet, die Strasse von Jericho heraufkam, sandte Pilatus ihnen die Kohorte der Antonia entgegen und liess ihnen den Weg verlegen. Der Pilgerhaufe stob auseinander. Die Sikarier entkamen in die Berge. Bei dem Zusammenstoss hatte ihr Anführer einen Mann erschlagen. Am andern Tage kamen die Sikarier heimlich in die Stadt, um mit den Pilgern ihre Opfer darzubringen. Ein Angeber verriet sie. Als Pilatus seine Leute in

den Tempel schickte, gelang es Jesus bar Abba mit einer Anzahl von Sikariern dem Gemetzel zu entrinnen. Zwei Tage hielt er sich verborgen, bis man ihn entdeckte.

Die Jünger, die am Feuer sassen, waren erstaunt, den Namen Jesus bar Abba zu hören, den in Galiläa niemand kannte. Weiteres Fragen klärte die Sache auf.

Jesus bar Abba heisst in der Landessprache: Jesus, Sohn des Vaters. Der Mann, der diesen Namen trug, war der berüchtigte Sikarier, der an jenem Abend in den Bergen Jesus zum Messias ausgerufen hatte. Der dreiste Mensch hatte den Namen „Jesus, Sohn des Vaters" angenommen, um sich für den Propheten von Galiläa auszugeben. Durch die Täuschung hoffte er, die Pilgermassen für seine Sache zu gewinnen.

Trotz allem war das Volk dem Aufrührer gewogen. Man pries ihn, wenn auch nicht vor Römerohren, als einen Freiheitshelden, der sich für sein Volk geopfert habe. Sein Schicksal schien besiegelt.

Da es spät geworden war, brach Jesus aus dem Galiläerkreise auf, um mit den Jüngern vor die Stadt hinaus zu gehen.

Als sie den Treppenweg, der von der Oberstadt zum Quelltor führt, hinabkamen und den Siloateich schon vor sich hatten, bot sich ihnen ein ungewohnter Anblick. Sonst stand hier an der Strasse der Turm der Gibborim, der letzte Zeuge der alten Davidsburg. An seiner Stelle lag ein wüster Trümmerhaufen, der auch den Weg zum Teich versperrte. Noch waren Arbeiter beschäftigt, den Schutt wegzuräumen und die

Strasse frei zu machen. Sie erzählten, dass sie im Lauf des Tages schon achtzehn Leichen unter den Trümmern vorgezogen hatten, Einwohner von Jerusalem, die im Augenblick des Einsturzes des Wegs gekommen waren.

Über den Schutt wegsteigend, erreichte Jesus mit den Jüngern das Tor, verfolgte im Kidrontal die Ölbergstrasse und kehrte in Beth Hanna ein, wo man ihn sehnsüchtig erwartete.

Salome, die mit der Karawane schon vor zwei Tagen eingetroffen war, hatte alles zum Empfang bereitet. Als Jesus nach den Frauen fragte, die ihn von Galiläa her begleitet hatten, fiel es ihm auf, dass Salome vermied, Maria von Magdala zu nennen. Als sie allein waren, erfuhr er, was mit ihr geschehen war.

Schon bald, nachdem die Karawane sich getrennt und den Weg nach Jericho eingeschlagen hatte, war Maria in auffallende Unruhe geraten. Die Zurückweisung des Wunsches, Jesus durch Samaria zu begleiten, war von ihr als Misstrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung empfunden worden. Auf der ganzen Reise über Jericho nach Jerusalem quälte sie ihre Begleiterinnen mit ihren Seelennöten und Kämpfen, die sie mit Dämonen zu bestehen habe. Nur die Nähe Jesu könne diese Geister bannen. Man suchte sie damit zu beruhigen, dass sie in Jerusalem Jesus wiederfinden würde. Als sie nach Beth Hanna kamen, ohne Jesus vorzufinden, war sie in die Stadt geeilt und hatte in allen Galiläerherbergen herumgefragt, wo Jesus mit den Jüngern abgestiegen wäre. Erst spät abends war sie erschöpft und aufgeregt zurück-

gekehrt. Am nächsten Morgen war sie schon vor Tage aus dem Haus gegangen.

Salome hielt inne, als wünsche sie das weitere mit Schweigen zu bedecken, doch bald empfand sie, dass sie alles sagen müsse. Noch am gleichen Morgen war Maria von den Jüngern in der Stadt gesehen worden, in Begleitung des jungen Schriftgelehrten, den sie von Kapernaum her kannte. Als sie bis zum andern Tag nicht wieder kam, ergaben Erkundigungen, dass der Schriftgelehrte sie in sein Haus genommen hatte. Die Sache war schon ausgekommen und hatte in den Pharisäerkreisen grosses Ärgernis erregt.

Um dieselbe Zeit, als in Beth Hanna Salome mit Jesus sprach, sassen die Schriftgelehrten in der Stadt beisammen. Was hatte ihnen der junge Rabbi schon für Not gemacht. Jezt galt es, ihn vor dem Äussersten, dem Abfall vom rechten Glauben, zu bewahren. Natürlich hatte die Verführerin an allem Schuld. Man wollte den Kollegen schonen, aber mit der Ehebrecherin musste nach der Strenge des Gesetzes verfahren werden.

Als man im eifrigen Verhandeln war, kamen andere herein, die das Neuste vom Markt mitbrachten. Der galiläische Prophet, den man seit Tagen schon gesucht hatte, war in der Stadt gesehen worden. Der Älteste der Schriftgelehrten rieb sich die Hände. Die Nachricht gab ihm einen Plan ein, der sein Antlitz vor Freuden leuchten machte. Er bat die andern, ihm alles weitere zu überlassen. Er werde Jesus eine Schlinge legen, aus der er nicht entschlüpfen solle.

Am nächsten Morgen brach Jesus mit den Jüngern von Beth Hanna auf. Da es noch Zeit war, trat er in den Garten, der zum Haus gehörte. Nach der Ölkelter, die am Hang des Berges in den Fels gehauen war, hiess er Gethsemane. Wie es der Festbrauch war, hatte man im Garten eine Hütte von grünem Laube aufgeschlagen. Ihr Platz gewährte einen wundervollen Ausblick auf den Tempel, der im Glanz der Morgensonne sich eben aus den Nebelschleiern des Kidrontales hob.

Von Kind auf hatte Jesus diesen Garten lieb. Wie oft hatte er an heissen Tagen im Schatten seiner Ölbäume oder im Cypressenwinkel bei der Ölkelter geruht. Er kannte hier jeden Baum und Strauch. Schon als Knabe hatte er dem Gärtner beim Beschneiden der Weinstöcke und beim Keltern der Oliven zugesehen. Ein breitästiger Feigenbaum, der mitten im Weinberg stand, war ihm besonders lieb gewesen. Schon zwei Jahre hatte er aufgehört zu tragen, obwohl der Gärtner alle Mühe auf ihn wandte.

Jesus trat heran und suchte unter seinen Blättern Frucht; aber auch dies Jahr war er unfruchtbar geblieben.

„Willst du denn niemals mehr Frucht bringen?" sagte er trauernd zu dem Feigenbaum.

Simon, der dabei stand, meinte, dass man den Baum schlagen solle.

Auf dem Wege in die Stadt schlossen sich Leute von Bethphage und Galiläa am Berg des Ärgernisses an. Man kam auf den Sikarieraufstand und auf die Opfer des Blutbades zu sprechen. Die einen

beklagten, dass so viel unschuldiges Blut geflossen sei; die andern meinten, es müssten doch arge Sünder gewesen sein, die Gott so hätte strafen müssen. Jesus unterbrach sie:

„Meint ihr, dass diese Galiläer mehr als alle andern Galiläer Sünder waren, weil sie das erlitten haben? Nein, sage ich, sondern, wenn ihr nicht Busse tut, werdet ihr auch so umkommen. Oder jene achtzehn, auf die der Turm von Siloa fiel und erschlug sie, meint ihr, dass sie schuldiger gewesen sind, als alle andern Bürger von Jerusalem? Nein, sage ich euch, sondern, wenn ihr nicht Busse tut, werdet ihr auch so umkommen."

Dann sprach er von dem kommenden Gericht und von der Langmut Gottes, die den Menschen Zeit zur Busse lasse, und schloss mit einem Gleichnis:

„Es hatte einer einen Feigenbaum, der in seinem Weinberg stand, und kam, um Frucht daran zu suchen, und fand keine. Da sprach er zu dem Weingärtner: Sieh, drei Jahre komme ich und suche Frucht an diesem Feigenbaum und finde keine. Nimm die Axt und haue ihn ab, was soll er noch den Boden wegnehmen? Der Gärtner aber sagte: Herr, lass ihn noch dieses Jahr, dass ich um ihn grabe und einen Korb Dünger zutue. Wenn er Frucht bringt, gut, wenn nicht, so schlage ihn im nächsten Jahr.

„Nehmt ein Gleichniss von dem Feigenbaum. Wenn seine Zweige schwellen und seine Blätter treiben, wisst ihr, dass die Erntezeit nahe ist."

Simon dachte an den Feigenbaum im Garten und verstand, dass Jesus von seinem Volke sprach.

Viertes Kapitel.

Der Zudrang zum Morgenopfer war ungeheuer. Nur Schritt für Schritt kam man im Strom der Festgemeinde auf dem vorgeschriebenen Wege vorwärts. Vom Dreitunneltor, wo man den Tempelberg betrat, schob sich die Pilgermasse langsam über den Marktplatz durchs Wassertor in den Frauenvorhof und vom Frauenvorhof durchs Obertor in den Vorhof Israels bis vor die Schranke, die den Altarraum umgab. Die Zeit zur Anbetung war kurz bemessen. Schon trieb der Strom der Pilger durch die Vorhöfe und Tore zum Tempelmarkt zurück. Vom Markt aus konnte sich die Menge auf die Aussenhöfe und Säulenhallen des Tempelbergs verteilen. Hier liefen vormals enge Gassen mit Priesterwohnungen und Kaufhallen um das Heiligtum herum. Seit Herodes das ganze Areal rasiert und den Platz durch imposante Säulenhallen eingeschlossen hatte, war für Zehntausende von Festbesuchern Raum geschaffen worden. Ein Übelstand war, dass der neue Aussenhof, der den gottesfürchtigen Heiden aus allen Weltteilen zum Betplatz dienen musste, noch den alten Tempelmarkt vor dem Wassertor umschloss.

Abseits vom Getriebe lief an der Ostseite des Tempelmarkts die Halle Salomos entlang. Sie war der einzige Teil der alten Bauten, der von der herodi-

anischen Restauration unberührt geblieben war. So baufällig sie war, hatte sie, hoch über dem Kidrontale hängend, den Reiz des freien Ausblicks auf den Ölberg.

In diese Halle begab sich Jesus nach dem Morgenopfer. Seine Jünger und eine Schar von Galiläern, die ihn im Heiligtum entdeckt hatten, waren ihm gefolgt. Sie liessen sich im Kreise um ihn nieder.

Jesus hatte eben angefangen, ein Schriftwort, über das er zu den Jüngern sprach, mit dem Finger in den Sand zu malen, als ein Zug von Pharisäern, die eine Frau in ihrer Mitte führten, vom Tempelmarkt her in die Halle trat. Der Anblick der verhüllten Frau hatte die Neugierde der Volksmenge erregt, die in hellen Haufen den Zug begleitete.

Als Jesus aufblickte, sah er den Schriftgelehrten vor sich stehen, der ihn schon in Kapernaum verfolgt hatte. Zugleich streifte sein Auge die Frau, die man von ihrer Fessel löste und entschleierte. Wie kam Maria von Magdala hierher?

„Rabbi", begann der Schriftgelehrte, die Widerstrebende vor Jesus zerrend, „dies Weib ist beim Ehebruch ergriffen worden. Moses hat uns befohlen, dass man solche steinigen soll. Was urteilst du?"

Der erste Vorsatz Jesu war, die Zumutung, die man ihm stellte, abzulehnen. Er bückte sich und fuhr im Schreiben fort.

Der Schriftgelehrte hatte Zeit. Er wartete, bis Jesus den Satz, den er zu schreiben angefangen hatte, beendet haben würde. Jesus fühlte den Blick des Anklägers auf sich gerichtet und spürte das Zittern der zum Tode erschrockenen Frau.

Plötzlich hob er das Haupt, fasste den Schriftgelehrten und die Pharisäer fest ins Auge und sagte:

„Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie."

Dann bückte er sich nieder und fuhr im Schreiben fort, als sei die Sache für ihn abgetan.

Die Menge, die begriffen hatte, dass die Pharisäer Jesus in die Enge treiben wollten, war Zeuge ihrer peinlichen Verlegenheit. Was sollten sie auch tun? Sie sahen einander an, zuckten mit den Achseln und stahlen sich, einer nach dem andern, die Ältesten voran, davon. Nur der leere Raum, in dem die Frau vereinsamt stand, bezeugte noch die Klage, die man gegen sie erhoben hatte.

Durch die Stille aufmerksam gemacht, sah Jesus, fast von der Wirkung seiner Worte überrascht, vom Schreiben auf.

„Frau, wo sind deine Verkläger? — Hat dich keiner verurteilt?"

„Keiner, Herr," antwortete sie kaum hörbar.

„So verurteile ich dich auch nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr."

Maria war es, als ob sie sich vor Jesus in den Staub werfen müsse. Aber die Gegenwart so vieler Menschen schüchterte sie ein, und sie wandte sich zum Gehen. Niemand rief ihr ein böses Wort nach. Alles war erschüttert von der Strenge und Gnade ihres Richters.

Als die Menge sie durchgelassen hatte, kamen Frauen auf sie zu, die sie in ihre Mitte nahmen und mit ihr den Tempelplatz verliessen, Salome und Johanna, die Frau des Chusa.

Jetzt erst wogte die Menge durcheinander. Die einen blieben und liessen sich im Hörerkreise nieder, die andern kehrten auf den Tempelplatz zurück. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Pilgermassen: Der Prophet von Nazaret ist auf das Fest gekommen.

Zur Mittagszeit erhob sich Jesus und entliess die Menge, die von Stunde zu Stunde angewachsen war.

Als er mit Simon und Matthäus durch die Gassen der Unterstadt zum Siloa ging, begrüsste ihn ein Pharisäer, der von dem Vorfall in der Halle Salomos nichts wusste, und gesellte sich ihm zu. Er war ein vornehmer und reicher Mann, besass ein stattliches Haus in der Stadt und ein Landgut in Arimathia am Fuss des Samuelsberges. Sein Name war Joseph. Seine Freunde hatten schon lange seine Wahl in den Hohen Rat betrieben. Er pflegte in den Festtagen ein offenes Haus zu haben und hatte unterwegs schon ein ganzes Rudel von Pharisäern und Schriftgelehrten, die vom Lande hereingekommen waren, eingeladen. Von Jesus hatte er mancherlei gehört, das ihm gefiel. Er lud ihn zum Mittagessen ein. Trotz seines lässigen und selbstbewussten Wesens sprach ein edler Sinn aus seinen Zügen. Jesus nahm die Einladung für sich und seine Jünger an.

Als sie das Haus betraten, befahl der Wirt das Mahl zu richten. Während zwei Dienerinnen sich beeilten, ihm die Füsse zu waschen und das Haupt zu salben, liess man Jesus und die beiden Jünger stehen. Nur zuletzt stellte man den Fremden für die rituelle Waschung Schüssel und Kanne hin, damit sie sich die Hände übergiessen könnten.

Jesus war während der Toilette, die der Hausherr machte, auf den Vorplatz hinausgegangen, und trat erst auf die Einladung des Wirtes, ihm in den Speisesaal zu folgen, ein. Ein leises Missbehagen des Pharisäers, dass er die Waschung unterliess, entging ihm nicht.

Ein Schwarm von Gästen erwartete den Wirt. Er hiess sie mit Umarmung und Kuss willkommen. Die Gäste fragten sich vergeblich, was die Galiläer hier im Hause wollten.

Als sich der Gastgeber an der Tafel niederliess, drängte sich alles zu den ersten Plätzen hin. Zur Rechten des Wirtes liess sich ein grosser Schriftgelehrter aus Jericho nieder. Jesus wurde vom Wirt gebeten, an seiner Linken Platz zu nehmen. Die letzten Plätze blieben für Simon und Matthäus übrig. Die Dienerschaft trug Speisen und Getränke in kostbaren Gefässen auf. In den vornehmen Häusern von Jerusalem ass man nach griechischer Sitte. Man lag auf Polstern ausgestreckt, den linken Arm auf das Kissen stützend, um mit der Rechten die Speisen einzunehmen. So kam es, dass der Hausherr Jesus meist den Rücken kehrte.

Der grosse Schriftgelehrte aus Jericho, der sich gern reden hörte, nahm die Unterhaltung völlig in Beschlag. Er sprach von den Werken der Gerechtigkeit, von Fasten und Almosen und erwähnte, dass er den Zehnten auch von den Küchenkräutern gäbe. Er machte keinen Hehl aus seinem Abscheu gegen alle sadduzäische Aufklärung und epikuräische Philosophie und stellte die Überlieferungen der Ältesten noch über das mosaische Gesetz. Dann erzählte er

ein Langes und Breites von einem ihm bekannten Wanderlehrer, der in aller Welt Proselyten machte und in Rom bei den Damen des kaiserlichen Hofes Eingang gefunden hatte. Beiläufig wandte er sich an die Tischgenossen und empfahl ihnen, die Prophetengräber vor der Stadt zu besichtigen, die man kürzlich mit grossem Kostenaufwand restauriert hatte. Alles hing an den Lippen des grossen Schriftgelehrten, als ein neuer Gast die Unterhaltung in unliebsamer Weise störte.

Von den Dienern unbemerkt, war eine Frau in den Saal getreten. Sie hob den Schleier, liess das Auge über die Gäste gleiten und trat an das Fussende des Polsters, auf dem Jesus lag. Unter ihrem Mantel trug sie eine Alabasterflasche mit Nardensalbe. Zur Verwunderung der Gäste kniete sie zu Jesu Füssen nieder und brach in Tränen aus, sodass sie seine Füsse mit ihren Tränen netzte. Als hätte sie etwas Ungeschicktes getan, begann sie die benetzten Füsse mit ihrem Haar zu trocknen, küsste sie und salbte sie mit der Narde aus der Alabasterflasche. Der Duft der Salbe erfüllte den ganzen Raum.

Jesus, der Maria sogleich erkannte, liess sie gewähren, als sie, ohne es zu wissen, ihm die Ehre erwies, die man beim Eintritt in das Haus ihm vorenthalten hatte. Der Hausherr sah verwundert die Scene an und dachte: Wenn das ein Prophet wäre, so wüsste er, was das für ein Weib ist, und liesse sich von ihr nicht anrühren.

Als Jesus das Erstaunen seines Wirts bemerkte, beugte er sich über den Tisch hinüber und richtete an Simon, der am unteren Ende sass, das Wort:

„Simon", rief er ihm über die Tafel zu, „ich habe dir etwas zu sagen."

„Rede, Meister," antwortete Simon.

„Ein Wechsler," begann Jesus, „hatte zwei Schuldner. Der eine schuldete ihm fünfhundert Denare, der andere fünfzig. Da sie nicht zahlen konnten, schenkte er es beiden. Welcher von beiden, dünkt dich, wird ihn wohl am meisten lieben?"

Simon, der jetzt zum ersten Mal zu Worte kam, erwiderte:

„Ich denke, der, dem er am meisten schenkte."

„Du hast recht geurteilt, Simon", erwiderte ihm Jesus.

Dann wandte er sich an den Hausherrn:

„Siehst du diese Frau? Ich bin in dein Haus gekommen, und du hast mir kein Wasser für die Füsse gegeben; sie aber hat mir die Füsse mit ihren Tränen genetzt und mit ihrem Haar getrocknet. Du hast mir keinen Kuss zum Willkomm gegeben; sie aber hat, seit sie eintrat, nicht abgelassen, mir die Füsse zu küssen. Du hast mir das Haupt nicht mit Öl salben lassen, sie aber hat mir die Füsse mit Narde gesalbt. Deswegen sage ich dir, ihr sind viele Sünden vergeben, und darum ist ihre Liebe gross."

Der Hausherr errötete. Er war vornehm genug, die Rüge hinzunehmen.

Die Tischgenossen waren sprachlos. Der grosse Schriftgelehrte lehnte sich zurück und sagte voll Empörung: „Wer ist der, der hier Sünden vergibt?"

Die Frau erhob sich, verbarg die Alabasterflasche unter ihrem Mantel, zog den Schleier über ihr Gesicht und trat zurück, als warte sie, ob Jesus ihr noch etwas zu befehlen habe.

„Gehe hin in Frieden," entliess sie Jesus.

Lautlos, wie sie gekommen war, verliess Maria von Magdala das Haus.

Es war, als ob der Zwischenfall die Rollen der Tischgenossen ausgewechselt hätte. Wollte es erst den Anschein haben, als sei Jesus in diesem Kreise nur geduldet, so war es jetzt, als sei er der Herr des Hauses und ehre die andern durch seine Gegenwart. So nahm auch Jesus nach der Unterbrechung zuerst das Wort:

„Ihr Pharisäer haltet streng die Überlieferungen der Ältesten und seid geärgert, wenn jemand die rituelle Waschung unterlässt. Ihr verzehntet Minze, Dill und Kümmel, aber am Recht und an der Liebe Gottes geht ihr vorbei. Man sollte das eine tun und das andere nicht lassen. Ihr reinigt auswendig die Becher und die Schüsseln, aber euer Inwendiges ist voll Habgier und Schlechtigkeit. Ihr Toren, schuf nicht derselbe Schöpfer, der das Äussere machte, auch das Innere? So reinigt eure Herzen, und alles wird euch rein sein."

Empört sahen die Gäste auf den Wirt, der solche Reden an seinem Tisch duldete. Der Hausherr aber wünschte nicht zum andern Mal beschämt zu sein, nahm Jesu Worte hin und zog ihn wieder ins Gespräch.

Nach der Beendigung des Mahles begaben sich die Gäste, noch des Ärgers und der Entrüstung voll, ins Heiligtum, wo sich die Pharisäerhäupter im Obertor vor dem Gottesdienst zu versammeln pflegten. Man erzählte ihnen, was vorgefallen war. Auch der

Schriftgelehrte, der am Morgen mit der Ehebrecherin so schlecht gefahren war, kam dazu. Man beriet, was zu tun sei, um Jesus unschädlich zu machen. Eine Klage beim Hohen Rat vorzubringen, bot wenig Aussicht, weil ihre Gegner, die Sadduzäer, alle Lehrprozesse zu verhindern wussten. Es gab noch einen anderen Weg, um Jesus in ein peinliches Verfahren zu verwickeln. Man konnte durch die Leute des Herodes, die zum Fest mit dem Tetrarchen in die Stadt gekommen waren, die Sache an den Prokurator bringen. Als Galiläer war Jesus Herodes Untertan. Obwohl der Tetrarch nicht auf dem besten Fuss mit dem Statthalter stand, so wusste man doch, dass Pilatus sich Herodes gern gefällig zeigen würde, um ihn von einer Klage bei dem Kaiser wegen des Einbruchs der Cohorte in den Tempel abzuhalten. Was man brauchte, war ein Zeugnis, um Jesus für römische Begriffe als staatsgefährlich hinzustellen. Dazu taugte am besten die Steuerfrage. Zwar lehrten auch die Pharisäer, dass Gottes Volk an Gott allein zu steuern habe, aber sie taten nicht, was sie lehrten, und zahlten Steuern an die Römer. Doch da es galt einen Nebenbuhler aus dem Weg zu räumen, konnte man wohl einmal auch ein Prinzip zum Opfer bringen. Wenn Jesus, wie man annahm, sich in der Steuerfrage römerfeindlich aussprach, war der Zweck erreicht; wenn aber römerfreundlich, so hatte er es mit dem Volk verdorben. Der Plan fand Beifall. Man wählte einige unverdächtige Parteigenossen aus, die Jesus vor dem Volk wegen der Steuerpflicht befragen sollten, und bat Leute des Herodes als Zeugen mitzugehen. Die Häupter der Pharisäer

und Schriftgelehrten wollten im Hintergrunde bleiben.

Als Jesus nach der Stunde des Gebets am Nachmittag mit seinen Jüngern in der Osthalle des Tempels sass, und sich von allen Seiten grosse Scharen von Festbesuchern um ihn drängten, kamen die Sendlinge der Pharisäer und führten sich mit frommen Mienen ein.

„Rabbi", begann ihr Sprecher, „wir wissen, dass du wahrhaftig bist und nach niemand fragst. Du siehst keine Person an und lehrst den Weg Gottes der Wahrheit nach. Sage uns: Sollen wir dem Kaiser Steuer zahlen oder nicht?"

Wenn ihre Absicht eine lautere war, hätten die Herodesleute nicht zugegen sein müssen. Jesus erkannte, wie zweischneidig die Frage war, die man ihm stellte, ging aber ohne Zögern darauf ein:

„Gebt mir die Steuermünze, dass ich sie besehe."

Viele Hände fuhren in den Gürtel. Der erste, der die rechte Münze griff, reichte sie ihm hin. Es war ein römischer Denar. Jesus nahm die Münze, besah sie und wies sie dem Fragesteller hin:

„Wes ist das Bild und die Überschrift?"

„Des Kaisers," war die Antwort.

„So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

Die Stille, die während dieser Wechselrede herrschte, währte noch einige Augenblicke. Dann aber flog ein Lächeln der Befriedigung über die Gesichter der Hörer, die ihm nahe standen.

Wie war die Entscheidung Jesu ausgefallen? Nicht zu Gunsten der Römerfeinde; Jesus hatte geurteilt, dass man Rom zu steuern habe. Nicht zu Gunsten der Römerfreunde; Jesus hatte geurteilt, dass man

Gott zu gehorchen habe. Die Frage des Gehorsams gegen die herrschende Gewalt hatte zur Kehrseite die Gewissensfrage nach dem Gehorsam gegen Gott. Wer Jesus verstanden hatte, begriff, was seiner kurzen Rede langer Sinn war: Wenn ihr Gott gegeben hättet, was Gottes ist, so brauchtet ihr dem Kaiser nicht zu geben, was des Kaisers ist. Gebt Gott die Ehre, und er wird euch vom Joch der Fremdherrschaft befreien.

Zum zweiten Mal hatte Jesus heute seine Gegner mit einem Wort aus dem Sattel gehoben. Wie unbestritten sein Sieg in den Augen des Volkes war, das zeigte sich, als die Pharisäer in der Menge wieder untertauchten. Vergebens versuchten die Schriftgelehrten, das Ohr der Menge zu gewinnen und sie gegen den galiläischen Propheten aufzureizen. Die Pilgermassen drängten sich nur um so mehr zu Jesus hin.

Als er gegen Abend aufbrach und auf die Stufen trat, die von der Halle zum Platz hinabführen, grüsste ihn das Volk von allen Seiten. Da winkte Jesus, zum Zeichen, dass er reden wolle. Als alles still geworden war, rief er über die tausendköpfige Menge hin:

„Auf den Stuhl Moses haben sich die Schriftgelehrten und die Pharisäer gesetzt. Alles, was sie euch sagen, tut; nach ihren Werken aber tut nicht. Denn sie sagen es wohl, aber sie tun es nicht. Sie binden schwere Lasten und legen sie den Menschen auf den Nacken; sie selbst aber rühren sie mit keinem Finger an. Alle ihre Werke tun sie, um von den Leuten gesehen zu werden. Sie machen ihre Gebetszettel breit und ihre Kleiderquasten lang. Sie stolzieren in den Säulenhallen einher und wollen auf dem

Markt gegrüsst sein. Bei den Gastmählern sind sie auf die ersten Plätze aus und in den Synagogen auf die Vordersitze. Sie saugen die Häuser der Witwen aus und verrichten zum Schein lange Gebete. Sie werden um so schwerer ins Gericht fallen."

Da trat ein Gesetzeslehrer, der seinen Zorn nicht mehr beherrschen konnte, vor Jesus hin und schrie ihn an:

„Rabbi, mit solchen Reden beschimpfst du uns."

Zugleich drängten Pharisäer und Schriftgelehrte, die unter der Menge waren, nach vorn, bedrohten ihn mit Fäusten und stiessen wilde Verwünschungen aus.

Da brach ein Zorngewitter in der Seele Jesu los, und wie Donner rollten seine Weherufe wider die scheinheilige Heuchlerzunft über die Köpfe der Menge hin:

„Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr schliesst das Reich Gottes vor den Menschen zu; ihr kommt nicht hinein, und andere lasst ihr nicht hinein.

„Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr durchstreift Meer und Land um einen einzigen Proselyten zu machen; und wird er es, so macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zweimal so arg als zuvor.

„Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr seid wie die getünchten Gräber, die von aussen schön aussehen; inwendig aber sind sie voll Moder und Totengebein.

„Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, ihr baut die Gräber der Propheten und schmückt die Denkmäler der Gerechten und sprecht: Wenn wir zu unserer Väter Zeit gelebt

hätten, wir hätten uns nicht versündigt am Blute der Propheten. So bezeugt ihr wenigstens, dass ihr Söhne der Prophetenmörder seid.

„Macht das Mass eurer Väter voll!"

Als Jesus dies Gericht an seinen Feinden vollzogen hatte, erhob sich ein unbeschreiblicher Tumult. Das Gezeter und die Flüche der Schriftgelehrten wurden übertönt durch eine Kundgebung der Menge, die keinen Zweifel liess, auf wessen Seite die Pilgermassen standen. Erst als die Schriftgelehrten sich zurückgezogen hatten, trat wieder Ruhe ein.

Da erhob Jesus noch einmal seine Stimme und rief über die ganze Menge hin:

„Kommt zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch erquicken. Nehmt *mein* Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Was jeder fühlte, hatte Jesus ausgesprochen. Das Joch der Pharisäer war zu schwer geworden. Lasten über Lasten hatten die Schriftgelehrten dem Gewissen des Volkes aufgebürdet. Es war nicht mehr zu tragen. Ein Sehnen nach Erlösung von der schweren Gesetzeslast, ein Freiheitsahnen überkam die Menge. Ein Gottgesandter war gekommen, ein Prophet war aufgestanden. Und doch ..... so geknechtet war die Seele dieses Volkes unter Priesterherrschaft und Gewissenstyrannei, dass niemand wagte, die Gottesbotschaft anzunehmen. Wenn ihre Seelenführer und Glaubenshüter Jesus verurteilten, durfte das Volk, das vom Gesetz nichts

weiss, sich auf die Seite des Propheten schlagen?

Als Jesus mit den Jüngern den Tempelplatz verliess, folgten ihm Hunderte von Pilgern bis zum Siloa und vor die Stadt hinaus. Beim Aufstieg zum Ölberg verlief die Menge sich; nur ein kleines Häuflein Anhänger gab ihm Geleit bis vor sein Haus.

Die Jünger waren auf dem Wege still geworden. Sie sprachen leise miteinander von den Folgen, die der Angriff Jesu auf die Pharisäer und Schriftgelehrten haben musste. Nur Judas war zuversichtlich und redete verächtlich von den Feiglingen, die sich nicht an sie wagen würden. Auch die Zebedäussöhne sahen ernstliche Gefahr. Simon war tief bekümmert. Jesus habe sich die Frommen Israels zu Todfeinden gemacht. Wenn Gott nicht Wunder tue, sei Jerusalem für ihn verloren. Oder würde etwa der Sanhedrin ihn schützen, wenn die Schriftgelehrten ihn verfolgten? Würden die Sadduzäer ihn vor den Pharisäern retten?

Jesus war vorangegangen. Vor dem Hause blieb er stehen und erwartete das Häuflein, das ihm folgte. In den Gesichtern seiner Treuen las er Furcht und Sorge. Er sprach sie an:

„Meine Freunde, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und danach nichts mehr tun können. Ich will euch sagen, wen ihr fürchten sollt. Fürchtet euch vor dem, der nach dem Töten Vollmacht hat, in die Hölle zu werfen. Ja, ich sage euch, den fürchtet. Sonst aber fürchtet nichts. Verkauft man nicht fünf Sperlinge für zwei Heller? Und doch ist ihrer keiner vor Gott vergessen. Aber bei euch sind

auch die Haare auf dem Haupt gezählt. Fürchtet euch nicht, ihr seid mehr als Sperlinge. Und ich sage euch: Wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem will auch ich mich bekennen vor meinem Vater. Wer aber mich verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater. Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater wohlgefallen, euch das Reich zu geben."

Damit entliess sie Jesus und ging ins Haus.

Fünftes Kapitel.

Im Sitzungssaal des Sanhedrins, der im südlichen Pylon des Altarhofs lag, fand am Morgen eine aufgeregte Verhandlung statt. Hier pflegten sich nach dem Morgenopfer die Erzpriester mit den Häuptern der Pharisäer zu versammeln, um die Tagesangelegenheiten zu besprechen.

Der alte Gegensatz zwischen dem Priesteradel und den Führern der pharisäischen Volkspartei, der den Verhandlungen des Sanhedrins das Gepräge gab, ging auf die Zeit der Religionsverfolgung in der Syrerzeit zurück. Damals waren die Söhne Sadoks, das alte Priestergeschlecht von Jerusalem, Anhänger der griechischen Partei gewesen, die auf die Abschaffung der jüdischen Religionsgebräuche hinarbeitete und das nationale Heiligtum dem Götzendienst preisgab. Sadduzäisch hiess seitdem so viel als heidnisch gesinnt. Wie man im Volk zwischen den Frommen und den Sündern unterschied, so in der Oberschicht zwischen Pharisäern und Sadduzäern. Nach dem Freiheitskampf der Makkabäer war zwar auch der Priesteradel wieder zum Glauben Israels zurückgekehrt. Doch den Frommen galt er noch immer, da er der Träger griechischer Bildung und Weltkultur geblieben war, als heidnisch gesinnt und ungläubig, womit man vielen unter ihnen kein Unrecht

tat. Die Adelsgeschlechter, unter deren vornehmsten Familien das Hohepriesteramt zu wechseln pflegte, hatten nach dem Untergang der Hasmonäerherrschaft mit dem Thronräuber Herodes paktiert und ihren Frieden mit Rom gemacht. Seit der erste Statthalter des Kaisers die Burg bezogen hatte, war das Pontifikat dem Haus des Hannas zugefallen. Ein Jahrzehnt lang hatte der ehrgeizige und zähe Hierarch das hohepriesterliche Brustschild getragen. Dann hatte er im Wechsel mit anderen Familien erst seinen Sohn Simon und zuletzt seinen Schwiegersohn Joseph, genannt Kaiphas, auf den hohenpriesterlichen Stuhl gebracht. Schon seit zwölf Jahren leitete Kaiphas den Priesterstaat. Er war hart und hochfahrend und nur auf die Interessen der Tempelaristokratie bedacht. Beim Volk war er unbeliebt, aber er verstand es, die Rechte des Sanhedrins, in welchem er den Vorsitz führte, gegen den kaiserlichen Prokurator zu behaupten. Doch auch unter seinem Pontifikat war der alte Hannas die Seele des Hohen Rats geblieben. Er hatte seine Macht dadurch befestigt, dass er einen Kompromiss mit den Führern der pharisäischen Volkspartei geschlossen hatte. Er liess die Pharisäer und ihre Wortführer, die grossen Schriftgelehrten, in allen Fragen der Glaubenslehre und des kanonischen Rechts gewähren und behielt um so sicherer die politische Führung der Nation in seiner Hand. Die Pharisäer hatten nicht gern mit Rom zu tun und überliessen es dem Priesteradel, sich vor dem Volk das Odium der Römerfreundschaft aufzuladen. So standen sich Römerfreunde und Gesetzeseiferer, Sadduzäer und Pharisäer im Hohen Rat gegenüber. Hannas aber

spielte als kluger Diplomat die Parteien gegeneinander aus, wusste sie bald zu reizen, bald zu beschwichtigen, und setzte bei allen Streitigkeiten seinen Willen durch.

Auch bei der heutigen Verhandlung war es so. Die Obersten der Pharisäer und die Schriftgelehrten sprachen eifrig auf ihn ein. Die unerhörten Anklagen, die ihnen Jesus gestern vor dem ganzen Volk ins Gesicht geschleudert hatte, durften nicht ungeahndet bleiben. Es sei doch unerträglich, dass sich dieser unwissende Galiläer wie ein Gesetzeslehrer gebärde, täglich einen immer grösseren Schülerkreis um sich versammle und mit seinen Reden das ganze Volk betöre. Es sei an der Zeit, ihm das Lehren in den Tempelhallen zu verbieten und ihn unschädlich zu machen. Hannas, der mit eingekniffenen Lippen ihre heftigen Reden anhörte, wandte ein, dass jedermann im Tempel lehren dürfe, und dass die Schriftgelehrten kein verbrieftes Recht hätten, allein zum Volk zu sprechen. Es müsse wohl etwas geschehen, doch streng genommen, sei kein Grund vorhanden, gegen Jesus einzuschreiten. Die Sadduzäer verstanden, dass der alte Praktikus den Pharisäern ihre Niederlage gönnte, und hielten ihm die Stange. Da erklärten die pharisäischen Fanatiker, sie würden sich selbst Recht verschaffen, Jesus an den Hohen Rat ausliefern und darauf bestehen, dass ihm wegen Verachtung der heiligen Gebräuche und gotteslästerlicher Reden der Prozess gemacht würde. Hannas zuckte die Achseln. Die Sadduzäer hatten ihren Spott darüber. Die Eiferer verliessen den Sitzungssaal. Draussen berieten sie mit den Parteigenossen. Der alte Schriftgelehrte

aus Jericho bot sich an, wenn die Ratsherren mit ihm gehen würden, den Galiläer aus der Volksmenge herauszuholen. Sie machten sich auf den Weg. Zwei Sadduzäer, die ihre Wut ergötzte, folgten ihnen.

Hannas, der das eigenmächtige Vorgehen der Eiferer verhindern wollte, versuchte die zurückgebliebenen Ratsherren von der Pharisäerpartei zu begütigen, und erklärte, er werde mit Kaiphas die Sache weiter in Beratung nehmen. Er war beruhigt, als die angesehensten der Pharisäer, der grosse Schriftgelehrte Gamaliel und der greise Ratsherr Nikodemus, der Meister Israels, wie man ihn nannte, ihm beistimmten, dass man Lehrprozesse vermeiden müsse, die den Hohen Rat nur zum Gespött der Römer machten.

Da trat der Tempelhauptmann ein, der die Aufsicht über den Wachtdienst im Heiligtum hatte. Wie immer, hatte er auch heute seine Späher unter das Volk verteilt. Sie hatten die Pilgermassen auszuhorchen und meldeten ihm alles, was in der Festgemeinde vorging. Sein Bericht gab den Befürchtungen der Pharisäer Recht.

Die Meldungen stimmten darin überein, dass der Name des galiläischen Propheten in aller Munde sei. Die Niederlage der Schriftgelehrten sei das Gespräch des Tages. Was schlimmer sei, das Wort Messias sei gefallen. Man frage sich, wenn der Messias käme, ob er noch grössere Zeichen tun könne, als der Nazarener. Man streite sich, ob die Merkmale des Messias auf ihn zuträfen. Die einen sagten: Kann der Messias aus Galiläa kommen? Muss er nicht von David

stammen und in Bethlehem geboren sein? Die andern wollten wissen, dass Jesus ein Davidssohn und in der Tat aus Bethlehem gebürtig sei.

Hannas wurde stutzig. Nur die Sadduzäer nahmen noch immer alles auf die leichte Achsel und tischten die alten Fabeln über die Herkunft Jesu auf. Sein Vater sei ein Samariter. Nein, rief ein anderer: „Sein Vater war ein Sidonier, namens Panthera". Ein dritter wollte wissen, dass Jesus mit Erfolg in Samaria aufgetreten sei. Man solle ihn doch zu den Samaritern schicken, damit er ihnen die Bundeslade aus dem Berge hole.

Hannas wurde ärgerlich und bat, die Sache ernst zu nehmen. Das Gerede vom Messias gäbe der Sache ein anderes Gesicht. Man müsse sich für alle Fälle der Person Jesu versichern. Ob der Tempelhauptmann glaube, dass er die Sache übernehmen könne.

Der Tempelhauptmann trug Bedenken. Jesus sei von seinen Jüngern wie von einer Leibwache umgeben, und die Pilgermassen würden der Gewalt Gewalt entgegensetzen. Käme es zu einem Tumult, so würden die Römer einschreiten. Pilatus warte nur darauf, dem Sanhedrin aufs neue seine Macht zu zeigen. Der beste Weg sei, wenn die Ratsherren ihn durch ihre Knechte ohne Aufsehen festnehmen und einbringen lassen würden.

Die Ratsherren stimmten bei. Nur Nikodemus wollte von Gewalt nichts wissen. Er verlangte, dass alles nach Recht und Ordnung zugehe. Als man nicht auf ihn hörte, ging er fort. Hannas bat einen seiner Söhne, ihm nachzugehen und ihn mit Güte zurückzubringen.

Die Ratsherren riefen ihre Knechte vom Hof herein.

Der Knecht des Hannas sollte ihre Führung übernehmen. Er sollte fürs erste Jesus überwachen und Gelegenheit suchen, sich ohne Aufsehen seiner zu bemächtigen.

Es war heute Sabbat. Die Pilgermassen wogten in den Tempelhöfen auf und nieder. In den Hallen sassen die Schriftgelehrten mit ihren Schülerkreisen, von vielem Volk umstanden. Doch keiner von ihnen hatte solchen Zulauf wie Jesus, der in der Halle Salomos inmitten eines grossen Hörerkreises sass.

Der Schriftgelehrte, der zuvor sich angeboten hatte, Jesus aus der Volksmenge herauszuholen, war mit den Ratsherren auf den Tempelmarkt gelangt. Von weitem folgten ihm die Sadduzäer.

Alles machte den Ratsherren ehrerbietig Platz. Sie drangen in die Halle ein, schoben die Leute rechts und links beiseite, bis sie in die ersten Reihen vorgedrungen waren, wo die Jünger um Jesus auf dem Boden sassen. Da Jesus ihren Einbruch nicht beachtete, hörten sie eine Zeit lang seiner Schriftauslegung zu. Dann kehrten sie ihm den Rücken zu und fingen sich so laut zu unterhalten an, dass es Jesus hören musste.

„Was versteht so einer von der Schrift, der nicht studiert hat?"

Jesus unterbrach sich und blickte auf:

„Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. Wer seinen Willen tun will, wird erfahren, ob sie von Gott ist, oder ob ich von mir selbst rede."

Der Sprecher wandte sich um. Jesus erkannte den

Schriftgelehrten aus Jericho, der an der Tafel des Pharisäers das grosse Wort geführt hatte. Der Schriftgelehrte rief zu ihm hinüber:

„Wer ist der Meister, zu dessen Füssen du gesessen hast? Wer hat dir ein Zeugnis ausgestellt, dass du dich hier zu lehren unterfängst?" Jesus erwiderte:

„Ich frage nicht nach Ehre von den Menschen, aber von euch weiss ich, dass ihr keine Gottesliebe habt. Ihr forschet in der Schrift und meint das Leben dran zu haben; bei mir sucht ihr das Leben nicht. Wie könnt ihr glauben, wenn ihr nach Ehre von Menschen geizt und nach der Ehre von dem Einen nicht begehrt?"

Der Schriftgelehrte unterbrach ihn hämisch:

„Willst du uns wieder vor dem Volk verklagen?" Jesus erwiderte gelassen:

„Ich brauche euch nicht zu verklagen. Ihr habt euren Verkläger, denselben Moses, auf den ihr euch verlasst. Wenn ihr Moses glaubtet, glaubtet ihr auch mir. Wenn ihr aber seinen Schriften nicht glaubt, wie könnt ihr meinen Worten glauben?"

Dem Schriftgelehrten schwoll die Zornader. Er wandte sich entrüstet an die Menge:

„Wer hat dergleichen je gehört? Wir Jünger Moses und nicht an Moses glauben!"

Jesus erhob sich. Als die Jünger aufsprangen, trat er einen Schritt auf den Schriftgelehrten zu:

„Hat euch nicht Moses das Gesetz gegeben, und niemand unter euch tut das Gesetz? — Was sucht ihr mich zu töten?"

Den Schriftgelehrten packte die Wut. Sein Arm fuhr aus dem Mantel. Er wollte Jesus an die

Kehle fahren. Da fühlte er seine Hand von einem eisernen Griff umfasst. Erschrocken und mit verstellter Miene warf er hin:

„Du bist besessen, wer sucht dich zu töten?" und wich zurück.

Als ersichtlich war, dass der Schriftgelehrte sein Abenteuer aufgegeben hatte, liess ihn Simon, der ihn gepackt hatte, los. Die Ratsherren zogen mit dem Schriftgelehrten ab. Sie sahen, dass so leicht an Jesus nicht heranzukommen war. Die Jünger und die ganze Hörermenge waren zu seiner Verteidigung bereit.

Als sie aus der Halle gingen, standen die Sadduzäer lachend auf der Seite und höhnten ihnen nach, warum sie denn den Galiläer nicht gegriffen hätten.

Judas war den Pharisäern nachgegangen, um sich zu überzeugen, wo sie blieben. Als er zurückkehrte und in der Menge Umschau hielt, bemerkte er die Knechte, die vom Sanhedrin gekommen waren. Ein dicker Wanst, den jedermann als Knecht des Hannas kannte, wies ihnen ihre Posten an und drang dann selbst bis in die Nähe Jesu vor. Judas folgte ihm und stellte sich neben ihn.

Inzwischen waren auch die Sadduzäer in den Kreis der Hörer eingedrungen. Sie hatten abgeredet, dass sie sich die Niederlage ihrer Gegner zunutze machen wollten. Hatte sich Jesus gestern in der Steuersache nicht für die Römerfreunde ausgesprochen? Wer konnte wissen, ob er sich nicht auch in andern Fragen auf ihre Seite stellen würde? Wenn er sich, rechtmässig oder nicht, für einen Davidssohn ausgab, so musste er doch schon aus Gründen der Standesehre mit dem Tempeladel gegen den Pharisäerpöbel

halten. Die Sache war einen Versuch schon wert. Wie wäre es, wenn man die Auferstehungsfrage zur Debatte stellte? Der hitzige Schulstreit, den die Pharisäer mit den Sadduzäern führten, war jedermann bekannt. Nach altjüdischer Anschauung leugneten die Sadduzäer das Leben nach dem Tode und damit auch die Totenauferstehung.

Als Jesus seine Rede endete und sich im Hörerkreise umsah, trat einer von den Sadduzäern näher und verneigte sich verbindlich, ob man eine Frage stellen dürfe.

Jesus gab ihm das Wort. Der Sadduzäer fing eine lange Auseinandersetzung an. Im Gesetz sei von einem Leben nach dem Tode nichts geschrieben. Wenn die Pharisäer jetzt die Totenauferstehung lehrten, so setzten sie sich mit Moses in Widerstreit. Auch Gründe der Vernunft bewiesen, dass die Seele mit dem Leibe sterbe, wie auch der Prediger Salomo gelehrt habe. Überdies verwickle der Glaube an die Auferstehung in Widersprüche, die niemand lösen könne; zum Beispiel: „Bei Moses steht geschrieben: Wenn einer ohne Kinder stirbt, so soll sein Bruder seine Frau nehmen. Nun waren da sieben Brüder. Der erste nahm eine Frau und starb. Da er keine Kinder hinterliess, nahm sie der zweite. Auch der starb kinderlos. Der dritte ebenso. Desgleichen starben alle sieben und keiner hatte Kinder hinterlassen. Zuletzt starb auch die Frau. Wem von den sieben soll nun die Frau zuletzt gehören? Denn alle haben sie gehabt."

Die alberne Geschichte, die die Pharisäerlehre von der Totenauferstehung lächerlich machen sollte, be-

lustigte die Menge. Doch der Schulfall, den der Sadduzäer vortrug, gab die Pharisäerlehre nicht richtig wieder; er verzerrte sie. Schriftgelehrte der Pharisäer, wie der berühmte Gamaliel, lehrten, dass die Leiber der Gerechten bei der Auferstehung in himmlische Gestalt verwandelt werden würden. Nur im Volke glaubte man, dass die Frommen aus den Gräbern in das irdische Leben wiederkehren und zusammen mit den Heiligen der letzten Tage die Erdenfreuden der Messiaszeit geniessen würden.

Der leichtfertige Ton, mit dem der Sadduzäer seine Frage vorgetragen hatte, erregte Jesu Unwillen. Den konstruierten Fall schob er beiseite und erwiderte dem Spötter:

„Euer Irrtum rührt daher, dass ihr weder die Schrift versteht, noch Gottes Macht begreift. Wenn die Toten auferstehen, werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern werden wie die Engel Gottes sein. Was aber das betrifft, ob die Toten auferstehen, — habt ihr nicht gelesen in der Geschichte vom Dornbusch, wie Gott zu Moses spricht: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott ist nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebendigen. Ihr irrt gewaltig."

Der Sadduzäer dachte nicht daran, das Feld so schnell zu räumen. Er erklärte sich bereit, der Ansicht Jesu beizutreten, falls sich Beweise für das Fortleben der Toten bringen liessen:

„Wenn einer von den Toten käme und uns predigte, so liesse sich die Sache hören. Im andern Falle bleibt sie ungewiss."

Jesus war nicht geneigt, sich mit dem Sadduzäer

weiter einzulassen. Er begann der Menge ein Gleichniss zu erzählen, aus der der Sadduzäer sich die Antwort entnehmen mochte.

„Es war ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und Seide, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Ein Armer aber lag vor seiner Tür, den Leib voll Schwären, und hätte sich vom Abhub von dem Tisch des Reichen gern gesättigt. Doch nur die Hunde kamen und leckten seine Schwären. Da geschah es, dass der Arme starb und von den Engeln getragen ward in Abrahams Schoss. Auch der Reiche starb und ward begraben. In der Unterwelt hob er seine Augen auf, da er Qualen litt, und sah von ferne Abraham und den Armen in seinem Schoss. Da rief er: Vater Abraham, erbarme dich meiner und schicke mir den Armen, dass er die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und mir die Zunge kühle; denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sagte: Gedenke, Kind, dass du dein Gutes bekommen hast in deinem Leben, er aber Böses. Jetzt wird er getröstet, du aber leidest Pein. Und überdies gähnt zwischen uns und euch eine tiefe Kluft, sodass die von hier zu euch hinüber wollen, es nicht können, noch auch die von dort zu uns. Da sprach der Reiche: Dann bitte ich dich, Vater, dass du ihn sendest in meines Vaters Haus, denn ich habe fünf Brüder, damit er sie beschwöre, dass sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen. Abraham aber sagte: Sie haben Moses und die Propheten, mögen sie die hören. Der sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen käme, würden sie Busse tun. Abraham aber

sagte: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten wiederkommt."

Als Jesus geendet hatte, verharrte der ganze Hörerkreis in tiefem Schweigen. Der Sadduzäer verneigte sich und ging. Alle empfanden den Ernst der Ewigkeit und hatten kein Verlangen, noch müssige Fragen aufzuwerfen.

Unter denen, die zunächst bei Jesus standen, befand sich auch der Knecht des Hannas. Judas stand noch immer neben ihm. Er hatte ihn und seine Schergen die ganze Zeit über beobachtet. Zu Anfang hatte der Knecht noch heimlich mit den Gesellen Zeichen ausgetauscht. Doch die Geschichte von dem Reichen und seinen Höllenqualen hatte ihn so gepackt, dass er vergessen hatte, was er eigentlich hier sollte. Von seinen Wangen tropften noch die dicken Tränen. Judas liess ihn beruhigt stehen.

Unbehelligt von den Häschern verliess Jesus mit den Jüngern das Heiligtum.

Als die Menge sich verlaufen hatte, sammelte der Knecht des Hannas seine Leute und kehrte in den Gesindehof zurück. Im Sanhedrin waren die Ratsherren noch versammelt. Hannas hatte Kaiphas herbeigeholt, auch Nikodemus hatte man zurückgebracht. Als man die Knechte kommen hörte, rief man sie herein. Sie kamen und standen da, als wüssten sie nicht, was sie sollten. Da sie den Mund nicht auftaten, fuhren die Ratsherren, die selbst erst unverrichteter Dinge zurückgekommen waren, die Knechte an:

„Warum habt ihr ihn nicht gebracht?"

Der Knecht des Hannas, der noch ganz verstört war, sagte: „So hat noch nie ein Mensch geredet, wie der redet." Die andern stimmten zu.

Jetzt ging es über die Knechte her:

„Seid ihr auch verführt? Glaubt auch einer von den Obersten an ihn, oder von den Pharisäern? Nur das Volk, das vom Gesetz nichts weiss, — Fluch soll sie treffen!"

Als man die Knechte hinausgewiesen hatte, erhob sich der greise Nikodemus und stellte an den Vorsitzenden des Hohen Rats die Frage:

„Darf man nach dem Gesetz jemand verurteilen, ehe man ihn hört und feststellt, was er tut?"

Da fuhr der Hohepriester von seinem Sitze auf:

„Bist du auch aus Galiläa? Forsche und sieh, dass aus Galiläa kein Prophet aufsteht."

Da man nutzlos zusammengekommen war, ging die Versammlung auseinander.

Sechstes Kapitel.

Jesus war über Mittag nach Beth Hanna hinausgegangen. Salome bat ihn, nicht wieder in die Stadt zurückzukehren. Er sagte, sein Leben sei in des Vaters Hand, er werde zur Stunde des Gebets ins Heiligtum hinaufgehen.

Als Jesus am Nachmittag mit den Zebedäussöhnen durch die Gassen der Unterstadt heraufkam, sahen sie einen Bettler am Wege sitzen, der unablässig in den Pilgerstrom hineinsprach: „Habt Erbarmen mit einem Menschen, der blind geboren ist."

Johannes schnitt es in die Seele, dass das arme Menschenkind noch niemals das Sonnenlicht geschaut hatte. Er fragte sich, wie ein solches Unglück mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinen sei. Dass alles Unglück, das den Menschen trifft, eine Strafe für irgendwelche Schuld sei, stand ihm fest. Wenn aber dieser arme Mensch schon von Geburt an blind war, wen traf dann die Schuld? — Johannes wandte sich an Jesus:

„Meister, wer hat gesündigt, er selbst oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?"

„Weder er noch seine Eltern," war die Antwort, „sondern die Werke Gottes sollten an ihm offenbar werden."

„Du hast recht, Meister," erwiderte Johannes. „Wer

von uns andern, die wir sehen können, würde Gott für sein Augenlicht danken, wenn er nicht durch den Anblick solcher Blinden an die Wohltat des Schöpfers erinnert würde."

Jesus war stehen geblieben. Der Blinde merkte, dass man von ihm sprach. Er sah mit seinen toten Augen zu Jesus auf, als erwarte er ein Almosen.

Um kein Aufsehen zu erregen, nahm Jesus den Blinden beim Arm und führte ihn in eine Seitengasse. Dort bückte er sich, nahm eine Hand voll Staub von der Erde auf, spie darauf und knetete einen Teig, den er dem Blinden auf die Augen strich. Dann sagte er zu ihm:

„Geh zum Siloateich und wasche dich."

Der Blinde machte sich auf und tastete mit seinem Stock den Treppenweg zum Siloateich hinab. Er war ein kluger Bursche und hatte bei allem Unglück ein heiteres Gemüt. Als vorher die beiden, die von ihm sprachen, stehen geblieben waren, hatte er von Vorübergehenden den Namen „Jesus" flüstern hören und mit der scharfen Ortsempfindung, die den Blinden eigen ist, ihn auf den Mann bezogen, der vor ihm stand. War dieser Jesus nicht der Galiläer, von dem man sich so viel erzählte, dem die Pharisäer nach dem Leben standen?

Als er zum Teich kam, wusch er sich die Lehmklumpen aus den Augen. Mit höchstem Staunen empfand er etwas, das er noch nie empfunden hatte. Das konnte nichts anderes sein, als was man ihm von Kind auf „Licht" genannt hatte, und was er niemals hatte begreifen können. Es drang so heftig auf ihn ein, dass es ihn schmerzte und die Augen zu

schliessen zwang. Die neuen Sinnesempfindungen, die wie Wellen auf ihn einstürmten, machten ihn schwindeln. Er lehnte sich an die Teichmauer an, bis er imstande war, das durch die geschlossenen Lider gedämpfte Licht zu ertragen. Dann machte er sich auf den Weg. Noch immer mit dem Stocke tastend, suchte er den Weg zur Gasse, in der er bei den Eltern wohnte. Wo die überwölbten Strassen das Licht verdunkelten, versuchte er zu blinzeln und die Augen für kurze Zeit zu öffnen. Dann stellte er Versuche an, um die neuen Eindrücke mit seinen alten Tastgefühlen zu verbinden. Je öfter ihm dies gelang, um so mehr wurde sein Kopf und Herz von einem tollen Rausch der Freude erfüllt, bis er endlich die Augen weit aufriss und seinen Stock wegschleuderte. Er konnte ja jetzt mit seinen Augen die Häuserwände und den Weg betasten. Nur schien ihm alles sehr viel näher, als da er es nur fühlen konnte. Die Wände drohten auf ihn einzustürzen. Die Leute, die den taumelnden Menschen für einen Betrunkenen hielten, gingen ihm aus dem Weg. Als er in die kleine Gasse kam, wo er zu Haus war, stiess er auf eine Nachbarin. Er starrte sie mit Augen, die wie von den Toten auferstanden waren, an und nannte sie bei ihrem Namen. Erschrocken rief die Frau die Leute her:

„Ist das nicht der Blinde, der immer sass und bettelte?"

„Was denkst du?" sagte der Trödler von nebenan, „der kann doch sehen."

Bald war die ganze Gasse da und umstand den Menschen, dem die Freude aus den Augen lachte. Der

Streit, ob er der Blinde sei, ging weiter. Die einen sagten: „Er ist es;" die andern: „Nein, er sieht ihm ähnlich." Endlich nahm ihn ein alter Mann, der ihn von Kind auf kannte, beim Kopf und sagte:

„Bist du's?"

„Ich bin's," sagte der Blindgeborene, „ich kann jetzt sehen."

„Wie ist das möglich?" riefen alle wie aus einem Munde.

„Der Mensch, den sie Jesus nennen, hat einen Teig gemacht und mir auf die Augen gestrichen, dann hat er mir gesagt: Geh nach Siloa und wasche dich. Ich ging und wusch mich und konnte sehen."

„Wo ist er?" fragten alle, begierig den Wundermann zu sehen.

„Ich weiss nicht, wo er hin ist," war des Burschen Antwort.

Jetzt berieten sich die Leute, was man mit dem Blinden anfangen solle. Sie hatten das Bedürfnis, von der Sache Aufhebens zu machen. Die Nachbarin sagte, dass man erst die Pharisäer fragen müsse, ob auch alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Der Trödler meinte, man solle ihn seinen Eltern bringen; doch die meisten waren für die Pharisäer. Der Blindgeborene liess mit sich machen, was man wollte. Es ergötzte ihn, dass er auf einmal der Held des Tages war.

Da es Sabbat war, sass alles, was nicht zum Tempel hinaufgegangen war, in den Strassen auf den Treppenstufen vor den Häusern. Ein Schwarm von müssigen Leuten schloss sich dem Zuge mit dem Blinden an. Als man auf den Tempelplatz kam, war

die Stunde des Gebets vorüber, und alles strömte aus dem Heiligtum. Bald traf man auf bekannte Pharisäer.

Was man wusste, war bald erzählt. Die Pharisäer schüttelten den Kopf und nahmen sich den Blindgeborenen vor. Sie besahen seine Augen und machten Versuche, ob er auch wirklich sehen könne. Dann gerieten sie in Streit, ob so etwas möglich sei. Endlich fragten sie den Blindgeborenen aus, wie er sehend geworden sei. Der erzählte dasselbe wie zuvor:

„Der Mensch, den sie Jesus nennen, hat mir Lehm auf die Augen gestrichen, und ich habe mich gewaschen und konnte sehen."

„Wann war das?"

„Diesen Mittag."

„Heute am heiligen Sabbat?" fuhr ihn entrüstet einer an. „Der Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbat nicht hält."

„Der Mensch ist ein Sünder," stimmten alle ein. Doch einige widersprachen: „Wie kann ein Sünder solche Dinge tun?" und erklärten das Ganze für Betrug. Der Bursche könne unmöglich eine Person mit dem Blindgeborenen sein. Man solle seine Eltern rufen und fragen, ob das ihr Sohn sei. Man stimmte zu und liess den Blinden inzwischen auf die Tempelwache bringen.

Als die beiden alten Eltern, von einem Haufen Neugieriger begleitet, den Pharisäern vorgeführt wurden, waren sie von allem, was man ihnen schon erzählt hatte, ganz eingeschüchtert. Ihre Freude über die Heilung des Sohnes war von der Furcht erstickt, dass ihnen etwas geschehen könnte, weil ihr Sohn sich von dem Galiläer hatte heilen lassen. Die Pha-

risäer hatten schon überall bekannt gemacht, dass, wer sich mit dem Galiläer einliesse, aus der Synagoge ausgestossen werden würde.

Die Pharisäer liessen den Blindgeborenen von der Wache holen und stellten ihn seinen Eltern gegenüber.

„Ist das euer Sohn?" fragte der älteste der Pharisäer im Tone eines Untersuchungsrichters.

„Das ist unser Sohn", sagten die Eltern.

„Ist euer Sohn blind gewesen?"

„Unser Sohn war blind."

„Wie lange war er blind?"

„Von Geburt an," sagte die Mutter.

„Und ist er wirklich euer Sohn?"

„Er ist unser Sohn," sagte der Vater.

Die Pharisäer sahen sich an. War dies ein abgekartetes Spiel oder sagten die Leute die Wahrheit?

„Wie kommt es, dass er jetzt sieht?" fing der Untersuchungsrichter von neuem an. Der Vater erwiderte:

„Wir wissen wohl, dass dies unser Sohn ist, und dass er blind war; aber wie es kommt, dass er jetzt sieht, wissen wir nicht."

„Und wer ihm die Augen aufgetan hat," fiel die Mutter ein, „wissen wir auch nicht. Fragt ihn selbst, er ist alt genug und kann selbst für sich reden."

Da aus den Eltern nichts herauszubringen war, nahmen sich die Pharisäer wieder den Blindgeborenen vor:

„Gib Gott die Ehre, wir wissen, dass dieser Mensch ein Sünder ist."

„Ob er ein Sünder ist oder nicht, weiss ich nicht; eins aber weiss ich, dass ich blind war, und jetzt sehe," erwiderte der Bursche, der schon anfing, sich über seine Richter lustig zu machen.

„Was hat er mit dir gemacht? .... Wie hat er dir die Augen aufgetan?"

„Ich habe es euch ja schon gesagt, aber ihr wollt nicht hören. Warum wollt ihr es noch einmal hören? Wollt ihr auch seine Jünger werden?"

Die Pharisäer wurden böse.

„Du bist sein Jünger; wir sind Moses Jünger. Wir wissen, dass Gott mit Moses geredet hat; von dem weiss niemand, wo er her ist."

Der Blinde, den seine Freude mutwillig gemacht hatte, fuhr fort:

„Das ist ja gerade das Schnurrige, dass ihr nicht wisst, wo er her ist, und mir hat er die Augen aufgetan. Wir wissen doch, dass Gott die Sünder nicht hört, sondern, wenn einer gottesfürchtig ist und seinen Willen tut, den hört er. Von uran ist es unerhört, dass einer einem Blindgeborenen die Augen aufgetan hat. Wäre er nicht von Gott, so könnte er so etwas nicht tun."

Jetzt war es mit der Geduld der Pharisäer aus:

„Du bist ganz in Sünden geboren und willst uns lehren. Aus der Synagoge werden wir dich ausstossen," — und mit Fusstritten trieben sie ihn fort.

Seine Eltern waren zum Tod erschrocken, weinten und jammerten: „Aus der Synagoge wollen sie uns ausstossen."

Der Bursche aber war ganz vergnügt und sagte, dass er sich nichts daraus machen würde. Er blieb

auf dem Tempelplatz und nahm sich vor, seinen Wohltäter zu suchen.

Unter dem Strom von Pilgern, die das Heiligtum verliessen, war auch Jesus mit Johannes auf den Tempelplatz gekommen. Von Anhängern erfuhr er, was inzwischen vorgegangen war; eine grosse Menschenmenge war Zeuge des Verhörs gewesen. Als er sich über den Platz zur Halle Salomos begab, stiess er auf den Bettler.

Jesus stand still; auch der Blindgeborene blieb unwillkürlich stehen.

„Sie wollen dich aus der Synagoge stossen?" sprach ihn Jesus an.

„Ja, Herr."

„Dieses Jesus wegen?"

„Ja, Herr."

„Glaubst du an ihn?"

„Herr, sage mir, wer es ist, so will ich an ihn glauben."

„Du siehst ihn; der vor dir steht, ist es."

„Herr," schrie der Blindgeborene und stürzte vor ihm nieder.

Jesus legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte wehmütig:

„Ich bin zum Gericht in die Welt gekommen, dass die Blinden sehend werden und die Sehenden erblinden."

Er hatte nicht bemerkt, dass die Pharisäer, die den Blinden verhört hatten, ihm gefolgt waren. Plötzlich standen sie an seiner Seite:

„Sind wir auch blind?"

„Wenn ihr blind wäret, hättet ihr keine Schuld;

nun ihr sagt, wir sehen, bleibt eure Schuld auf eurem Haupt."

Damit liess sie Jesus stehen und ging zur Halle Salomos hinüber.

Indessen kam in Begleitung des Schriftgelehrten, der gestern die Ehebrecherin verklagt hatte, der greise Nikodemus die Stufen vom Wassertor herab. Alles wich ihm ehrerbietig aus. „Der Meister Israels," flüsterten sich die Pilger zu. Als die Pharisäer seiner ansichtig wurden, umringten sie ihren Obersten und erzählten, was man eben erlebt hatte. Der Schriftgelehrte, den seine Niederlage verärgert hatte, unterbrach sie:

„Was hört ihr ihn überhaupt noch an? Er ist von einem bösen Geist besessen und ist irrsinnig."

Nikodemus hob seine buschigen Brauen und strafte ihn mit einem ernsten Blick:

„So redet kein Besessener. Kann ein böser Geist auch Blinden die Augen auftun?"

Er kehrte dem Schriftgelehrten den Rücken und sah sich auf dem Platz um. Als seine Augen gefunden hatten, was sie suchten, ging er zur Halle Salomos hinüber, wo Jesus sass und lehrte. Die Leute am Rand des Hörerkreises erhoben sich, um dem verehrten Greise Platz zu machen. Er wehrte ihnen und lehnte sich an eine Säule.

Lange stand er mit geschlossenen Augen, das Haupt auf die Brust gesenkt, und hörte zu.

Als Jesus endete und sich im Kreis der Hörer umsah, ob jemand eine Frage an ihn habe, fiel sein Blick auf den Meister Israels.

Nikodemus trat einen Schritt vor, berührte grüs-

send mit der Hand die Stirn und bat um die Gunst, dem Rabbi eine Frage vorzulegen.

„Lass hören," sagte Jesus.

Nikodemus begann mit einer dünnen Stimme, die nichts von seiner Würde merken liess:

„Die Zahl der Gebote, die Moses uns gegeben hat, ist gross und die Überlieferungen sind wie der Sand am Meer. Welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz?"

Jesus hob das Haupt und sagte:

„Das ist das vornehmste Gebot: Höre Israel, der Herr unser Gott ist *einer*; und du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften. Und das andre Gebot ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. In diesen beiden Geboten hängt das Gesetz und die Propheten."

Der greise Ratsherr war befriedigt. Dass Jesus das Gebot der Nächstenliebe auf die gleiche Stufe mit dem Gebot der Gottesliebe stellte, schien ihm neu; doch er liess es gelten. Mit besonderer Freude erfüllte ihn, dass sich Jesus zu dem Glaubensbekenntnis der Gemeinde, dem „Schma Israel", bekannte.

„Du hast recht geantwortet, Rabbi, und der Wahrheit gemäss", nahm Nikodemus wieder das Wort, „denn es ist *ein* Gott und kein anderer ausser ihm; und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften, und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, ist mehr als alle Opfer und Brandopfer."

Jesus sah dem Alten in das gefurchte Antlitz und erwiderte:

„Du bist nicht fern vom Reiche Gottes."

Nikodemus empfand einen Stachel in dem Wort, der ihn reizte, die Debatte fortzusetzen. Er zeigte eine Schwierigkeit in Jesu Antwort auf und stellte eine neue Frage:

„Wer aber ist mein Nächster?"

Jesus verstand, worauf der Ratsherr hinaus wollte. War die Meinung des Gesetzes, dass der Begriff des Nächsten auf den Juden einzuschränken sei, oder durfte man ihn auch auf Andersgläubige und Heiden ausdehnen? Jesus liebte nicht, Begriffe zu erörtern, er zog es vor, durch Gleichnis oder Beispiel zu sagen, was er dachte. So begann er:

„Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus, schlugen ihn, liessen ihn halbtot liegen und gingen davon. Zufällig kam ein Priester desselben Weges, sah ihn und ging vorüber. Ebenso ein Levit, der an den Ort kam, sah ihn und ging vorüber. Ein Samariter aber, der seines Weges zog, kam in seine Nähe, sah ihn und hatte Mitleid mit ihm, trat hinzu, verband ihm seine Wunden, goss Öl darauf und gab ihm Wein zu trinken. Dann hob er ihn auf sein Tier, brachte ihn in eine Herberge und sorgte für ihn. Am andern Morgen zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und was du mehr für ihn brauchst, will ich dir auf dem Rückwege erstatten.

„Wer von diesen Dreien", wandte sich Jesus jetzt an Nikodemus, „dünkte wohl dem, der unter die Räuber fiel, sein Nächster zu sein?"

Nikodemus zögerte einen Augenblick. Das Wort, das ihm auf der Zunge lag, „der Samariter", wollte nicht über seine Lippen; er sagte:

„Der die Barmherzigkeit an ihm tat."

„So geh und tue desgleichen," schloss Jesus das Gespräch.

Der Ratsherr verneigte sich vor Jesus, grüsste den Hörerkreis und ging nachdenklich davon.

Am Abend kehrte Jesus mit den Zebedäussöhnen nach Haus zurück.

Als es Nacht geworden war, klopfte es ans Tor. Johannes ging hinaus und öffnete. Draussen stand ein Mann, der den Mantel übers Gesicht gezogen hatte. Johannes fragte nach seinem Begehr. Der Fremde schlug den Mantel zurück und gab sich als den Ratsherrn Nikodemus zu erkennen.

Johannes ging hinein, den Ratsherrn anzumelden. Salome und ihre Hausgenossen verliessen den Raum. Johannes führte Nikodemus ein und blieb.

Über die sichtliche Verlegenheit des Obersten der Pharisäer, seinen nächtlichen Besuch zu entschuldigen, half ihm Jesus schnell hinweg und lud ihn ein, am Feuer Platz zu nehmen.

„Rabbi," begann der Ratsherr, „wir wissen, dass du ein Lehrer bist, der von Gott kommt; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm."

Obwohl die Worte aufrichtig gemeint waren, lehnte Jesus das Bekenntniss seines Gastes ab und erwiderte:

„Wir reden, was wir wissen und bezeugen, was wir gesehen haben; aber ihr nehmt unser Zeugnis nicht an. Wenn ich von irdischen Dingen rede, glaubt ihr mir nicht. Wie könntet ihr mir glauben, wenn ich von himmlischen Dingen reden würde."

Nikodemus senkte das Haupt. Dann hob er wieder an:

„Du sagtest diesen Nachmittag zu mir, ich sei nicht fern vom Reiche Gottes. Wie kann ich ihm nahe kommen?" — Jesus antwortete:

„Wahrlich, ich sage dir, wer nicht aus Gott geboren ist, kann Gottes Reich nicht sehen."

Nicht um zu widersprechen, sondern um Jesus zu veranlassen, sein dunkles Wort zu deuten, nahm Nikodemus das Bild, das Jesus brauchte, auf:

„Wie kann man geboren werden, wenn man ein Greis ist? Man kann doch auch nicht in den Mutterleib zurückkehren und zum andern Mal geboren werden." — Jesus erwiderte:

„Wahrlich, ich sage dir, es sei denn, dass man aus dem Geist geboren wird, kann man in Gottes Reich nicht eingehen."

„Wie soll das zugehen?" fragte Nikodemus.

„Bist du der Meister Israels und weisst das nicht? Der Wind weht, wo er will, und du hörst seine Stimme wohl, aber du weisst nicht, woher er kommt, und wohin er geht. So geht es jedem, der aus dem Geist geboren ist."

Nikodemus sank in tiefes Sinnen.

Johannes, der ermüdet neben der Tür im Dunkel sass, war dem Gespräch am Feuer aufmerksam gefolgt. Auch er verstand nicht, was sein Meister meinte. Bei den letzten Worten waren seine Gedanken abgeschweift. Die Geistesstimme, von der Jesus sprach, rief ihm die Nacht auf dem Hermon zurück, wo Gott zu Simon im Gesicht gesprochen hatte: „Das ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören." Auch

Jesus hatte ihm einmal erzählt, wie er am Jordan bei seiner Taufe vom Himmel eine Stimme vernommen hatte. Er dachte weiter an den jungen Samuel, den Gottes Stimme, als er im Tempel eingeschlafen war, geweckt hatte. Auch an die Propheten dachte er, zu denen das Wort Gottes kam. Hatte Gott auch schon zu ihm gesprochen? Gehörte auch er zu denen, die aus dem Geist geboren sind?

Über dem Sinnen schlief er ein. Da war es ihm im Traum, als höre er zwei Stimmen mit einander reden. Die eine tonlos und gebrochen, wie eines Greises Stimme, die andere mit einem reinen und wundervollen Klang. Im Traum war ihm, als sei es Gottes Stimme, die da rede.

Das Geräusch einer Tür, die sich öffnete und schloss, weckte ihn. Er rieb die Augen und sah auf.

Jesus stand vor ihm.

Er hatte eben seinen Gast hinausgelassen.

Siebentes Kapitel.

Der Tag der Wasserweihe war angebrochen. Es war einer der goldenen Herbsttage, an denen der Himmel auf die Erde niedersteigt. Die Jünger, die vom Ölberg kamen, waren wie geblendet von dem Glanz des Tempels, der sich im tiefen Blau des Himmels badete. Die klare Morgenluft rückte das Häusermeer der Stadt dicht an das Kidrontal heran. Das starke Sonnenlicht hauchte dem gebräunten Gestein der alten Mauerläufe warmes Leben ein und bemalte selbst das Geröll der Kiesel im Bett des Kidrontals mit Juwelenfarben.

Die Strassen zu den Toren und die Gassen, die zum Tempelberg hinaufführen, waren von Pilgerzügen in bunten Trachten aus allen Landesteilen und der Diaspora angefüllt. Festlicher hätte sich die Tochter Zions für den letzten Tag der Laubhütten nicht schmücken können. In endlosen Zügen wallte Jung und Alt, Palmenwedel mit Weiden- und Citronenzweigen zum Strauss gebunden in den Händen, zum Heiligtum hinauf.

Nach dem Morgenopfer traten die Ordnungen der Priester und Leviten im Altarhof zusammen. Der Hohepriester und die Häupter des Tempeladels samt den Ratsherren aus den vornehmen Geschlechtern

und den Schriftgelehrten des Sanhedrins waren im Nikanortor versammelt. Im Frauenvorhof standen die Spielleute und Sängerchöre in weissen Leinenröcken aufgereiht.

Auf ein Zeichen, das der Hohepriester gab, setzte das Tempelorchester mit sinnverwirrendem Gelärme ein, das von den Wänden rauschend wiederhallte.

Ein Priester kam vom Altar her, der einen goldenen Krug auf seiner Schulter trug. Der Hohepriester mit dem Sanhedrin schloss sich ihm an. Die Spieler und die Sänger schwenkten ein. Der Haufe der Opferpriester und Leviten beschloss die Prozession.

Den Tempelplatz erfüllten Kopf an Kopf die Pilgermassen. Die Dächer der Säulenhallen waren von langen Reihen in grellfarbige Gewänder eingehüllter Frauen dicht besetzt.

Als der Festzug aus dem Wassertor hervortrat und sich zum Dreitunneltor bewegte, rauschte es über dem Menschenmeer, wie in einem windbewegten Schilfgestade. Die Pilger schüttelten die Palmenwedel und Citronenzweige. Die gelben Bälle schwankten in den Büscheln. Von den Hallendächern wehten Tücher und schrillten langgezogene Hosiannarufe.

Die Prozession trat durch das Tunneltor in die Gassen der Davidsstadt und schritt den Treppenweg zum Siloaquell hinab. Die Pilgermassen drängten zu Tausenden dem Festzug nach. Bald klang die lärmende Musik nur noch von fern aus der Unterstadt herauf. Jetzt schwieg sie. Das Wasser des Siloa wurde in den Krug geschöpft.

Die Herkunft dieses alten Brauches war unbekannt. Bei einer der zahlreichen Belagerungen, die die heilige

Stadt zu erdulden hatte, mochte die Stadtquelle versiegt und nach Gebet und Opfer neu hervorgesprudelt sein. Der Festpsalm dieses Tages war dem zwölften Kapitel des Jesajas entnommen. Die Strophe: „Ihr werdet mit Frohlocken Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen", wurde auf den feierlichen Akt gedeutet.

Um dem Gedränge auszuweichen, war Jesus durch das Schaftor zum Tempelplatz heraufgekommen. Hier harrten noch Tausende in den Aussenhöfen und warteten auf die Rückkehr der Prozession.

Als Jesus das Heiligtum betrat, fand er den Frauenvorhof leer. Er stieg zum Obertor hinauf. Der Altarhof, der sonst vom Gebrüll der Opfertiere und dem Geschrei der Schlächter wiederhallte, war ausgestorben. So heilig und geweiht wie heute, war ihm das Gotteshaus noch nie erschienen. Er sank vor dem Altar nieder. Zum Herzen seines Vaters brauchte ihm kein Opfer den Zugang zu erschliessen. Er war allein mit Gott. Doch priesterlicher als je ein Hoherpriester dieses Hauses, trug er sein Volk auf seinem Herzen und brachte Dank, Bitte und Anbetung dem Gotte Israels, dem Schöpfer Himmels und der Erde dar.

Posaunenklang und das Getöse einer vieltausendköpfigen Menge scholl aus der Stadt herauf. Lauter und lauter schwoll der Freudenjubel an. Dann plötzlich klang das Spiel gedämpft. Die Bläser mussten in das Tunneltor getreten sein.

Jesus eilte in den Frauenhof zurück. Im Torweg des Wassertores hemmte er den Schritt, noch zögernd,

ob er dem Festzug ausweichen oder entgegentreten solle. Die Prozession quoll aus den drei Bogen des Tunneltors hervor, um sich aufs neue auf dem Tempelmarkt zu ordnen. Der Klang der Zimbeln, Becken, Flöten, Trompeten und Posaunen und die Hosiannarufe der Festgemeinde erfüllten ohrbetäubend den weiten Raum und hallten von den Wänden der Säulenhallen wieder. Das Rauschen der Palmenwedel durchschütterte die Luft.

Die Tempelsänger stimmten den Festpsalm an:

„Siehe, Gott ist mein Heil,
„Ich bin sicher und fürchte mich nicht.

„Denn Gott der Herr ist meine Stärke,
„Mein Psalm und mein Heil.

Nach jeder Strophe brach der Chorgesang ab und die Musik präludierte mit sanften Harmonien.

Jesus trat aus dem Torweg an die Stufen hinaus, die zum Platz hinunterführen. Wieder setzte der Gesang des Festpsalms ein:

„Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen,
„Und werdet sagen zur selben Zeit:

In diesem Augenblick, als der Gesang aussetzte, erhob Jesus seine Stimme und rief über den ganzen Festplatz hin:

„Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke,
„Wer an mich glaubt, von dem werden Ströme lebendigen Wassers fliessen."

Die eherne Kraft, mit der Jesus diese Worte über die tausendköpfige Menge rief, übertönte die Musik. Das Orchester brach ab. Der Priester, der den schweren wassergefüllten Krug auf der Schulter trug und eben seinen Fuss auf die Stufen setzen wollte, schrak zusammen, dass ihm der Krug fast entglitten wäre.

Für Augenblicke herrschte lautlose Stille auf dem ganzen Platz. Alles starrte Jesus an. Plötzlich aber brachen Haufen Volks, meist Galiläer, aus der Pilgermasse vor, eilten die Stufen hinan und umringten Jesus. Schon wollte die Tempelwache, die im Torweg angetreten war, den Auflauf auseinandertreiben, als Jesus seinen Jüngern winkte, dass sie die Stufen räumen und dem Festzug die Bahn frei geben sollten. Dann zog er sich mit allen, die sein Heroldsruf um ihn gesammelt hatte, an der Prozession vorüber, in die Halle Salomos zurück.

Unter dem zornigen Zuruf der Erzpriester und Ratsherren setzte sich der Festzug in Bewegung. Die Sänger stimmten die nächste Strophe an. Die Prozession wallte dem Wasserträger nach. Durch die Vorhöfe ging es zum Tempelhaus hinauf, wo der Krug auf dem Altar ausgeschüttet wurde.

Als die Zeremonie vorüber war, kamen die Ratsherren, Erzpriester und Schriftgelehrten mit dem Hohenpriester Kaiphas im Sanhedrin zusammen und berieten, was angesichts der neuen Herausforderung des galiläischen Propheten zu tun sei. Nikodemus und Gamaliel waren nicht zugegen.

Hatte sich Kaiphas anfänglich gesträubt, den Nazarener ernst zu nehmen, so gab er nun dem Drängen

der Pharisäer und Schriftgelehrten nach. Auch die Sadduzäer stimmten nach der gestrigen Abfertigung zu. Man beschloss mit Jesus kurzen Prozess zu machen und ihn zu steinigen. Man sandte Boten aus, um festzustellen, wo er sich befände. Die Schriftgelehrten benützten die Zeit, um ihre Lehrschüler um sich zu sammeln. Sie brauchten ihren Fanatismus erst nicht aufzureizen. Man hiess sie die Gürtel mit Steinen füllen, um Jesus, sobald man seiner habhaft würde, unter einem Steinhagel zu begraben.

Nach der Wasserweihe war die Festgemeinde auf den Tempelplatz hinausgedrängt. Alles war nach der Halle Salomos geeilt, wo Jesus sprach. Seit dem Galiläermord im Tempel war die Menge aus der Aufregung noch nicht herausgekommen. Die galiläischen Zeloten warfen die Freiheitsfrage auf. War Jesus gleichgültig gegen die Knechtschaft seines Volkes? Empfand er nicht die Schmach des Römerjochs auf dem Nacken Israels? Die Antwort Jesu in der Steuerfrage hatte die Stürmer und Dränger nicht befriedigt.

Jesus wies die Menge auf die Freiheit hin, die Gottes Söhne in Gott besitzen. Nur einem Volk, das Busse tut und seiner Botschaft glaubt, wird er die Freiheit schenken, die es niemals verloren hätte, wenn es dem ersten Bunde treu geblieben wäre.

Als Jesus seine Rede noch nicht beendet hatte, betrat Hannas mit den Ratsherren und Schriftgelehrten, begleitet von einem Haufen fanatischer Gesetzesschüler, die Halle. Hier sass alles so dicht gedrängt, dass es nicht möglich war, den Hierarchen Platz zu

machen. Aber die Leviten von der Tempelwache, die den Zug begleiteten, schlugen mit Stöcken rechts und links auf die Pilger los und trieben einen Keil in die Menge ein, bis Hannas, nur noch durch den Kreis der Zwölf getrennt, vor Jesus stand.

Jesus hatte die Eindringlinge mit einem Blick gestreift und war in seiner Rede fortgefahren:

„Wenn ihr bei meinen Worten bleibt, werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."

Hier unterbrach ihn Hannas, schob seinen hageren Hals vor und rief ihm über die Köpfe der Jünger zu:

„Wir sind Abrahams Söhne und sind nie jemandes Knechte gewesen. Wie kannst Du sagen: Ihr sollt frei werden?"

Das war eine dreiste Ableugnung der Unfreiheit des Volkes. Als ob es keine Römerherrschaft gäbe. Die Menge gab dem Erzpriester mit unverhohlenem Murren Antwort. Jesus erwiderte:

„Wer Sünde tut, ist Knecht. Ein Knecht hat auf die Dauer keinen Platz im Hause, der Sohn nur bleibt. Nur wen Gott frei macht, ist wahrhaft frei."

„Wir sind Abrahams Söhne," wiederholte Hannas, als habe Jesus in die Luft geredet.

„Ich weiss wohl, dass ihr Abrahams Söhne seid, aber ihr wollt mich töten, weil mein Wort euch widersteht. Ich rede, was ich von meinem Vater sehe, so tut auch ihr, was ihr von eurem Vater seht!"

„Unser Vater ist Abraham," trumpfte Hannas noch einmal auf.

„Wenn ihr Abrahams Kinder seid, so tut die Werke

Abrahams. Ihr aber wollt mich töten, weil ich die Wahrheit sage, die ich von Gott höre. Das hätte Abraham nicht getan. Ihr tut die Werke eures Vaters."

Ein boshaftes Grinsen verzerrte das Gesicht des Erzpriesters.

„Wir sind nicht unehelich geboren, wir haben den Einen zum Vater."

Die böse Anspielung wurde von den wenigsten verstanden. Sie war zu niedrig, als dass Jesus sie beachtet hätte.

„Wenn Gott euer Vater wäre," fuhr er fort, „würdet ihr mich lieben, denn ich komme von ihm. Ich bin nicht von selbst gekommen. Er hat mich gesandt. Ihr habt weder seine Stimme gehört noch seine Gestalt gesehen und habt sein Wort nicht in euch wohnen, denn ihr glaubt dem nicht, den er gesandt hat."

Der Erzpriester biss sich auf die Lippen. Jesus trat dicht an ihn heran:

„Wisst ihr, wer euer Vater ist? Ihr stammt von eurem Vater Kain und nach eures Vaters Lüsten wollt ihr tun. Wer von euch kann mich einer Gesetzesübertretung zeihen? Wenn ich die Wahrheit rede, warum glaubt ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, hört Gottes Stimme."

Hannas war kreideweiss geworden. Wie das Zischen einer Schlange entfuhr es seinen schmalen Lippen:

„Haben wir nicht recht, dass du ein Samariter bist und von einem bösen Geist besessen?"

Der Anwurf der Besessenheit war alt. Die Lüge von der Herkunft aus dem Ketzervolk empörte Jesus:

„Weder bin ich ein Samariter, noch bin ich beses-

sen; sondern ich ehre Gott und ihr verunhert mich. Ich brauche meine Ehre nicht zu schützen. Es gibt einen, der sie schützen und zwischen mir und euch richten wird. Wollte ich mich selbst ehren, so wäre meine Ehre nichts. Der Vater ist es, der mich ehrt; derselbe, von dem ihr sagt, er sei euer Gott und kennt ihn nicht. Ich aber kenne ihn, und würde ich sagen, ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr; aber ich kenne ihn und halte sein Wort. Und ob ihr mich auch tötet, wahrlich ich sage euch, wer sein Wort hält, wird den Tod nicht schmecken."

Hannas triumphierte.

„Da sieht man ja, dass du besessen bist. Abraham ist gestorben, und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wer sein Wort hält, wird den Tod nicht schmecken? Bist du mehr als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Was machst du aus dir selbst?"

Jesus antwortete:

„Abraham sehnte sich, meinen Tag zu sehen; und er sah ihn und freute sich."

Hannas lachte auf.

„Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und Abraham hätte dich gesehen?

Jesus richtete sich auf.

„Vor Abrahams Auge stand ich."

Hannas fuhr wie eine Natter auf. Sein hagerer Arm reckte sich drohend in die Luft. Dann zog er den Kopf ein und wich zurück.

Im gleichen Augenblick flog aus dem Hintergrund ein Steinhagel nach dem Ort, wo Jesus stand.

Die Jünger hatten rechtzeitig die Gefahr erkannt.

Blitzschnell war Johannes vor Jesus hingetreten und deckte ihn mit dem erhobenen Arm. Jesus zog den Mantel übers Haupt. Die Menge öffnete ihm eine Gasse.

Die Angreifer versuchten noch einmal in die Menge vorzudringen; doch das Pilgervolk stand fest zusammen und schloss den Haufen der Fanatiker so lange ein, bis Jesus den Tempelplatz verlassen hatte. Von den Jüngern und den Zuhörern waren nicht wenige verletzt.

Achtes Kapitel.

Als Jesus, der Gefahr entronnen, den Tempel und die Stadt verlassen hatte, stieg er den Ölbergweg hinan. Sich gegen andere auszusprechen, vermochte er jetzt nicht. Er ging vorüber an Beth Hanna und verfolgte die Strasse, die nach Bethanien führt. Auf der Höhe des Sattels angekommen, wo der Weg sich um die Kuppe des Berges windet, und die Stadt dem Blick entschwindet, liess er sich am Wegrand nieder. Er sann über das Erlebte nach.

Nur wenige Tage hatte man ihn in der Stadt geduldet. Wie Kapernaum und Nazaret hatte ihn heute Jerusalem verstossen. Wieder war er heimatlos.

Hatte er denn anderes erwartet? Hatte er nicht schon in Galiläa seine Jünger auf Trübsal und Verfolgung vorbereitet? Doch Ahnung und Erlebnis gehen getrennte Wege. Ob sie sich treffen, liegt in Gottes Hand.

Er war nicht ohne Hoffnung in die Stadt gekommen. Die Aufnahme, die er in Samaria fand, hatte ihn froh gestimmt. Voll Erwartung, ob sein Wort nicht, trotz aller Verleumdungen, die ihm vorausgelaufen waren, bei der Festgemeinde und den Führern seines Volkes Eingang finden würde, hatte er die Stadt betreten. Die Herzen der Pilgermassen waren ihm zugeflogen;

ein Mann vom Range eines Nikodemus hatte sich vor ihm gebeugt, — und dennoch dieser Ausgang.

Nicht als Davidssohn, nicht als Prätendent, der nach der Krone greift, war er in der Residenz seiner Ahnen aufgetreten. Er hatte den Messias der nationalen Hoffnung in sich überwunden. In höherer Vollmacht denn als Messias, als geliebter Sohn des Vaters, in dem Gott zu seinen Kindern spricht, hatte er Einlass in die Herzen seines Volks begehrt. Er hatte niemand Grund gegeben, weder zuvor noch jetzt, ihn ehrgeiziger Pläne zu bezichtigen. Niemals hatte er sich Messias genannt, niemals seinen Jüngern erlaubt, ihn so zu nennen. Der Versuch, ihn bei den Römern durch die Steuerfrage zu verdächtigen, war fehlgeschlagen. Er hatte wie ein anderer Pilger an dem Fest der Gemeinde teilgenommen. Er hatte von dem Recht auf Redefreiheit, das die grossen Propheten sich erstritten und ihren kleinen Epigonen, den Schriftgelehrten, hinterlassen hatten, Gebrauch gemacht. Wer konnte ihn einer Gesetzesübertretung zeihen?

Was hatte solchen Fanatismus gegen ihn entfesselt? Wer hasste und verfolgte ihn? Nicht die Fremdherrscher, die Römer; nicht der Tyrann Herodes, nicht die Gottlosen, die Sünder; auch nicht die stumpfe, gleichgültige Masse, die überall die Mehrzahl bildet. Nein, die Muster der Frömmigkeit, die Meister der Schrift, die Hüter des Gesetzes und der Überlieferung, die Priester des nationalen Gottesdienstes, die Herren des Gottesstaates: das waren die Männer, die den Gottgesandten als einen Gotteslästerer und vom Teufel Besessenen gezeichnet

hatten. Wie war denn Frömmigkeit zum Feind der Wahrheit und Religion zur Gottesmörderin geworden?

Seit des Täufers Tode hatte man die Erweckten in Ruhe gelassen. Die Taufbewegung galt den Hierarchen als erloschen. Nicht als Testamentsvollstrecker des ermordeten Propheten wurde er verfolgt. Er hatte die Täuferbotschaft vom Reiche Gottes am Fest nicht mehr verkündet. Er selbst war seine Botschaft. Seit des Täufers Tode wusste er von keiner andern. Er sprach nicht mehr von fernen künftigen Dingen. Die Gotteszukunft war Gottesgegenwart in ihm geworden. Johannes weissagte, er lebte das Reich Gottes. Und was war der Erfolg? Man hasste ihn und stiess ihn aus und wollte ihm das Leben nehmen. Der Gott, der in ihm wohnte, war den Frommen stumm, den Priestern eine Torheit und den Schriftgelehrten ein Ärgernis gewesen.

Die Strasse war menschenleer. Jetzt tauchten an der Biegung des Weges von der Stadt her Pilger auf. Ein Gewirr von Stimmen schlug aus der Tiefe an sein Ohr. Die Festbesucher kehrten zur Mittagszeit in ihre Herbergen und Dörfer heim. Jesus erhob sich und folgte der Ölbergstrasse. Zur Rechten in der Tiefe glänzte der Spiegel des Toten Meeres auf. Der Weg bog in einen Talkessel ein. Er stand am Eingang von Bethanien.

Er hatte Freunde im Dorf und beschloss bei ihnen einzukehren. Er musste seinen Jüngern Nachricht geben, wo sie ihn treffen könnten.

Das Haus Simons des Aussätzigen war ihm von

Jugend auf vertraut. Der Hausvater der befreundeten Familie hatte das Unglück, aussätzig zu werden. Obwohl er zu den Vornehmen der Stadt gehörte, war er nach seiner Heilung aufs Dorf gezogen, um sein entstelltes Antlitz vor den Menschen zu verbergen. Dann starb er. Seine Witwe, Martha, nahm ihre Schwester Maria und ihren Bruder Lazarus ins Haus. Jesus hatte die Familie bei jedem Fest besucht. Von Jahr zu Jahr war die Freundschaft mit den Geschwistern inniger geworden.

Lazarus und die Schwestern waren gleich nach dem Morgenopfer aus der Stadt zurückgekehrt. Als die Freunde Jesus begrüssten und willkommen hiessen, wussten sie noch nichts von allem, was sich zugetragen hatte. Sie waren nur erstaunt, als Jesus Lazarus bat, nach Beth Hanna zu gehen, einen Abschiedsgruss an Salome zu sagen und den Jüngern mitzuteilen, dass sie in Bethanien zu ihm stossen sollten.

Da man schon gegessen hatte, ging Martha hinaus, um ein Mittagsmahl zu rüsten. Um den Gast nicht allein zu lassen, blieb Maria im Wohngemach zurück. Sie ordnete noch dies und das im Zimmer. Jesus sass am Fenster und sah in das stille Tal hinaus. Die leisen Bewegungen der Freundin taten ihm wohl.

Auf dem Tisch lag ein Pergament, in dem die Schwestern zuvor gelesen hatten. Als Maria es zusammenrollte, um es in den Schrank zu tun, fragte Jesus: „Was last ihr da?"

„Das Buch der Weisheit Gottes."

„Wo standet ihr?"

„In dem Kapitel, in dem die Weisheit die Schicksale der Märtyrer beklagt."

„So lies weiter, wo ihr aufhörtet."

Maria nahm das Buch und setzte sich zu Jesu Füssen. Dann rollte sie es auf und las:

„Siehe, ich sende euch Propheten, Weise und Schriftgelehrte,
„Und ihr werdet etliche von ihnen töten
„Und andere geisseln in euren Synagogen
„Und verfolgen von Stadt zu Stadt:
„Auf dass über euch komme alles unschuldige Blut auf Erden,
„Das vergossen ist von Anbeginn der Welt.
„Jerusalem, Jerusalem,
„Die du tötest die Propheten
„Und steinigst, die zu dir gesandt sind,
„Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen,
„Wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel;
„Aber ihr habt nicht gewollt.
„Siehe, euer Haus soll öde bleiben,
„Denn ich sage euch:
„Ihr sollt mich nicht mehr sehen,
„Bis ihr sprechen werdet:
„Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn."

Maria blickte auf.

Jesus sagte: „Es ist genug."

Sie legte das Buch zur Seite. Dann fragte sie, was es heute in der Stadt gegeben hätte, er sehe so traurig aus.

„Lass uns von andern Dingen reden," sagte Jesus. Er begann von seiner Mutter zu erzählen.

Mit aufmerksamen Augen folgte Maria seinen Wor-

ten, warf dann und wann eine Frage ein und nahm seine Rede wieder auf, wo er sie fallen liess. Die Teilnahme der Freundin an allem, was er aus alter Zeit erzählte, rückte ihm auch das heute Erlebte ferner und liess es ihn wie ein Vergangenes empfinden. So begann er auch von dem zu sprechen, was im Heiligtum geschehen war.

Maria standen die Tränen in den Augen. Er schwieg. Ein tief beruhigtes Gefühl war über ihn gekommen. Eine Seele, die ihn verstand, dünkte ihm grösserer Gewinn zu sein, als die Begeisterung der ganzen Festgemeinde, die von Freiheit und Erlösung schwärmte und darüber das Gericht vergass. Die Gewissheit, dass seine Arbeit nicht vergeblich sei, kam ihm zurück. War nicht diese eine Seele eine Bürgschaft für viele andere? Sie war doch eine Tochter ihres Volkes. Und sie vermochte ihn im Geist auf Leidenswegen zu begleiten und dem Tod ins Angesicht zu sehen und wurde doch mit keiner Regung ihres Herzens an ihm und seiner Sendung irre.

Es war so still im Haus, dass man die rasche Geschäftigkeit der Schwester hörte, die draussen das Mahl bereitete und mit Töpfen und Tellern klapperte.

Nach einer Weile trat Martha ein. Während sie den Tisch deckte, warf sie einen Blick auf ihre Schwester. Maria verstand, was Martha meinte. Gewiss, sie hätte der Schwester helfen sollen. Aber erfüllte nicht auch sie an ihrem Gaste eine Pflicht?

Martha ging hinaus, kam wieder und stellte Brot und Fische auf den Tisch. Es verdross sie, dass nicht jetzt wenigstens Maria aufstand, um das andere hereinzubringen.

An der Tür wandte sich Martha um. Es war ihr immer schwer, zu unterdrücken, was sie auf dem Herzen hatte.

„Sagst du nichts dazu, Herr, dass mich meine Schwester allein schaffen lässt? Heisse sie mit angreifen"

Sie hatte die Tür schon in der Hand, als Jesus sie mit einem Blick zurückhielt.

„Was machst du so viel Umstände, Martha? Ein Gericht ist genug. Maria hat das gute Teil erwählt, das soll ihr nicht genommen werden."

Die Worte klangen Martha hart und ungerecht. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren Gast selbst zu bewirten, und Maria hatte die Hände in den Schoss gelegt. Hätte sie nicht auch sich lieber zu Jesus hingesetzt? Dass sie ihr Opfer wortlos hätte bringen sollen, schien ihr zu viel gefordert; und doch fühlte sie, dass schweigen und hören können das gute Teil der Schwester war.

Viertes Buch

JERICHO.

Erstes Kapitel.

Als Jesus mit den Jüngern Bethanien verliess, schlugen sie die Strasse nach Jericho ein. Sie waren froh, Jerusalem im Rücken zu haben. Doch wo sollten sie nun eine Zufluchtsstätte finden? Die Länder des Herodes, Galiläa und Ostjordanland, waren ihnen verschlossen. Judäa unterstand der Polizeigewalt des Sanhedrins. Nach Samaria zu flüchten oder in den Griechenstädten Aufenthalt zu nehmen, wäre Jesus schwer angekommen. Ausser Landes in die weite Heidenwelt zu gehen, hiess sein eigenes Volk aufgeben. Es blieb nur noch die Einsamkeit der Berge.

Zwei Stunden hinter Bethanien bogen sie von der Strasse ab und folgten Hirtenpfaden, die südostwärts in die Felsenwildnis über dem Westufer des Toten Meeres führten. Hier gab es viele Stunden weit weder Gehöfte noch Siedelungen. Im Frühjahr konnte man auf Zeltlager idumäischer Wanderhirten stossen, doch jetzt im Spätherbst waren alle Weiden ausgedörrt. Als sie an die Abdachung des Gebirges kamen, öffnete sich ihnen ein weiter Blick. Zu ihren Füssen lag, in Felsenufer eingeschlossen, das Tote Meer. Jenseits wuchs aus der Flut die Mauer

der Moabiterberge auf. Steile Pfade führten sie zu Terrassen, die auf halber Höhe über dem unwirtlichen Gestade hingen. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, fanden sie eine Felsenhöhle, die noch Spuren früherer Bewohnung trug. Nischen waren in die Wand gehauen; auf der Feuerstelle fanden sich noch Reste verkohlter Hölzer. Wie sie aus dem Vorraum in die weite Höhlung traten, huschten Fledermäuse um sie her. Man beschloss, sich in der Felsenklause einzurichten.

Ein Schauer von Öde und Erhabenheit umwehte das Asyl der Flüchtlinge. Rings kahle Felsen, verwittertes Gestein und steile Klippenhänge; in der Tiefe die träge Flut des Toten Meeres. Verschwenderisch war nur das Farbenspiel von Luft und Licht. Aus violettem Dämmergrunde hoben sich gespenstisch rings die Kalksteinwände des Gebirges. Die Gipfel flammten in der Glut des Abendhimmels. Das ganze ungeheure Amphitheater der meilenweiten Felsenlandschaft glich zu dieser Stunde einem ausgebrannten Riesenkrater. Es war ein Schauplatz, wie geschaffen für ein Weltgericht. Das Volk erzählte sich, dass einst in diesem Schlunde die Städte Sodom und Gomorrha versunken seien. Nun deckte sie die salzige Flut. Noch warf der Meeresgrund gewaltige Klumpen von schwarzem Erdpech aus. Noch zeigte man am Klippenstrande den Felsenfinger, in dem das Weib des Lot zur Salzsäule versteinert war.

Bald hatte man sich in der Klause eingerichtet. Der Steinboden wurde mit Schilf belegt, und Moos zum Lager aufgeschichtet. Ein Feuer auf der Herd-

stelle, das von angespültem Holz des Strandes unterhalten wurde, wärmte die kalten Felsenwände und gab dem Höhlenraum etwas von wohnlicher Vertraulichkeit.

Der Reisevorrat, den man mitgenommen hatte, war bald aufgezehrt. Nun hiess es, die karge Nahrung suchen, die auch die Felsenwildnis birgt. Wie eine glückliche Verheissung schien es den Jüngern, dass am Eingange der Höhle ein Maulbeerbaum seine Wurzeln in den Felsengrund geschlagen hatte. Ein Einsiedler, der vor Zeiten dieses Felsenhaus bewohnt hatte, mochte ihn gepflanzt, oder der Zufall einen verlorenen Kern hier eingewurzelt haben. Die erste Entdeckung, die man in den Schluchten machte, waren Johannesbrotbäume, deren Früchte man das Brot der Armen nannte. In den Rissen der kahlen Hänge fanden sich essbare Wurzeln, wilde Beeren, Zwiebeln und Artischocken. Doch alles war nach der regenlosen Zeit, die schon fünf Monate angehalten hatte, ausgedörrt und saftlos.

Eines Nachts erwachten die Bewohner des Höhlenhauses auf ihrem Lager von einem starken Rauschen, das auf die Felsenwände niederprasselte. Musik von Harfen, Becken, Zimbeln und Schalmeien wäre ihrem Ohr nicht köstlicher gewesen.

Als sie am Morgen auf die Terrasse traten, war die Welt wie neugeboren. Die Luft funkelte von kristallener Klarheit. Die Moabiterberge jenseits der blauen Meeresfläche waren zum Greifen nahe. Ein kräftiger Geruch entquoll der Erde. Wo gestern noch ein graugelbes Einerlei das Steingeröll bemalte, hüllte heute ein zarter grüner Schleier die Hänge ein.

Tausend Keime waren aus dem dürren Kraut der Wildnis aufgesprosst. In wenig Tagen lag ein bunter Teppich, mit unendlich farbenreichen Blumen bestickt, zu ihren Füssen. Aus den Felsenritzen glitzerten die zarten Gräserblüten. Selbst die grauen stachlichen Gewächse, die an den Steinen klebten, strömten wundersame Düfte aus.

Die Entdeckung, dass auch die Wüste unter ihrem grauen Leichentuch ein unverwüstlich zähes Leben birgt, lockte sie zu Irrfahrten in die Berge hinaus. Sie kletterten in den Betten der Winterbäche hinauf zu entfernten Quellen, die versteckte Oasenwinkel tränkten. Sie brachten Myrthenkränze und Arme voll blühender Oleanderzweige von ihren Fahrten heim.

Die Regengüsse wurden häufiger, und immer gab es neue Wunder. Eine Welt von Lebewesen kroch aus dem Felsgeröll hervor. Eidechsen schlüpften über das Gestein. Der Gecko liess seinen hellen Ruf erklingen. Die Springmaus kam aus ihren Löchern. Schildkröten krochen bedächtig auf den Felsenpfaden hin. Doch auch an Schlangen, Skorpionen und giftigem Getier fehlte es nicht. Schwärme von wilden Tauben kamen aus der Jordanniederung herüber und zogen ihre Kreise in der blauen Luft. Züge von Kranichen und Störchen steuerten über die Meeresfläche hin. Eines Abends stellte sich ein Rabe als ungeladener Gast zu ihrer Mahlzeit ein.

Der offene Vorraum ihrer Felsbehausung bot Platz genug, dass man in der Runde sitzen oder auch ausgestreckt beim Mahle liegen konnte. Bald hatte sich eine Tischordnung im Kreis der Zwölf gebildet.

Den Platz zur Rechten Jesu pflegte Johannes einzunehmen. Dem Jüngsten missgönnte keiner, dass er am Busen Jesu liegen durfte, und dass der Meister ihn sein „Schosskind", Ben Re'em in der Landessprache, nannte. Den Platz zur Linken, im Rücken Jesu, hatte Judas sich erobert. Zwar dünkte Simon, dass ihm als dem ältesten der zweite Ehrenplatz gebührt hätte, doch um Streit zu meiden, nahm er mit dem dritten zur Seite Ben Re'ems vor lieb. Die andern Jünger folgten in der Reihe, wie man sich gern zusammenfand.

An kleinen Eifersüchteleien und Streitigkeiten fehlte es im Brüderkreise nicht. Man sass eng aufeinander, einer war auf den andern angewiesen, und die täglichen Geschäfte brachten manchen Ärger und Verdruss mit sich. Doch alle waren aufrichtig und offenherzig. Wenn es Streit gab, sprach man sich aus, oder einer der Brüder musste schlichten. Nur gegen Judas hegte Simon eine Abneigung, die er trotz redlichen Bemühens nicht überwinden konnte. Judas war der einzige, der sein Vorrecht als ältester des Jüngerkreises nicht beachtete. Immer wieder gerieten beide aneinander. Zwar war Judas, so schnell er aufbrauste, auch leicht versöhnt. Er reichte als der erste die Bruderhand, küsste und umarmte den Gekränkten und suchte durch zwiefache Liebesdienste den Missklang in Vergessenheit zu bringen. Doch was half das alles, wenn er immer der alte blieb, und bald den einen, bald den andern reizte. Aber solche kleinen Streitigkeiten störten ihre Gemeinschaft nicht. Ein wahrhaft brüderlicher Geist und Wetteifer des Dienens verband sie alle, und keiner liess

sich von dem andern in der Liebe zu dem Meister übertreffen.

Wenn der Abend kam, pflegte Jesus in die Berge hinaufzusteigen, um mit seinem Gott allein zu sein. Dann sassen die Jünger um das Feuer her, und die Zeit fing an ihnen lang zu werden. Sie erzählten sich aus ihrem Leben oder disputierten miteinander. Oftmals kehrten ihre Gedanken in die Zeit zurück, da einige von ihnen im Tauflager des Johannes am Jordan waren. Dort hatte man oft bis in die Nacht hinein Andachtsübungen vorgenommen, wie sie in den Schwärmerkreisen üblich waren. Man sass auf dem Boden im Kreis beisammen und wiederholte, den Oberkörper in rythmischer Bewegung wiegend, mystische Litaneien, bis einer in Verzückung kam und anfing, „im Geist" zu reden. Solch verzücktes Reden nannte man Weissagen, und die darin Meister waren, galten für Propheten. Exerzitien dieser Art waren bei Eremiten und gnostischen Sektierern viel im Schwange. Man wusste nicht, woher die Weise des Gottesdienstes kam, ob von den Persern, Indern, oder von den Hellenisten in Ägypten. Viele glaubten, dass sie von den alten Prophetenschulen des Elias und Elisa überkommen sei.

Die Jünger, die früher bei dem Täufer waren, schlugen vor, dass man die alten Litaneien und Gebete, die der Täufer sie gelehrt hatte, zu gleichem Zweck gebrauchen solle. Die andern aber meinten, dass man besser täte, Jesus selbst darum zu fragen.

Judas wollte von der ganzen Beterei nichts wissen. Er hielt das Reden in Verzückungen für Schwärmerei, und Offenbarungen, die man „im Geist" empfing, für

Hirngespinste. Die Jünger gerieten darüber in Streit mit ihm. Schliesslich vertrug man sich und beschloss, Jesus, wenn er ihre Absicht billige, zu bitten, dass er sie Gebete dazu lehren solle.

Als Jesus von seinem Abendgang zurückkam, trug Simon ihm die Sache vor und fragte:

„Meister, willst du uns nicht Gebete lehren, wie Johannes seine Jünger lehrte." — Jesus erwiderte:

„Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern, wie die Ketzer tun, die glauben, dass sie durch ihre Zungenfertigkeit bei Gott Erhörung finden. Macht sie nicht nach. Sagt kurz, was ihr auf dem Herzen habt, und sprecht etwa:

„Vater, — dein Name sei geheiligt! —
„Dein Reich komme,
„Unser täglich Brot gib uns heute,
„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern" ....

denn wenn ihr den Menschen ihre Schuld vergebt, wird euer Vater im Himmel auch euch vergeben; wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, wird euer Vater auch euch nicht vergeben."

Simon war betroffen. Er dachte an den Groll, den er gegen Judas auf dem Herzen hatte, und wandte sich an Jesus:

„Herr, wie oft muss ich meinem Bruder, der sich gegen mich verfehlt, vergeben? Bis zu sieben Mal?"

Unwillig erwiderte ihm Jesus:

„Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebzigmal siebenmal. Und wenn er siebenmal des Tages sich verfehlte und siebenmal zu dir zurückkäme und spräche: Es ist mir leid, so sollst du ihm vergeben."

Um seinen Jüngern die Pflicht unbedingter Versöhnlichkeit einzuprägen, fuhr er mit einem Gleichnis fort:

„Ein König wollte mit seinen Dienern Rechnung machen. Als er zu rechnen anfing, wurde ihm einer vorgeführt, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Weil er nicht hatte zu bezahlen, befahl der Herr, ihn zu verkaufen mit Weib und Kind und aller seiner Habe und so Zahlung zu beschaffen. Da warf der Knecht sich nieder, beugte sich vor ihm und sagte: Habe Geduld mit mir, so will ich dir alles bezahlen. Der Herr hatte Mitleid mit dem Knecht, liess ihn los und erliess ihm auch die Schuld. Als der Knecht herauskam, traf er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war, packte ihn an, würgte ihn und sagte: Zahle, was du mir schuldig bist. Da warf sein Mitknecht sich vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, so will ich dir bezahlen. Er wollte aber nicht, sondern ging hin und liess ihn ins Gefängnis werfen, bis er seine Schuld bezahle. Als nun seine Mitknechte das sahen, wurden sie sehr betrübt, kamen und sagten dem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Hierauf liess der Herr ihn kommen und sprach zu ihm: Du böser Knecht, diese ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich batest. Hättest du dich nicht auch deines Mitknechtes erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmt habe? Und im Zorn übergab er ihn den Folterknechten, bis er die ganze Schuld bezahle.

„So wird auch euch mein himmlischer Vater tun," schloss Jesus, „wenn ihr nicht von Herzen jeder seinem Bruder vergebt."

Für lange Zeit hörten nach diesem Abend die kleinen Streitigkeiten im Jüngerkreise auf.

Obwohl die schmale Kost der Wüste zu ihrem Unterhalt genügte, war es doch schwer, das Brot ganz zu entbehren. Was aber hinderte, dass ihrer zwei sich aufmachten und nach Jericho oder am Strand entlang nach Engeddi wanderten, um sich einen Vorrat Mehl zu holen. Man konnte in einem Tage hin und zurück gelangen. Immerhin bestand Gefahr, auf dem Markte alten Freunden zu begegnen, die ihre Spur verfolgen konnten. Als man dies erwog, fiel einem von den Jüngern ein, dass auf dem Weg nach Engeddi die Ortschaft Essa liegen müsse. Essa war der Stammsitz der Essener, die Muttergemeinde der ordensartigen Sekte, die auch sonst im Land herum Zweigniederlassungen und in den Städten Anhänger besass.

Judas und der Zelot fanden sich gleich bereit, die Wanderung nach Essa anzutreten. Es war ein mühevoller Weg, fünf Stunden weit, im Sande am Gestade des Toten Meeres entlang.

In der Essenersiedelung wurden die Jünger freundlich aufgenommen. Ein Ordensbruder, der eigens für die Verpflegung der Gäste und Reisenden bestellt war, bewirtete sie reichlich und gab ihnen einen Sack vom besten Mehl und soviel Früchte mit, als sie tragen konnten. Nur wollte er kein Geld annehmen, denn jeder Handel war den Brüdern untersagt, und Geld galt ihnen für verächtlich.

Den Jüngern erschien die Niederlassung der Essener

wie ein kleines Paradies. Sie machten sich mit allem bekannt, was in der seltsamen Gemeinde, in der man in vollkommener Gütergemeinschaft lebte, an Arbeiten und Ordnungen zu sehen war.

Die Essener waren Meister in der Gartenkunst. In dem engen Felsental, das sich nach dem Meer zu öffnete, hatten sie Terrassen mit steilen Mauern aufgebaut, Erdreich angeschüttet und durch kunstvolle Leitungen von entfernten Quellen für reichliche Bewässerung gesorgt. Hier gab es Früchte jeder Art, Gurken, Melonen, Bamien, Oliven und Granatäpfel, Pfirsiche und Aprikosen. Auf die Zucht von Orangen und Citronen wurde besonders Wert gelegt. Ihr Stolz war ein ganzes Wäldchen von Dattelpalmen, deren Früchte an der tropisch heissen Küste reiften. Satzungen, die sie überkommen hatten, verboten ihnen den Genuss von Fleisch und Wein. Zu ihren Vorvätern zählten sie die Söhne Rechabs, die einst, als sie noch Wanderhirten waren, von dem Propheten Jeremias Lob empfingen, weil sie dem Gelübde ihres Stammvaters Jonadab treu geblieben waren. Seitdem hatten sie längst die Zelte ihrer Ahnen mit einer festen Siedelung vertauscht und bebauten auf der Höhe, wo sich in der Felsenwüste Boden fand, weit verstreute Ackerstücke. Der Besitz der Häuser, Äcker, Gärten und allen Geräts, das man zur Arbeit und zum Leben brauchte, war Gemeingut. Jeder arbeitete für alle. Die Frucht der Arbeit wurde ausgeteilt.

Bereitwillig erhielten die Jünger Auskunft über die Satzungen und Regeln der Gemeinde. Nur über die Lehren seines Ordens durfte der Herbergs-

brüder, der von niederem Grade war, nichts mitteilen. Sonst aber war er sehr gesprächig und mit der mönchisch strengen Lebensweise sehr zufrieden. Frauen gab es in der Muttergemeinde nicht. In den Zweigniederlassungen war, um das Aussterben der Gemeinde zu verhüten, die Ehe in beschränktem Mass erlaubt. Mehr als durch Nachwuchs erhielt der Stamm der Brüder sich durch Aufnahme von Konvertiten, die, der Welt müde, ihre Zeit in Abgeschiedenheit beschliessen wollten. Der Lebensüberdruss ward hier zur Lebensquelle. Denn jeder, der eintrat in den Orden, musste ihm seine ganze Habe überlassen. Erst nach strengem dreijährigem Noviziat wurde man aufgenommen, nach Ablegung von schauerlichen Schwüren, durch die man sich zu lebenslänglicher Befolgung der Gesetze der Brüderschaft und zur Geheimhaltung ihrer Mysterien verband. Sonst war das Schwören in dem Orden streng verboten. Ja, der Eid wurde für schlimmer als Meineid angesehen, weil jeder, der ohne Anrufung Gottes keinen Glauben verdiene, schon ohnehin gerichtet sei.

Arbeit und Musse waren streng geregelt. Vor Sonnenaufgang erhob man sich in den gemeinsamen Schlafräumen und begann den Tag mit einem Tauchbad und vorgeschriebenen Gebeten an die Sonne. Dann wurden bis zur fünften Tagesstunde die Brüder von den Vorstehern auf Arbeit ausgesandt. Zur Mittagszeit kamen sie zurück. Nach ritueller Waschung zogen sie weisse Feierkleider an und gingen in Prozession in den gemeinsamen Speisesaal, den sie wie einen Tempel heilig hielten. Kein Fremder durfte an den Mahlzeiten der Brüder teilnehmen,

nicht einmal die Novizen. Wenn man sich zu Tisch gesetzt hatte, wurde Trank und Speise von dem Vorsteher gesegnet. Der Bäcker teilte das Brot aus. Der Koch trug jedem seine Schüssel auf mit einem einzigen Gericht, das für alle das gleiche war und das Mass der Sättigung nicht übersteigen durfte. Beim Essen verharrte alles in feierlichem Schweigen. Sprechen durfte nur der, dem die Ältesten das Wort erteilten. Nach der Mahlzeit zog man die Feierkleider wieder aus und kehrte in den Arbeitsröcken, die wie die Feierkleider für alle gleich waren, an das Tagewerk zurück. Die Abendmahlzeit wurde in derselben Weise eingenommen. Der Sabbat wurde mehr als streng gefeiert. Obwohl Moses und sein Gesetz bei ihnen in höchsten Ehren standen, verwarfen sie die Tieropfer und sandten nur Weihgeschenke an den Tempel von Jerusalem.

So war das Leben der Essener bis ins kleinste streng geordnet. Gesunde Arbeit, mässiger Genuss und friedliche Gemeinschaft entschädigten die Ordensbrüder für den Verlust der Freiheit, die sie dem gemeinen Wohl zum Opfer brachten. Alles in allem schätzte man die Ordensleute in den verschiedenen Siedelungen auf viertausend Seelen.

Die Jünger waren von allem, was sie sahen, sehr entzückt. Ihr erster Eindruck war, dass man auch im Reich Gottes nicht friedlicher und schöner würde leben können als in solchem Mönchsverein. Hier war alles, was dem Menschen zur Quelle von Habsucht, Neid und Streitigkeiten wird, Geld und Besitz, Erwerb und Handel, Heiraten und Schwören und

die Verfertigung von Waffen untersagt. Jeder Luxus war streng verboten. Nicht einmal war gestattet, sich mit Öl zu salben. Kam einer wider Willen mit Salböl in Berührung, so wischte er es wieder ab. Ein rauhes Äusseres galt für wohlanständig. Dass es in Essa keine Sklavenarbeit gab, — denn alle waren Sklaven der Gemeinde, — dünkte dem Sikarier und dem Zeloten ein besonderer Ruhm der Brüderschaft.

Als sie sich am Nachmittag, mit Mehl und Früchten reich beladen, auf den Heimweg machten, kamen sie sich wie Josua und Kaleb vor, die Kundschafter, die einst die Riesentraube aus dem Tale Eskol an einem Stecken ins Wüstenlager brachten.

Ermüdet von dem sandigen Wege und der schweren Last, doch nicht erschöpft, kehrten sie abends in den Jüngerkreis zurück. Sie wussten nicht genug zu rühmen von dem heiligen Leben der weissen Brüder. In mehr als einem von den Jüngern stieg bei ihren Schilderungen der Gedanke auf, ob man nicht gut tun würde, sich in Essa anzusiedeln und in den Orden einzutreten. Nur machten die Schwüre ihnen bange. Auch missfiel den Jüngern die Abstinenz von Fleisch und Wein; und schliesslich stimmten alle zu, dass das Verbot der Ehe eine Sünde gegen das erste der paradiesischen Gebote sei.

Jesus, der den Bericht der beiden angehört und zuerst die Jünger ihre Meinung hatte sagen lassen, zeigte ihnen die Schattenseiten des Essenerlebens. Die Unfreiheit des einzelnen, die die Gemeinschaft der Güter mit sich bringt, die Unnatur ihrer Enthaltsamkeit, die Maskerade ihrer Mahlzeiten, das Sklavenmal der Schwüre, das die Brüder für ihr ganzes

Leben zu Ordensknechten machte, die Geheimniskrämerei mit dunklen Lehren, hinter denen sich die Herrschsucht ihrer Oberen verbarg, und dazu noch das ewige Einerlei der Arbeit, das den Tageslauf zu einer Tretmühle wie für Maultiere und Esel machte, das alles war kein Leben für Gottessöhne, die dem Vater in der Freiheit dienen. Lebensmüden und charakterschwachen Menschen, die ihren Halt in sich und Gott verloren hatten, mochte das Ordensleben ein erträglicher Ersatz für ein verfehltes Leben sein. Gesunden und unverdorbenen Menschen gebührte es, sich selbst das Mass der Arbeit und der Musse zuzumessen und nicht aus Zwang, sondern aus freiem Willen dem gemeinen Wohl zu dienen.

Auch Jesus und die Zwölf waren jetzt unfreiwillig etwas wie eine Ordensbrüderschaft geworden. Als sie Bethanien verliessen, hatten sie, was sie an Geld bei sich hatten, in eine Kasse getan. Dass sie in ihrem Flüchtlingshaushalt alles gemeinsam hatten, entsprach den Umständen. Auch zu Enthaltung von Fleisch und Wein und zu mässigstem Genuss war man genötigt. Nur war man nicht so töricht, aus der Not eine Tugend zu machen. Die Jünger dachten nicht daran, ihr armes Leben für ein Ideal zu halten, das man weit vollkommner bei den Essenern hätte finden können. Noch weniger hätte Jesus auf den Gedanken kommen können, das Reich Gottes, das allem Volk und der ganzen Menschheit verheissen war, in einen Winkel zu verstecken und in Schleier von Mysterien einzuhüllen. Er sprach sein Urteil über alles, was das Licht des Tages scheut und bei ver-

schlossenen Türen von geheimer Weisheit raunt und flüstert, mit klaren Worten aus:

„Alles was verborgen ist, wird offenbar, und was geheim ist, offenkundig werden. Was ich euch im Dunkel sage, sollt ihr am Licht verkündigen, und was ihr ins Ohr hört, von den Dächern predigen. Niemand, der ein Licht anzündet, setzt es unter einen Scheffel, sondern stellt es auf den Leuchter, damit es allen, die im Haus sind, scheine."

Das alles leuchtete den Jüngern ein, und kein Gelüst kam sie mehr an, auch nur ihr Flüchtlingsleben gegen die gesicherte Versorgung des Essenerordens einzutauschen.

Nur einen Zweifel konnten sie dem Meister nicht verbergen. Wie sollten sie, die kleine Jüngerschar, mit ihrer Botschaft ganz Israel erreichen? Wie sollte der Rest Israels der Stamm zu einem grossen Volke werden? Wie sollten die Übrigen in Jakob die ganze Menschheit zur Erkenntnis Gottes führen?

In Gleichnisworten zeigte Jesus seinen Jüngern, wie Kleines gross und Unscheinbares mächtig wird:

„Mit dem Reich Gottes ist es, wie mit einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und in seinen Garten warf. Und es wuchs und ward ein Baum, und die Vögel des Himmels nisteten in seinen Zweigen.

„Oder ein anderes Gleichnis:

„Mit dem Reich Gottes geht es wie mit einem Sauerteig, den eine Frau nimmt und einlegt in drei Mass Weizenmehl, bis es ganz durchsäuert wird."

Indessen hatten zwei von den Jüngern Teig geknetet und Brot gebacken. Als sie die Fladen von

den heissen Steinen nahmen, war die Zeit zum Abendessen herangekommen.

Jesus brach das Brot mit einem Segenswort und teilte es den Jüngern aus. Alle waren dankbar für die lang entbehrte Kost und liessen sich die Früchte aus den Gärten der Essener schmecken.

Zweites Kapitel.

Als die Tage kürzer wurden und die Regengüsse stärker fielen, war man mehr als in den ersten Wochen auf das Leben in der Klause angewiesen. Wie konnte man anders als mit Sorgen an den Winter denken?

Eines Tages sprachen sich die Jünger offen gegen ihren Meister aus: Was werden solle, wenn auch die karge Kost der Wüste ausgehn würde?

Jesus stellte die Gegenfrage, ob sie in den Tagen ihrer Jüngerschaft schon Not gelitten hätten? Sie verneinten das, meinten aber, dass sie sich auch gerührt und herbeigeschafft hätten, was nötig war. Was aber dann, wenn trotz aller Mühe und aller gern ertragenen Entbehrungen doch schliesslich der Hunger sie aus ihrer Zufluchtsstätte vertreiben würde.

Der Kleinglaube der Jünger tat Jesus weh. Aber er hatte Geduld mit ihnen und liess sie Blicke in sein Inneres tun, um sie zu lehren, wie sie mit Not und Sorge fertig werden könnten.

„In einer Stadt," begann er zu erzählen, „lebte ein Richter, der Gott nicht fürchtete und nach keinem Menschen fragte. In derselben Stadt war eine Witwe, die kam zu ihm und sagte: Schaffe mir Recht vor meinem Widersacher. Er wollte lange nicht; dann aber sagte er sich: Wenn ich auch Gott

nicht fürchte und nach keinem Menschen frage, so will ich dieser Witwe doch Recht verschaffen, weil sie mir lästig fällt, damit sie nicht zuletzt noch kommt und mich verbläut."

Die Jünger lächelten. Jesus fuhr fort:

„Hört, was der ungerechte Richter sagt. Sollte aber Gott nicht seinen Auserwählten Recht verschaffen, die Nacht und Tag zu ihm rufen und sie immer nur vertrösten? Ich sage euch, er wird es tun und das in Kürze.

„Oder wer von euch hätte einen Freund, der zu ihm käme um Mitternacht und spräche: Freund, leihe mir drei Brote, denn ein Freund von mir ist auf der Reise bei mir eingekehrt, und ich habe ihm nichts vorzusetzen, und jener sollte antworten von drinnen: Lass mich in Ruhe, die Tür ist schon geschlossen, meine Kinder sind bei mir zu Bett, ich kann nicht aufstehen und dir geben. Ich sage euch, wenn er auch nicht aufsteht und ihm gibt, weil es sein Freund ist, so wird er doch um seiner Zudringlichkeit willen endlich aufstehen und ihm geben, was er braucht.

„Darum sage ich euch: Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer bittet, der nimmt; und wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird aufgetan.

„Oder wo ist jemand unter euch, den sein Sohn um Brot bittet, der ihm einen Stein dafür gäbe, oder wenn er um einen Fisch bittet, ihm eine Schlange dafür gäbe? Wenn nun ihr, die ihr arg seid, euern Kindern gute Gaben zu geben wisst, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.

„Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen sollt, noch um euren Leib, was ihr anziehen sollt. Das Leben ist mehr als die Nahrung, und der Leib mehr als das Kleid. Seht die Raben, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie haben keine Vorratskammern noch Scheuern, und Gott ernährt sie doch. Seid ihr nicht mehr als sie? Wer aber unter euch kann mit allem Sorgen seiner Lebenslänge eine Spanne zusetzen? Und was sorgt ihr um die Kleidung? Seht die Lilien des Feldes, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; aber ich sage euch, auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht wie dieser eine angetan. Wenn aber Gott das Gras des Feldes, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet, wieviel mehr euch, ihr Kleingläubigen. Darum sollt ihr euch nicht sorgen und sagen: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen? Um das alles sorgen sich die Heiden. Euer himmlischer Vater weiss, was ihr bedürfet, ehe ihr ihn darum bittet. Trachtet zuerst nach seinem Reich und seiner Gerechtigkeit, so wird euch all das zugegeben werden. Sorgt euch nicht um den morgigen Tag; der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Es ist genug, dass ein jeder Tag seine eigene Plage habe."

Die Jünger waren sehr beruhigt, als sie ihren Meister so zuversichtlich von der Güte und vorsorgenden Vaterliebe Gottes reden hörten. Doch jeden Tag und jede Stunde an solchem Gottvertrauen festzuhalten, dünkte ihnen schwer. Ein Stosseufzer kam von Thomas Lippen:

„Herr, mehre uns den Glauben!"

„Hättet ihr Glauben wie ein Senfkorn," war die

Antwort Jesu, „so sprächet ihr zu diesem Maulbeerbaum: Entwurzle dich und pflanze dich von hier dorthin, und er würde euch gehorchen. Oder wenn ihr zu diesem Berge sprächet: Hebe dich und stürze dich ins Meer, und zweifeltet nicht in eurem Herzen, sondern glaubtet, so würde es geschehen. Darum sage ich euch: Alles, was ihr bittet im Gebet, glaubet, dass ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden."

Die Jünger meinten an diesem Tage mehr gelernt zu haben als sonst in vielen Jahren.

Es waren gut vier Wochen hingegangen, und der Winter stand vor der Tür. Da die Nächte kälter wurden, machten die Jünger sich daran, den Eingang ihrer Felsenklause, den sie sonst nur für die Nacht gegen wilde Tiere mit Baumstämmen verrammelten, mit einer festen Tür zu verschliessen, die sie von Holz und Schilf zusammenflochten. Die Nahrung für die Brüderschaft fing an, recht kümmerlich zu werden. Man beschloss daher, noch einmal zu den Essenern hinzuschicken.

Judas und Simon der Zelot machten sich wieder auf den Weg.

Am Abend kamen sie von ihrer Wanderung zurück. Doch brachten sie weder Mehl noch Brot noch irgend etwas mit. Sie waren sehr niedergeschlagen und erzählten, wie es ihnen bei den Essenern ergangen war. Jesus war noch nicht von seinem Abendgange heimgekehrt.

„Man hat uns auch diesmal freundlich aufgenommen," erzählte Judas, „und gut bewirtet. Aber

während wir bei unserm ersten Besuch nur mit dem Bruder zu tun hatten, der die Fremden zu bedienen hat, kamen diesmal die Vorsteher des Ordens, um uns auszufragen, wer wir seien und woher wir kämen. Wir gaben darauf unbestimmte Antworten, dass wir Galiläer seien, die, vom Sanhedrin verfolgt, sich in die Berge geflüchtet hätten. Darauf fingen die Vorsteher an, uns ihr gottgeweihtes Leben und die Vorzüge ihres Ordens anzupreisen, und luden uns ein, uns mit unsern Genossen bei ihnen anzusiedeln. Wir gingen halb und halb auf ihren Vorschlag ein, wollten aber erst Auskunft haben, was man in ihrem Orden lehre. Da fingen die Vorsteher an, uns viel krauses Zeug vorzutragen, das nicht dazu angetan war, uns eine gute Meinung von ihrer Weisheit beizubringen.

„Zuerst belehrte uns der eine von den beiden, der der Leiter des ganzen Ordens war. Mit hochgezogenen Brauen kramte er vielerlei von den geheimen Eigenschaften der Steine und der Pflanzen aus, und wie man ihre Wirkungskraft benützen könne. Dann wollte er uns glauben machen, dass ihnen alle Geheimnisse der gestirnten Welt bekannt seien, sodass sie alle Namen der Fürsten, Herren und Gewaltigen der Engelmächte wüssten und wie man sie beschwören und sich dienstbar machen könne. Auf Weissagen verstände sich niemand so wie sie, und was ihre Propheten von der Zukunft sagten, treffe immer ein. Nachdem der Oberste noch mehr dergleichen vorgetragen, begann der andere, der ihr Priester war, von dem Schicksal der Seele nach dem Tod zu sprechen, wo wir dann sehr begierig waren, etwas Neues und Gewisses zu vernehmen.

„Die Menschenseelen," so belehrte uns der Priester, „stammen aus dem reinen Äther der Himmelswelt, wo sie von Ewigkeit, ehe die Welt geschaffen war, bei Gott gewesen sind. Doch der Zauberreiz der Sünde hat die Seelen aus dem Licht in die Finsternis der Sinnenwelt hinabgezogen, wo sie den niedrigen Leib von Fleisch und Blut erhielten. Seitdem müssen die Menschenseelen im Leibe wie in einem Kerker wohnen, bis sie, gewaschen, gereinigt und geweiht, würdig erfunden werden, wieder in den reinen Äther des unerschaffenen Lichts zurückzukehren. Das aber sei der Zweck des wahren Gottesdienstes, den einzig und allein ihr Orden pflege, die Seele vom Strick des Fleisches loszubinden und sie aus dem Leibeskerker zu befreien. Wer sich durch täglich wiederholte Tauchbäder und lebenslängliche Enthaltung von Fleisch und Wein und ehelichem Umgang geheiligt habe, nur der vermöge dem Gefängnis zu entrinnen. Die Menschenseelen, die den schmutzigen Rock des Fleisches ausgezogen und sich in körperloser Geistigkeit zum reinen Äther aufgeschwungen hätten, kämen an den Ort der seligen Geister, der jenseits des Ozeans gelegen sei, wo es weder Regen noch Schnee noch Hitze gäbe und stets ein sanfter Zephyr wehe. Die Menschenseelen aber, die sich nicht durch Waschungen und Enthaltsamkeit gereinigt hätten, kämen in finstere Löcher, wo sie Qualen ohne Ende dulden müssten."

Die Jünger waren sehr gespannt zu hören, was Judas den Vorstehern darauf erwidert hätte. Judas fuhr fort:

„Ich fragte sie natürlich, was sie von der Auferstehung hielten. Da sagten sie: Ob wohl ein Ge-

fangener, der lebenslänglich hätte in Ketten liegen müssen, wenn er endlich frei geworden wäre, sich wieder in seinen Kerker wünschen und aufs neue fesseln lassen würde. Solche Toren seien alle, die an Auferstehung ihres Leibes glaubten. Ein Weiser aber begehre nichts anderes, als vom Leibe, der die Quelle alles Bösen sei, befreit zu sein, und die Unsterblichkeit der Seele zu erlangen."

„Darauf," erzählte Judas weiter, „habe ich erwidert, dass, wie die Seele, auch der Leib erlöst und verherrlicht werden müsse. Das eben sei der Tod, wenn die Seele keinen Leib mehr habe, und das heisse zum Leben kommen, wenn die Seele mit dem Leib der Herrlichkeit bekleidet würde. Die Seele ohne Leib sei ein Gespenst. Den Leib aber, den Gott geschaffen hat, für böse, und die Sinne für sündhaft zu erklären, sei ein Fallstrick und Betrug des Satans.

„Als ich dies sagte, wurden die beiden sehr erbost. Wir seien augenscheinlich Zeloten und Sikarier, denn wir führten Waffen, und gehörten zu einer Räuberbande, die das Land unsicher mache. Sie würden uns dem Hohen Rat anzeigen.

„Zuletzt schlugen sie uns und warfen uns hinaus."

Die Jünger waren mit ihren Boten sehr zufrieden und lobten ihr Verhalten. Sie wollten lieber fasten, als noch einmal von den teuflischen Verächtern des Leibes und der Kreatur Geschenke nehmen.

Draussen war ein Gewitter aufgezogen. Jesus war noch immer nicht zurück. Indessen zwei von den Jüngern das karge Mahl bereiteten, sassen die andern im Gespräch beisammen und vertieften sich in die

Fragen, die Judas mit den Essenern verhandelt hatte. Jeder trug das Seine bei. Zumeist führten Matthäus und Nathanael das Wort.

Nathanael, der einst in seiner Samariterschule einen Hellenisten aus Alexandrien zum Lehrer gehabt hatte, wusste mancherlei von den Gedanken, die sich die Griechen vom Leben nach dem Tode machten. Auch ihre grössten Helden, wie Achill, lebten in der Unterwelt als ohnmächtige Schatten fort. Und auch die, welche im Totenreich die Inseln der Seligen bewohnten, hätten keine Hoffnung der Auferstehung zu einem Leben in der Herrlichkeit. Die Lehre der Essener von der Unsterblichkeit der Seele käme von den Griechen und stamme aus Alexandrien, wo auch die Juden bei den Griechen in die Schule gingen und zu Füssen ihrer grossen Philosophen sässen. Nicht ohne sich ein wenig darauf zu gut zu tun, nannte Nathanael den Plato und Phythagoras, den Zeno und Posidonius, obwohl er nicht viel mehr als ihre Namen wusste. Am meisten rühmte er den Philo, den grossen Philosophen der Juden von Alexandrien, der bewiesen habe, dass die Griechen alles, was sie Wahres wüssten, aus den Schriften des Moses entlehnt und für eigene Weisheit ausgegeben hätten.

Die Fischer von Genezaret wussten mit Philo so wenig als mit den griechischen Philosophen anzufangen. Eins aber leuchtete auch ihrem praktischen Verstande ein, dass der Gottesdienst der Essener, ihre Waschungen und Enthaltungen und ihr ganzes weltflüchtiges Leben von dem Glauben komme, dass der Leib vom Bösen sei, und dass allein die Seele

von Gott herstamme. Den Menschen in zwei Teile zu zerreissen, dünkte ihnen unvernünftig. Natürliche Menschen, wie sie waren, konnten sie Leib und Seele nicht auseinanderbringen.

Matthäus, der von den Jüngern am meisten in der Schrift bewandert war, versuchte der Frage auf den Grund zu gehen, indem er mit der Weltschöpfung begann.

„Hat nicht derselbe Gott, der die Seele schuf, auch den Leib gemacht? Ist nicht der ganze Mensch mit Leib und Seele Gottes Ebenbild? Könnte man nicht eher sagen, dass der Leib des Menschen gut, dass aber seine Seele böse sei? Und warum verachten sie die Nahrung, die doch Gott dem Menschen gab? Ist das Gewächs des Weinstocks nicht von Gott geschaffen? Und heisst es nicht: Der Wein erfreut des Menschen Herz? Hat Gott den Menschen nicht zum Herrn über die Tiere des Feldes und die Vögel des Himmels eingesetzt, dass er sich von ihrem Fleisch ernähren soll? Und warum verachten sie die Ehe, da doch Gott den Menschen als Mann und Weib geschaffen hat? Steht nicht geschrieben: Freue dich des Weibes deiner Jugend? Was diese Griechen lehren, stimmt weder mit dem Gesetz noch mit den Propheten überein, und Philo irrt, wenn er behauptet, dass die Griechen ihre Weisheit, die doch Torheit ist, aus den Büchern Moses hätten."

Nathanael gab Matthäus recht und gestand, dass auch er den Gedanken seiner Lehrer niemals habe folgen können. Dann fuhr er fort:

„Der Tod ist ein Gefängnis, nicht der Leib. Die Seele, die im Leibe weilt, geht durch der Sinne

Pforten in die ganze Schöpfung aus und wohnt in ihr, als wie im eignen Haus. Das Korn des Feldes ist ihr Leib. Das Gewächs des Weinstocks ist ihr Blut. Die Luft, die sie atmet, ist ihr Odem. Die Sonne, die sie schaut, ihr Auge. Des Donners Stimme ist ihr Ohr. Im Geist kann sie durch alle sieben Himmel fahren. Der Tod aber riegelt die Pforten aller Sinne zu und sperrt die Seele in ein dunkles Haus. Uns aber soll des Todes Rachen nicht verschlingen."

„Du hast im Geist geredet," sagte Judas, „und du hast wahr gesprochen."

Während die Jünger um das herabgebrannte Feuer sassen, fegte draussen der Sturm um die Felsenriffe. Ein Gewitter entlud sich über dem See. Donner rollten über die Berge hin. Blitze zuckten, und es wurde taghell in der Höhle.

Die Jünger wollten schon besorgt um ihren Meister werden, als er eintrat und sich ihnen zugesellte. Sie erzählten, was Judas ihnen von den Essenern berichtet hatte, und was sie selbst davon geurteilt hätten. Obwohl Jesus gegen ihre Meinungen nichts einzuwenden hatte, schien er nur wenig Wert darauf zu legen, wie man sich das Leben nach dem Tode denke. Da wandte Simon sich an Jesus:

„Herr, warum hast du nie vom Totenreich mit uns geredet? Erst letzthin, als der Sadduzäer dich durch seine Fragen reizte, kamst du zum ersten Mal darauf zu sprechen." — Jesus erwiderte:

„Sagte ich etwas, dass ihr nicht schon wusstet?"

„Ich denke, nein," war Simons Antwort.

„Ihr braucht nicht mehr zu wissen, als ihr wisst.

Wer diese Welt kennt, kennt auch die andere Welt, und wer die Menschen im Leben sieht, weiss auch, was in der Totenwelt ihr Los sein wird. Das Leben wohnt nicht bei den Toten; das Leben wohnt bei Gott."

Nathanael hatte noch eine Frage auf dem Herzen: „Herr, du sagtest einmal, dass die Gerechten leuchten werden wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Wie kann das sein?" — Jesus antwortete:

„Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge klar ist, ist auch dein ganzer Leib licht. Wenn aber dein Auge finster ist, ist auch dein Leib finster. So gib wohl acht, dass nicht das Licht in dir finster wird. Ist aber dein ganzer Leib licht geworden und nichts Finsteres mehr daran, so wird das eine Helle sein, als wenn ein Blitz dich mit seinem Strahl erleuchtet."

„Und wie kann ich das Auge klar erhalten?" fragte Nathanael.

„Reinigt eure Herzen, so ist euch alles rein. Bewahret euren Leib, so werdet ihr des Geistes teilhaft werden. Wenn aber dich dein Auge ärgert, so reisse es aus und wirf es von dir. Denn es ist dir besser, dass eins deiner Glieder verloren gehe, als dass dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird. Und wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir, denn es ist dir besser, dass eins deiner Glieder verloren gehe, als dass dein ganzer Leib in die Hölle komme. Selig aber sind die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen."

Obwohl die Jünger nicht allem, was ihr Meister sagte, folgen konnten, so verstanden sie doch, dass

es besser ist, sich nach dem Leben, das aus Gott ist, auszustrecken, als verstohlene Blicke in das Totenreich zu werfen.

Seit Tagen waren Regengüsse mit furchtbarer Gewalt herabgeprasselt. Die Felsensteige waren glatt und der Boden aufgeweicht, so dass sich niemand gern ins Freie wagte. Die Jünger legten sich ein Fasten auf, um mit den schmalen Vorräten noch möglichst lange hauszuhalten. Die Nächte begannen empfindlich kalt zu werden. Ausser den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, hatten sie nichts, womit sie sich erwärmen konnten. Das Holz, das sie am Strand auflasen, war so nass, dass es nicht brennen wollte. Das Herdfeuer erlosch. Die Stimmung der Jünger war gedrückt, und nur der Blick auf ihren Meister, der am dunkeln und am hellen Tage die gleiche Freiheit des Gemüts bewahrte, hielt sie bei gutem Mut.

Eines Abends, als sie in ihrem finstern Felsenhaus beisammen sassen und der eintönigen Musik des Regens lauschten, klopfte es an die Tür. Alles fuhr erschrocken auf. Wer konnte bei solchem Wetter sich in diese Einöde verirrt haben?

Man öffnete. Ein Mann trat ein. Er hatte den Mantel über den Kopf gezogen und alles troff an ihm. In der Rechten hielt er einen Stab, in der Linken einen Krug. Er sagte nichts, schüttelte sich nur wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, und schlug den Mantel von dem bärtigen Gesicht. Dann nestelte er aus dem Busen seines Unterkleides ein Bündel vor, das er da vor dem Regen geschützt hatte, und reichte es mit dem Krug den Jüngern

hin. Er schien weiter nichts zu wollen, als diese Dinge abzuliefern, und kauerte sich an der Tür auf den Boden nieder, mit erstaunten Augen die Männer musternd, die das Höhlendunkel noch halb verbarg.

Jesus erhob sich, trat an den durchnässten Mann heran und reichte ihm die Hand. Es währte eine Zeit lang, bis man aus ihm herausbekam, von wo er war, und was ihn durch die Sintflut hergeführt hatte.

Er kam aus dem oberen Jordantal und war in einem Dorf zu Haus, das im Weichbild der Griechenstadt Pella lag. Er gehörte zu einem alten Kreis von Johannesjüngern, wo man viel fastete und oft ganze Nächte mit Gebet hinbrachte, auch mit Träumen und Gesichten umging. Vor vier Tagen hatte er einen Traum gehabt. Er war nach Jericho auf den Markt gekommen. Da trat ein fremder Mann an ihn heran und sagte ihm, er solle Brot und Früchte kaufen, sie in ein Bündel binden und mit einem Kruge Wein in die Berge bringen, auf einem Weg, den er ihm zeigen werde. Er tat im Traum, wie ihm der Fremde sagte. Dann führte ihn der Mann auf Pfaden, die ihm bis dahin unbekannt gewesen waren, in die Berge am Toten Meer hinauf, bis sie vor einer Höhle standen, die mit einer geflochtenen Tür verschlossen war. Dort angekommen, verschwand sein Führer. Als er die Tür öffnete und seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er zwölf Männer in der Höhle kauern und einen, der in ihrer Mitte sass. Da riss ein Windstoss ihm die Tür aus der Hand, und er erwachte aus seinem Traum.

Am andern Tage, so berichtete der Mann, ging

er zu seinen Ältesten und erzählte ihnen von seinem Nachtgesicht. Die sagten ihm, dass er der Weisung seines Traumes folgen müsse. Er ging nach Jericho, kaufte auf dem Markt Brot und Früchte ein, nahm einen Krug Wein mit sich und fand es alles, wie er es im Traum gesehen hatte.

Der Bericht des Mannes war damit noch nicht zu Ende. Die Brüder in seinem Dorf hatten ihm aufgetragen, wenn die Männer in den Bergen sich ihres Glaubens wegen in die Einsamkeit geflüchtet hätten, solle er sie einladen, in ihr Dorf zu kommen und bei ihnen die Winterwochen zuzubringen. Sie brauchten nicht zu fürchten, dass man sie verraten würde.

Am andern Morgen brach Jesus mit den Jüngern aus der Felsenwildnis am Toten Meere auf und trat mit dem Boten der Johannesjünger die Wanderung in das obere Jordantal jenseits des Flusses an.

Drittes Kapitel.

Im Ostjordanland und in der Dekapolis war die Taufbewegung noch nicht erloschen. Hier hatten sich in der freieren Atmosphäre der griechischen Freistädte kleine Gemeinschaften von Johannesjüngern gebildet, die auch aus Galiläa Zufluss erhielten. Die Bewegung hatte zwei Mittelpunkte, die Freistadt Pella im oberen Jordantal, am Abhang des Gebirges gegenüber von Skythopolis, und die Ortschaft Kokaba in Batanäa auf dem Wege von Pella nach Damaskus. Die Taufgesinnten nannten sich noch immer Nazoräer, ein Name, der von Draussenstehenden auch Jesus und seinen Jüngern beigelegt wurde, da man keinen Unterschied zwischen der Taufbewegung und dem Werk Jesu sah. Noch immer hielten sie sich für den „Rest Israels", der in der Taufe das Siegel der Verschonung im Gericht empfangen hatte und das Reich ererben sollte. In der Erweckungszeit hatten die Taufgesinnten nach Zehntausenden gezählt. Nach dem Tod des Täufers war die Mehrzahl der Getauften wieder in die Welt gegangen, und alles, was nur mitgelaufen war, wollte von den Taufgesinnten nichts mehr wissen. Es gewann den Anschein, als sollte aus dem Erweckungssturm, der das ganze Volk geschüttelt hatte, nur eine kleine Sekte übrig bleiben.

Die Rückkehr Jesu in die Nachbarschaft des Sees belebte die alten Hoffnungen, die man auf den Propheten von Nazaret gesetzt hatte. Man gedachte des Täuferwortes, das ihn als den Bräutigam bezeichnete, rief sich ins Gedächtnis, was man von ihm wusste, und noch mancher fand sich, der sich dankbar seiner Wohltaten erinnerte. Als in den Kreisen der Erweckten Jesu Aufenthalt bekannt geworden war, brachte man wieder Kranke und Besessene zu ihm, und die galiläischen Tage schienen sich, wenn auch im Stillen, zu erneuen. „Johannes hat keine Zeichen getan," war bald das Urteil dieser Kreise, „aber was er uns von Jesus sagte, das ist alles wahr."

Das Dorf, in dem Jesus mit den Jüngern Unterkunft gefunden hatte, lag abseits von der Strasse. Man hatte ihnen ein Haus mit bescheidenen Räumlichkeiten überlassen. Im übrigen sorgten sie für sich selbst und wollten niemandem zur Last fallen. Die gemeinsame Kasse, die man eingerichtet hatte, um die täglichen Ausgaben und Almosen für Hilfsbedürftige daraus zu bestreiten, erfüllte jetzt ihren Zweck. Zum Verwalter hatte Jesus den Judas bestellt, da er der freigebigste von allen war.

Als die Jünger nach den Wochen in der Einsamkeit der Berge wieder unter Menschen kamen, wurden sie sich der Veränderung, die ihr Gemüt und ihre Denkungsart erfahren hatte, erst recht bewusst. Losgelöst von Haus und Heimat, nur auf den Glauben an Gott gestellt, waren sie frei geworden von sich selbst und hatten sich in ihren Meister eingelebt. Sie glaubten ihn jetzt besser zu verstehen und standen nicht mehr nur vor Rätseln. Die herbe

Hoheit seines Wesens, die in den ersten Tagen ihrer Jüngerschaft jede Vertraulichkeit verhindert hatte, erschreckte sie nicht mehr. Nicht anders, als ob er ihresgleichen wäre, ging er im Brüderkreise auf. Ihre Fehler nahm er mit Nachsicht hin, und selbst sein Tadel war der Güte voll. Auch hier im Dorfhaushalt, wie schon in der Wüstenklause, gab es keine Unterschiede, als die der Takt des Herzens allen auferlegte. Wie sie dem Meister dienten, diente er ihnen und liess sich seinen Anteil am täglichen Geschäft nicht nehmen. Doch immer blieb es ihnen gegenwärtig, dass er der Meister, sie die Jünger, er der Herr und sie die Knechte waren.

Die Gemeinschaft mit ihrem Herrn, dessen Würde in ihren Augen aller Menschen Grösse übertraf, liess ihnen alle Unterschiede, die sonst die Menschen scheiden, als wertlos und gering erscheinen. Arm oder reich sein, Mangel haben oder Überfluss, geehrt oder verachtet sein, was war das alles, verglichen mit der Grösse des Gewinnes, den sie von seinem Umgang hatten? Auch sonst fiel manches, was sie ehedem bedrückt hatte, von ihnen ab. Ihr Gewissen machte sich frei vom Joch der Überlieferungen und den Satzungen der Schriftgelehrten. Sabbat für Sabbat hatten sie als treue Söhne Israels an den Gottesdiensten der Synagoge teilgenommen. Die Wallfahrt nach Jerusalem mit dem Opferdienst im Tempel war ihnen als der königliche Weg zu Gott erschienen. Seit man ihren Herrn aus der Synagoge und dem Heiligtum gestossen hatte, konnten sie nicht mehr glauben, dass Gott in Häusern wohne, die von Menschenhänden gemacht sind. Sie fragten sich, ob

im Reich Gottes noch Priestertum und Synagoge, Gesetz und Opfer, rituelle Satzungen und liturgisches Gepränge eine Stätte haben könne. War nicht das Leben, das sie mit dem Meister in dem kleinen Haushalt ihrer Flüchtlingschaft geführt hatten, ein Gottesdienst, der sie dem Vater weit näher brachte, als alle Predigten der Schriftgelehrten und aller Opferdienst im Heiligtum? Wenn sie mit Jesus beim Mahle sassen und durch seine Danksagung aus Gottes Händen Trank und Speise nahmen, lebten sie nicht wie Kinder in des Vaters Hause? War nicht der Dom des Sternenhimmels für sie ein Heiligtum, weit mehr erfüllt von Schauern der unsichtbaren Welt, als ihre Synagoge mit den kahlen Wänden und das Steingemäuer des Heiligtums? Noch niemals hatten sie der Schöpfung und dem Reichtum ihrer Kreaturen sich so verwandt gefühlt wie hier. Wie die Bienen in den Felsenspalten, wie die Adler in ihren Horsten hatten sie aus Gottes Hand gelebt. Sie waren sorglos und frei geworden und hatten das Gefühl, in den Vorhöfen des Gottesreichs zu stehen.

Nun sollten sie auch in den Wintermonaten den täglichen Verkehr mit ihrem Herrn geniessen. Da ihre Seele von manchem unfruchtbaren Streben und eitlen Träumen frei geworden war, begannen sie der täglichen Erfahrung und auch den kleinen Dingen in der Welt mehr Neigung zuzuwenden als zuvor. Sie sahen das Grosse sich im Kleinen spiegeln und lernten von dem Meister, dass die Gesetze des Gottesreiches schon verborgen in jedem menschlichen Geschäfte walten.

Eines Tages, als Jesus vor dem Hause sass, kam eine Schar Frauen mit ihren Kindern aus dem Dorf. Sie wandten sich an die Jünger, ob sie ihre Kleinen zu Jesus bringen dürften. Da kamen sie schlecht an. Ob sie denn dächten, dass ihr Meister dazu da wäre, sich mit ihren Kindern abzugeben. Ein kleines Büblein hatte sich losgemacht, um graden Wegs zu Jesus hinzulaufen, als einer von den Jüngern ihn erwischte und zurückholte. Da der Kleine jämmerlich zu schreien anfing, wurde Jesus aufmerksam und fragte, was da sei.

Die Jünger glaubten noch Lob zu verdienen, dass sie die unnütze Störung von ihm abgewendet hätten, und waren sehr erstaunt, als Jesus sie zurecht wies und ihnen sagte: „Lasst die Kinder zu mir kommen und wehrt ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes."

Da kamen die Frauen schnell heran und baten mit rührender Bescheidenheit, dass der Rabbi ihre Kleinen segnen möchte. Er liess sie zu sich bringen, gab jedem die Hand, fragte sie nach ihrem Namen, und ob sie Vater und Geschwister hätten, und streichelte und küsste sie. Dann nahm er das jüngste auf den Schoss und unterhielt in der anmutigsten Weise die kleine Schar, die sich um ihn drängte. Als es für die Mütter Zeit wurde, nach Haus zu gehen, ermahnte er die Kinder zu allem Guten und sagte ihnen, dass sie wiederkommen könnten, wann sie möchten. Bevor sie gingen, rief er die Jünger zu sich und zeigte ihnen einen Knaben, der besonders seine Teilnahme erregt hatte. Er hatte Vater und Mutter verloren und war allein in der Welt

zurückgeblieben. Erst war er hin und hergestossen worden, dann hatten gute Leute ihn aufgenommen und wie ihr eigenes Kind gehalten. Das erzählte Jesus und sagte zu den Jüngern:

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat; und wer einen dieser Kleinen auch nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt, wahrlich, ich sage euch, es soll ihm nicht unvergolten bleiben. Wer aber einen dieser Kleinen ärgert, dem wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er ins Meer versenkt würde, wo es am tiefsten ist. Darum hütet euch, nicht einen dieser Kleinen zu verachten. Ich sage euch, ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Reich Gottes kommen."

Als Jesus die Kinderschar nach Haus gehen liess, bekam das jüngste, das er auf den Schoss genommen hatte, noch einen grossen Granatapfel mit auf den Weg.

Die Jünger fühlten sich beschämt, aber im Herzen waren sie hoch erfreut, dass sich ihr Meister mit den Kleinen so freundlich abgegeben hatte. Wenn er an dem Los dieser fremden Kinder solchen Anteil nahm, wie sehr würde er es ihnen gönnen, zu den Ihren zurückzukehren und sich an Weib und Kind zu freuen. Bei ihren Wegen in die Umgegend waren sie öfters an das Ufer des galiläischen Sees gelangt und hatten sehnsüchtig nach den Gestaden ihrer Heimat ausgeschaut.

Ein andres Erlebnis führte zu Auseinandersetzungen über Fragen, die die Jünger schon lange Zeit beschäftigt hatten.

In der Nachbarschaft lebte ein junger Mensch, der ein grosses Landgut hatte und sehr vermögend war. Die Jünger waren schon einmal bei ihm eingekehrt und hatten Jesus viel Gutes von ihm mitgeteilt. Er war ein sittenstrenger und frommer Mensch und neigte zu den Taufgesinnten. Gleichwohl hatte er sich nicht entschliessen können, die Taufe anzunehmen, weil er fürchtete, dass die Erweckten, die meist in Armut lebten, an sein Geld und Gut mehr Ansprüche machen würden, als ihm lieb war. So befand er sich in einem inneren Zwiespalt und geriet in Zweifel, ob er genug getan habe, sich das ewige Leben zu erwerben.

Als er eines Tages Jesus mit den Jüngern an seinem Gut vorübergehen sah, kam ihm der Gedanke, ihn um Rat zu fragen, und er eilte ihm auf dem Wege nach.

Kaum hatte er Jesus eingeholt und mit vieler Überschwenglichkeit begrüsst, kam er sogleich mit seinem Anliegen heraus:

„Guter Meister," begann er, „was soll ich tun, um das ewige Leben zu ererben?"

„Was nennst du mich gut?" erwiderte ihm Jesus streng. „Niemand ist gut, ausser einem, Gott. Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote."

„Welche Gebote?"

„Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen, ehre Vater und Mutter ....."

„Das habe ich gehalten von Jugend auf," antwortete der reiche Mensch.

„Wie kannst du das sagen?" fuhr ihn Jesus an. „Steht nicht geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst? Und sieh, wie viele deiner Brüder, die doch auch Söhne Abrahams sind, leben im Schmutz, sterben vor Hunger, und dein Haus ist voll von allen Gütern, und nichts kommt aus ihm heraus für deine Brüder. Eins fehlt dir, geh, verkaufe, was du hast, und gibs den Armen, so wirst du einen Schatz bei Gott haben, ... dann komm und folge mir."

Auf solche Antwort war der reiche Jüngling nicht gefasst. Als er die Kosten des Entschlusses überschlug, dem heimatlosen Meister nachzufolgen, sah er sich ausser stande, den Schritt zu tun. Er war ehrlich genug zu sagen:

„Meister, das kann ich nicht."

Mit gesenktem Haupt ging er davon und kehrte in sein Haus zurück.

Jesus sah ihm trauernd nach. Dann seufzte er zu Gott um einen Segen für den jungen Menschen, den er beim ersten Blick lieb gewonnen hatte, und sagte zu den Jüngern:

„Wie schwer ist es, ins Reich Gottes zu kommen. Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher ins Reich Gottes kommt."

Die Jünger waren sehr erstaunt.

„Wer kann dann gerettet werden?" sagte Thomas. Jesus erwiderte:

„Bei Menschen ist es unmöglich; aber nicht bei Gott. Bei Gott sind alle Dinge möglich."

Es war begreiflich, dass die Jünger unwillkürlich einen Vergleich zwischen sich und dem reichen Jüngling zogen.

„Herr," sagte Simon und sprach den andern aus der Seele, „wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?"

Ein strenger Blick traf Simon. Die Antwort liess sich nicht verlockend an:

„Wahrlich, ich sage euch, wer immer Haus oder Eltern oder Brüder oder Weib oder Kinder verlässt um meinetwillen, dem wird es siebenfältig jetzt in dieser Zeit heimgegeben werden mit Verfolgungen,.... doch mit dem ewigen Leben in der künftigen Welt."

Die Jünger waren sehr bestürzt. War's so gemeint? Not, Leiden und Verfolgung der Dank für ihre Opfer? Und was war dann ihr besonderer Lohn? Was hätten sie voraus vor allen andern, die ins ewige Leben kamen?

Jesus empfand die schmerzliche Enttäuschung seiner Jünger. Sie hatten ein Recht auf Lohn, und ihre Opfer durften nicht unvergolten bleiben. Sie sollten wissen, dass ihnen Ehre widerfahren würde. Doch zuvor musste ihr ungeduldiges Lohnbegehren ihnen verwiesen werden. Jesus fuhr fort:

„Wer von euch, der einen Knecht am Pflug oder auf der Weide hat, wenn er vom Felde heimkommt, hätte ihm gesagt: Komm gleich her und setze dich zu Tisch? Habt ihr nicht zu ihm gesagt: Richte mir das Mahl, schürze dich und warte mir auf, bis ich gegessen und getrunken habe, dann kannst du auch essen und trinken? Erwarb

der Knecht sich ein Verdienst damit, wenn er tat was ihm befohlen war? So auch ihr, wenn ihr getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

„Denn wer ist mehr? Der zu Tisch sitzt oder der bedient? Doch der zu Tisch sitzt. Ich aber bin unter euch wie ein Diener. Doch ihr seid es, die ihr bei mir ausgeharrt habt in meinen Anfechtungen. Darum verheisse ich euch, wie mir mein Vater das Reich verheissen hat, dass ihr mit mir essen und trinken sollt an meinem Tisch in meinem Reich und sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Stämme Israels.

„Denn wenn der Mensch kommt, wird der König sitzen auf dem Thron der Herrlichkeit, und alle werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie scheiden voneinander, wie der Hirt die Schafe von den Ziegen scheidet, und wird die einen auf seine rechte und die andern auf seine linke Seite stellen. Darauf wird der König sagen zu denen auf seiner Rechten: Gehet hin, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Ich habe gehungert und ihr habt mir zu essen gegeben; ich habe gedürstet und ihr habt mich getränkt; ich war fremd und ihr habt mich beherbergt; ich war bloss und ihr habt mich bekleidet; ich war krank und ihr habt nach mir gesehen; ich war gefangen und ihr habt mich besucht. Darauf werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungern sehen und hätten dich gespeist oder dürsten und hätten dich getränkt? Wann haben wir dich

fremd gesehen und hätten dich beherbergt, oder bloss, und hätten dich bekleidet? Wann haben wir dich krank gesehen oder im Gefängnis und sind zu dir gekommen? Und der König wird ihnen antworten: Wahrlich, ich sage euch, was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan. Hierauf wird er zu denen auf der Linken sagen: Geht hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Denn ich habe gehungert und ihr habt mir nichts zu essen gegeben; ich habe gedürstet und ihr habt mich nicht getränkt; ich war fremd und ihr habt mich nicht beherbergt; ich war bloss und ihr habt mich nicht bekleidet; ich war krank und gefangen und ihr habt nicht nach mir gesehen. Hierauf werden sie antworten: Herr, wann haben wir dich hungern oder dürsten oder fremd oder bloss oder krank oder gefangen gesehen und hätten dir nicht gedient? Drauf wird er ihnen antworten: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, habt ihr auch mir nicht getan. Und es werden hingehen diese zur künftigen Bestrafung, die Gerechten aber zum künftigen Leben."

So sehr die Jünger zuvor enttäuscht gewesen waren, jetzt flogen ihre Hoffnungen auf's neue zu den stolzen Höhen ihrer Träume. Wieder glänzte die Herrlichkeit des Messiasreiches vor ihnen auf. Sie sahen sich als Beisitzer im Tribunal des Königs thronen und ganz Israel, des Urteils wartend, zu ihren Füssen stehen.

Was hätte ihren Stolz auch mehr befriedigen können als die Würde, deren der Meister sie für

wert erachtete? Richter zu sein im Sanhedrin des Gottesreiches. Sie waren weder Rechtsgelehrte, noch gehörten sie dem Ratsherrnstande an. Sie verstanden sich weder auf das bürgerliche noch auf das kanonische Recht. Wie sollten sie ein richterliches Urteil fällen können? Nun aber hörten sie mit Staunen, dass am Tage des Gerichts weder die Satzungen, Rechte und Gebote des mosaischen Gesetzes, noch die Kommentare der Schriftgelehrten etwas gelten sollten, dass da nicht von Speisen und Getränken, Schüsseln und Gefässen, Fasten, Zehnten und Sabbatheiligung gehandelt werden würde, sondern von Nächstendienst und Nächstenliebe. Nur das Buch des Herzens sollte aufgeschlagen werden, in dem auch jeder Ungelehrte lesen kann, was gut und böse ist.

Wie eine Offenbarung dünkte ihnen dieses Gemälde vom Gericht.

Gleichwohl kehrten ihre Gedanken noch öfters zu der Frage vom künftigen Lohn zurück. Mit ihrem Lose waren sie zufrieden. Doch wünschten sie zu wissen, wie es mit den andern werden würde. Ihre Meinungen waren geteilt. Die einen meinten, dass die Höhe des Lohnes nach der Leistung bemessen werden müsste, andernfalls würden bald alle die Hände in den Schoss legen. Die andern waren für Gleichheit der Belohnung, weil die Gaben der Menschen verschieden seien und niemand für unverdiente Gaben Lohn verdiene. Da sie nicht einig werden konnten, legten sie ihre Frage dem Meister vor.

Jesus sprach sein Urteil in einem Gleichnis aus:

„Ein Kaufherr machte eine Reise, um sich eine Braut zu holen und rief seine Knechte, um ihnen

seine Gelder anzuvertrauen. Dem einen gab er fünf Talente, dem andern zwei, dem dritten eins, je nach ihrer Fähigkeit, und reiste fort. Alsbald ging, der die fünf Talente bekommen hatte, hin, setzte sie um und gewann weitere fünf. Ebenso tat auch, der die zwei bekommen hatte und gewann weitere zwei. Aber der das eine bekam, ging hin, machte ein Loch in die Erde und vergrub das Geld seines Herrn. Nach einiger Zeit kam der Herr der Knechte zurück und hielt Abrechnung mit ihnen. Der die fünf Talente erhalten hatte, kam und brachte weitere fünf Talente und sagte: Herr, du hast mir fünf Talente übergeben, sieh, ich habe fünf weitere damit gewonnen. Der Herr sagte zu ihm: Ei, du braver und getreuer Knecht, komm zu deines Herrn Hochzeit. Auch der mit den zwei Talenten kam und sagte: Herr, du hast mir zwei Talente übergeben, sieh, ich habe zwei weitere mit ihnen gewonnen. Der Herr sagte zu ihm: Gut, du braver und getreuer Knecht, du bist über weniges treu gewesen, ich will dich über viel setzen. Komm zu deines Herrn Hochzeit. Es kam aber auch, der das eine Talent bekommen hatte, und sagte: Herr, ich kannte dich als einen harten Mann, der erntet, wo er nicht gesät hat, und sammelt, wo er nicht gestreut hat. So fürchtete ich mich, ging hin und verbarg dein Talent in der Erde; sieh, da hast du das Deine. Aber sein Herr antwortete ihm: Du böser und fauler Knecht, du wusstest, dass ich ernte, wo ich nicht gesät, und sammle, wo ich nicht gestreut habe? So hättest du mein Geld zu den Wechslern tun sollen, und wenn ich kam, hätte ich das meine mit Zins

genommen. Darum nehmt ihm das Talent und gebt es dem, der die zehn Talente hat. Denn wer da hat, dem wird gegeben und noch zugelegt werden; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen werden, das er hat."

Als Jesus geendet hatte, sagte Simon:

„Ich hatte also Recht, dass im Reich Gottes der Lohn nach der Leistung bemessen wird."

„Nein," sagte Jesus, „sie werden alle zum Hochzeitsmahl geladen, da werden erste wie die letzten und letzte wie die ersten sein. Höre ein anderes Gleichnis:

„Ein Hausherr ging früh morgens aus, für seinen Weinberg Arbeiter zu dingen. Als er mit den Arbeitern auf einen Denar Tagelohn eins geworden war, schickte er sie in seinen Weinberg. Als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere auf dem Markte müssig stehen und sagte ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, ich will euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Wieder ging er um die sechste Stunde aus und um die neunte und tat ebenso. Als er um die elfte Stunde ausging, sah er andere stehen und sagte ihnen: Was steht ihr hier den ganzen Tag müssig? Sie sagten: Es hat uns niemand gedingt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr hin in den Weinberg. Als es Abend geworden war, sagte der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter und zahle ihnen den Lohn aus, mit den letzten anfangend, bis zu den ersten. Als nun die von der elften Stunde kamen, empfingen sie jeder einen Denar. Als aber die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen; doch auch sie bekamen

jeder einen Denar. Wie sie den empfingen, murrten sie gegen den Hausherrn und sagten: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet und du hast sie uns gleich gestellt, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Der Hausherr antwortete dem ersten von ihnen: Freund, ich tue dir kein Unrecht. Bist du nicht mit mir auf einen Denar eins geworden? Nimm das deine und geh. Ich will aber diesem letzten so viel geben wie dir. Darf ich mit dem meinen nicht tun, was ich will? Oder siehst du scheel dazu, dass ich so gütig bin?

„So werden erste wie die letzten und letzte wie die ersten sein."

Den Jüngern dünkte die Antwort Jesu recht. Denn was auch Menschen für Verdienste haben mögen, sie schwinden vor dem Lohn der Ewigkeit dahin.

Die Tage wurden rauher, und selbst in der Jordanniederung spürte man, dass es Winter geworden war. Da tauchten eines Tages Pharisäer im Dorfe auf. Sie gingen zu dem Dorfschulzen und fragten ihn nach den Fremden aus, die sich bei den Nazoräern eingenistet hätten, ob nicht ein gewisser Jesus aus Nazaret sich hier versteckt hielte. Der Dorfschulze erwiderte: Sie sollten nur selbst zusehen und ihn suchen. Da kamen sie damit heraus, dass Herodes auf die Galiläer fahnde, und dass es für das Dorf gefährlich sei, wenn es landflüchtigen Leuten länger Aufenthalt gewähren würde. Der Schulze erwiderte verächtlich: Hier könne jeder gehen und kommen, wie er wolle. Da mit dem Dorfobersten nichts anzufangen war, zogen die Pharisäer ab und fragten sich

nach dem Haus zurecht, in welchem Jesus wohnte. Sie fanden einen Haufen Kranker und Besessener vor der Schwelle liegen.

Als Jesus sie vor sich kommen liess, taten sie sehr unschuldig und sagten, sie seien nur gekommen, ihm den Rat zu geben, sich von hier fortzubegeben, weil Herodes ihm nach dem Leben stehe.

Dass sie selbst mit dem König unter einer Decke steckten, verschwiegen sie, und ebenso, dass sie im Auftrage des Sanhedrins Herodes aufgefordert hatten, den galiläischen Propheten, der in seinem Lande weile, unschädlich zu machen oder des Landes zu verweisen. Schon vor Wochen hatte man in Jerusalem die Spur Jesu wieder aufgefunden, die man seit dem Laubhüttenfest verloren hatte. Essener hatten die Angeber gespielt. Als man aber Späher an das Westufer des Toten Meeres sandte, hatte man das Nest leer gefunden. Wieder waren Wochen hingegangen, bis man von Jesu Aufenthalt im oberen Jordantal erfuhr. Da das Gebiet jenseits des Jordans zur Tetrarchie des Herodes gehörte, wandte sich der Sanhedrin an den König. Der König, der es mit dem Sanhedrin nicht verderben wollte, erklärte sich bereit, nach seinem Wunsch zu tun, wenn man ihm den Aufenthaltsort Jesu angeben würde. An diesem Punkte standen die Dinge, als die Pharisäer im Dorf erschienen.

Jesus war nicht gesonnen, der Drohung, die die Maske einer heuchlerischen Warnung trug, ohne weiteres zu weichen. Er erwiderte den Pharisäern:

„Geht und saget diesem Fuchs: Sieh, heute und morgen habe ich noch Kranke zu heilen und böse Geister auszutreiben. Am dritten Tage bin ich fertig.

Dann denke ich aufzubrechen; denn es gehört sich nicht, dass ein Prophet wo anders umkommt, als in Jerusalem."

Die Pharisäer kehrten nach Tiberias zurück. Jesus blieb noch einige Tage im Dorf. Wenn Herodes wollte, konnte er ihn festnehmen lassen. Dem König aber war es recht, dass Jesus sein Land verlassen und sich wieder dem Hohen Rate stellen wollte. So hatte er Ruhe vor dem Sanhedrin, der selbst nun sehen mochte, wie er mit dem galiläischen Propheten fertig wurde.

Viertes Kapitel.

Als Jesus seinen Zufluchtsort jenseits des Jordans verlassen musste, entschloss er sich, da das Tempelfest vor der Tür stand, nach Jerusalem hinaufzugehen. Unter anderen Umständen würde er kaum daran gedacht haben, das Fest, das mitten in den Winter fiel, zu besuchen; so aber ergriff er die Gelegenheit, sich wieder seinem Volk zu zeigen.

Anders als auf die Jünger hatte auf ihn die lange Wartezeit gewirkt. Während die Jünger einen Aufschwung aller ihrer Seelenkräfte erfahren hatten, stand er selbst unter dem schwersten Druck. Ein ungestillter Hunger, des Vaters Werk und Willen zu vollenden, quälte ihn. Obwohl er sich keiner Versäumnis schuld wusste, kam er sich oft als unentschlossen und untreu vor und klagte dem Vater, dass er seine Tage umsonst und unnütz zubringe. Doch immer war die Antwort, die er von Gott empfing, dass seine Stunde noch nicht gekommen sei. So beschied sich Jesus und wandte die ganze Kraft und Liebe seiner Seele den Jüngern und der kleinen Herde zu, die sich in diesen Flüchtlingstagen um ihn sammelte.

Wer ihn in seinem Tun und Treiben sah, gewann den Eindruck, dass er ganz in der Belehrung seiner Jünger

und der Pflege seines kleinen Anhangs aufging. Es schien, als ob er mit dem geringsten Wachstum seines Werks zufrieden sei und so noch Jahre hätte weiter wirken können. In Wahrheit wäre solches Wirken, selbst wenn es weit grössere Kreise seines Volkes unter seinen Einfluss hätte bringen können, seiner Seele Tod gewesen. Seine Sendung hatte nichts mit Erziehung, Volkswohlfahrt und Kulturfortschritt zu tun. Das alles konnte auch ohne ihn geschehen. Ihm war es einzig um Gott zu tun. Er wusste kein anderes Heil für seine Brüder, als dass sein Vater auch der ihre würde. Die Leidenschaft, die ihn verzehrte, war Eifersucht für Gott. Den Streit zwischen Mensch und Gott zu schlichten, die Feindschaft zwischen Erde und Himmel auszutilgen, das war eines Richters, keines Erziehers Werk. Die Tür des Gottesreiches hing in den Angeln des Gerichts.

Die Jünger, die vom Täufer kamen, hatten den Gegensatz der beiden Gottgesandten tief empfunden. Wo jener abstiess, zog dieser an. Wo jener Furcht einflösste, liebte dieser. Ein Ankläger und ein Anwalt standen sie sich gegenüber. Bald aber merkten auch die Jünger, dass beider Art aus einer Wurzel kam. Des Täufers Feuer und der Glanz Jesu waren Licht aus einer Quelle, und oftmals sprach auch seine Zunge Flammenworte.

So geschah es wieder auf dem Weg nach Jericho, dass er plötzlich still stand, tief Atem holte, Brust und Arme wie in heissem Tatendrange reckte und leidenschaftlich in die Worte ausbrach:

„Feuer, kam ich, auf die Erde zu werfen, und wie wollte ich, es brennte schon.

„Eine Feuertaufe muss ich bestehen, und wie sehnt es mich bis sie vollendet wird."

In solchen Stunden sagten seine Jünger zueinander: Der Täufer ist in ihm aufgestanden.

Auf dem Wege durch die Jordansteppe, trafen sie Leute aus der Gegend, die das Fest besuchen wollten. Nicht wenige darunter hatten Jesus beim Laubhüttenfest gesehen. Bald hängte sich ein ganzer Schwarm an seine Fersen. Vergebens suchte Jesus sie loszuwerden. Er blieb zurück oder schlug Seitenwege ein. Immer wieder tauchten dieselben Leute auf, die er schon abgeschüttelt hatte. Da machte Jesus Halt und sprach den Haufen an:

„Wer von euch, der einen Turm bauen will, setzt sich nicht erst hin und überschlägt die Kosten, ob er die Mittel hat, den Bau auszuführen, damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann nicht weiter bauen, alle, die es sehen, anfangen zu spotten und zu sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann es nicht vollenden?

„Oder welcher König, der auszieht, um Krieg zu führen mit einem andern König, hält nicht erst Rat, ob er imstande ist, mit Zehntausend dem zu begegnen, der mit Zwanzigtausend gegen ihn anrückt? Wofern aber nicht, so schickt er Gesandte zu ihm, solange er noch fern ist und bittet ihn um Frieden.

„Denkt nicht, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, zu entzweien den Mann mit seinem Vater, die Tochter mit der Mutter, die Schwiegertochter mit

der Schwiegermutter; und die eigenen Hausgenossen werden des Menschen Feinde sein.

„Darum sage ich euch: Wer zu mir kommt und hasst nicht Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Weib und Kind und dazu sich selbst, ist mein nicht wert.

„Und wer nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein.

„Denn mit dem Reich Gottes ist es, wie mit einem Schatz, der in einem Acker verborgen war, den ein Mensch fand und versteckte ihn und ging vor Freuden hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker. Oder wie mit einem Kaufmann, der edle Perlen suchte; da er aber eine kostbare gefunden hatte, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie."

Die Hörer waren nicht erbaut von solchen Reden. Die meisten zogen sich zurück. Auch die Jünger verstanden nicht, weshalb ihr Herr durch solche Schroffheiten die Leute ärgerte und von sich stiess. Sie meinten, dass er, wenn er wirklich nach Jerusalem hinaufgehen wollte, was sie für ein grosses Wagnis hielten, allen Grund hätte, sich mit einem Anhang zu umgeben, der ihn schützen konnte. Doch keiner von den Jüngern wagte es, sich zu dem Meister so zu äussern.

Als sie die Oase Jericho mit ihren Palmengärten und Balsampflanzungen betraten, rief Jesus Matthäus zu sich und fragte ihn, ob er aus seiner Zöllnerzeit noch Bekannte habe in Jericho, bei denen sie über den Sabbat unterkommen könnten.

Matthäus war verlegen, ob er seine alten Freunde noch empfehlen könne. Sie gehörten alle den Zöllnerkreisen an. Da war vor allem der Oberzöllner der Stadt, Zachäus, der reichste Mann von Jericho, der eben so beneidet als verachtet war; Matthäus nannte ihn zuerst. Nach seinem Urteil war er kein übler Mann. Man konnte ihm nichts anderes nachsagen, als was einmal an Ungerechtigkeit mit dem Steuerwesen herkömmlich verbunden war. Die Zollpächter hatten ungeheure Summen an den Fiskus abzuführen und ihrerseits nach vorgeschriebenen Tarifen die Steuern einzutreiben. Was fehlte, hatten sie zu decken; der Überschuss gehörte ihnen. Obwohl die Pächter immer klagten, dass sie zu kurz kämen und noch zusetzen müssten, gab es in Wahrheit kein Geschäft, bei dem sich mehr verdienen liess. Die Zöllner fragten nicht nach den Tarifen und nahmen, was zu bekommen war. Vor allem aber erhielten sie von jedermann Bestechungsgelder, um Stundung fälliger Steuern zu erlangen und die Eintreibung jahrelanger Rückstände zu verhindern. Das alles war so allgemein geübter Brauch, dass niemand daran Anstoss nahm. Der Hass der Pharisäer auf die Zöllner betraf nicht ihr Gewerbe und seine Ungesetzlichkeiten, von denen auch die Frommen Nutzen zogen, sondern ihre freie Stellung zum Gesetz. Sie lebten heidnisch und waren überdiess noch Handlanger der Römerherrschaft. Dagegen war Zachäus beim Volk beliebt, denn er war gutmütig, liess den Armen, wenn sie nicht zahlen konnten, ihre Schulden nach und schröpfte um so mehr die Reichen. Auch die andern Freunde, die Matthäus in der Stadt hatte, gehörten denselben

Kreisen an. Er meinte aber, dass sie, wie früher in Kapernaum auch hier in Jericho, bei den Zöllnern und Sündern noch eher Eingang finden würden als bei den Frommen und Gerechten. Wenn Jesus nicht Bedenken trage, bei einem Sünder einzukehren, so glaube er, dass sie im Hause des Zachäus am besten aufgehoben wären. Die Herbergen seien vor dem Fest überfüllt, und ein Privathaus sei für alle Fälle sicherer als eine Karawanserei.

Jericho war ein bedeutender Handelsplatz, Hauptsitz der Zollbehörde und Winterresidenz des Adels von Jerusalem. Die Paläste Herodes des Grossen und der Fürsten seines Hauses, die wohlgepflegten Gärten, die überwölbten Hallen der Marktstrassen, in denen Waren aus aller Herren Länder feilgeboten wurden, hatten nirgends im Lande ihresgleichen. Vor den halbheidnischen Sitten, die hier herrschten, drückte der Sanhedrin ein Auge zu. So üppig Pracht und Reichtum aufgeschossen waren, so gross war auch die Armut der kleinen Leute und der Landbevölkerung des Kreises, die von Geldverleihern ausgebeutet wurde. Es fehlte nicht an einer rührigen pharisäischen Partei, aber sie hatte in der lebensfrohen Stadt nichts zu bedeuten. Die Dinge lagen ähnlich wie in Kapernaum, nur dass alles einen fast grosstädtischen Masstab hatte.

Als auf dem Markt bekannt wurde, dass der Prophet von Nazaret auf dem Wege sei, in die Stadt zu kommen, liess jedermann sein Geschäft liegen und eilte durch die Hauptstrasse dem Nordtor zu.

Zu den Schaulustigen gehörte auch der Oberzöllner. Zachäus hatte von Jesus schon viel gehört. Den Mann, der so mutig für die Sünder Partei genommen hatte, wollte er mit Augen sehen.

Als er zum Stadttor kam, standen die Leute, die auf den Durchzug Jesu warteten, schon so dicht gedrängt, dass es unmöglich war, sich durch die Menschenmauer durchzudrücken. Da er von kleiner, fast zwerghafter Statur war, wäre es umsonst gewesen, sich auf die Zehen zu stellen.

Auf dem Platz stand eine Sykomore, die ihre Äste über den Torplatz breitete. Einige Gassenbuben hatten schon rittlings auf ihr Platz genommen. Zachäus, kurz entschlossen, kletterte hinauf zu ihnen und hatte so den freisten Ausblick auf das Tor. Die Leute lachten zwar und spotteten über den kleinen Mann, aber es verschlug ihm nichts, seiner Würde etwas zu vergeben, die ohnehin schon etwas schadhaft war.

Als Jesus durch das Stadttor kam, sah Matthäus, der an seiner Seite ging, den Oberzöllner auf dem Baume sitzen und machte Jesus auf ihn aufmerksam.

Jesus grüsste hinauf.

„Zachäus, steig schnell herab, ich will in deinem Hause einkehren."

Die Menge war höchlich erstaunt, dass der Prophet sich bei dem Zöllner einlud, nahm aber weiter keinen Anstoss dran. Die Aufregung des kleinen Mannes auf der Sykomore war gross. Er machte schnell, dass er herunter kam und eilte, da die Hauptstrasse durch den Zudrang der Neugierigen versperrt war, durch die Hintergassen seinem Hause zu. Er war so aufgeregt, dass er auf dem

Wege laut mit sich selbst sprach: „Vielleicht weiss er garnicht, was du für ein Halsabschneider bist. Matthäus wird es ihm schon sagen." Dann tat er bei sich das Gelübde: „Wird er mir trotzdem die Ehre geben, so will auch ich ihm Ehre machen."

Zachäus war eben ausser Atem angekommen, da stand auch Jesus schon, von einem Menschenschwarm begleitet, vor seinem Haus. Der Oberzöllner riss die Tür weit auf und rief die Dienerschaft, dass sie die Fremden aufs beste unterbringen solle. Alsdann liess er ein Mahl herrichten, das auf eine grosse Gästeschar berechnet war. Was an Verwandten, Freunden und Berufsgenossen mit seinem Haus zusammen hing, sollte Zeuge der Ehre sein, die ihm der Prophet von Nazaret erwiesen hatte.

Um dieselbe Zeit, da in dem weitläufigen und reichen Haus des Oberzöllners grosse Tafel war, hatten sich beim Obersten der Pharisäer die angesehensten der Frommen aus der Stadt versammelt, unter ihnen auch der grosse Schriftgelehrte, der beim Laubhüttenfest in Jerusalem mit Jesus angebunden hatte, und die beiden Pharisäer, die kürzlich bei ihm im Dorf gewesen waren. Sie waren der Spur Jesu gefolgt und hatten sein Kommen ihren Parteigenossen angekündigt. Man hatte sogar schon den Beschluss gefasst, Jesus einzuladen, im Haus des Obersten der Pharisäer abzusteigen, um ihn unauffällig und bequem zu überwachen. Ohne es zu wissen, hatte Jesus durch seine Einkehr bei dem Oberzöllner ihren Plan durchkreuzt. Die Frommen waren ausser sich, dass ein Mann, den das Volk für

einen Propheten hielt, sich hier in Jericho das Haus des Vornehmsten der Sünder aussuchte, um da den Sabbat zu verbringen und unreine Speisen zu geniessen. Das war ein Hohn auf alle Frömmigkeit. Man musste sich auf irgend eine Weise an ihm rächen und ihm eine Falle stellen. So beschloss man, ihn zum Sabbat zu einem Abendessen in das Haus des Obersten der Pharisäer einzuladen. Doch wie das anstellen? Einem Boten hätte er die Einladung abschlagen können. Es blieb nichts übrig, als ihn bei seinem Wirte aufzusuchen. Das Betreten eines Sünderhauses war ärgerlich und unbequem. Man musste sich durch eine rituelle Waschung von der Befleckung reinigen, die damit verbunden war. Um der guten Sache willen erklärten sich der Oberste der Pharisäer und der Schriftgelehrte bereit, das Haus des Oberzöllners zu betreten.

Als sie dort ankamen, war man eben von Tische aufgestanden. Auf dem Vorplatz drängte sich ein Haufe von Krüppeln, Lahmen, Blinden und von Armen aus der Nachbarschaft, die der Sitte nach das Vorrecht hatten, sich nach den Festmahlen der Reichen einzustellen, um den Abhub von der Tafel zu empfangen und an Ort und Stelle zu verzehren. Die beiden Pharisäer hoben, als sie durch den Bettlerhaufen schritten, der sich auf dem Hof gelagert hatte, ängstlich ihre Mäntel auf, um sich ja nicht mit den Abfällen der Speisen eines Sünderhauses zu beflecken.

Der Oberzöllner war erstaunt, so ungewohnte Gäste in seinem Haus zu sehen, hiess sie aber mit aller Höflichkeit willkommen und lud sie ein, die

Sitze zur Seite seines Ehrengastes einzunehmen. Er selbst trat bescheiden auf die Seite.

Kaum dass sie Platz genommen hatten, musterten die Pharisäer verächtlich die Gesellschaft, die in ihren Augen nicht schlimmer hätte sein können. Nicht nur, dass hier das ganze Zöllnervolk beisammen sass; einige Zöllner hatten sich nicht einmal gescheut, ihre Hetären mitzubringen. Die ungebetenen Gäste begannen sogleich in unziemlichster Weise Jesus zur Rede zu stellen, warum er der Einladung, die die Frommen an ihn hätten richten wollen, zurvorgekommen sei und sich in das Haus eines Sünders eingeladen habe. Sie wollten ihm beweisen, dass ihm in Jericho die Häuser aller Frommen offenständen, und dass sie ihm zu dem Ärgernis keinen Grund gegeben hätten. Er möge morgen wenigstens am heiligen Sabbat sich der unreinen Speisen enthalten und mit ihnen im Haus des Obersten der Pharisäer zu Abend essen.

Das Benehmen der beiden Eindringlinge war empörend und die Einladung nicht verlockend. Jesus nahm sie gleichwohl an. Die Antwort auf ihre Vorhaltungen blieb er ihnen um so weniger schuldig.

„Ihr wundert euch, dass ich bei einem Sünder einkehre und bei ihm esse? Ich bin gekommen zu suchen und zu retten, was verloren ist, und meine Freude ist es, wenn ich finde, was ich suche.

„Welcher Hirt, der hundert Schafe hat und eins von ihnen verliert, lässt nicht die neunundneunzig auf der Weide und geht, bis er das verlorene findet? Hat er es gefunden, so legt er es auf seine Schultern und geht voll Freude nach Haus, ruft seine

Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, denn ich habe mein verlorenes Schaf gefunden.

„Ich sage euch, so wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Busse tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Busse nicht bedürfen.

„Oder welche Frau, die zehn Denare hat und einen verliert, würde nicht ein Licht anzünden, das Haus fegen und eifrig suchen, bis sie ihn findet? Wenn sie ihn gefunden, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und sagt: Freut euch mit mir, ich habe den Denar gefunden, den ich verloren hatte. So, sage ich, wird auch Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Busse tut."

Von ihrem eigenen Standpunkt aus hätten die Pharisäer Jesus Beifall geben müssen. Wer führte die Worte „Busse" und „Bekehrung" häufiger im Munde, als sie selbst? Und wenn die Zöllner, die hier sassen, es sich gefallen liessen, dass sie Jesus als Verlorene bezeichnete, was hatten die Pharisäer noch einzuwenden? Gleichwohl sassen sie mit mürrischen Gesichtern da und verharrten in verdrossenem Schweigen. Man musste ihnen noch kräftiger die Wahrheit sagen. Da die Gäste an seinem Munde hingen, begann Jesus eine Geschichte zu erzählen:

„Ein Mensch hatte zwei Söhne, und der jüngere von ihnen sprach zum Vater: Vater, gib mir meinen Anteil am Vermögen. Da teilte der Vater ihm sein Erbteil zu. Nach wenigen Tagen raffte er alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort verprasste er sein Erbe mit liederlichem Leben. Als er alles aufgebraucht hatte, kam eine schwere

Hungersnot ins Land, und er fing an zu darben. Da ging er hin und hängte sich an einen von den Bürgern des Landes. Der schickte ihn auf seine Felder, um die Schweine zu hüten. Und er begehrte, seinen Leib mit den Schoten zu füllen, die die Schweine frassen; aber niemand gab sie ihm. Da ging er in sich und sprach: Wieviele Tagelöhner meines Vaters haben Brot die Fülle. Ich aber komme hier vor Hunger um. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heissen, halte mich wie einen deiner Tagelöhner. Und er machte sich auf und ging hin zu seinem Vater. Da er noch fern war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn seiner, lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Der Sohn aber sagte zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heissen. Der Vater aber sprach zu seinen Knechten: Flink, holt sogleich das beste Kleid und zieht es ihm an, tut ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füsse, und holt das Mastkalb und schlachtet es, und lasst uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war tot und ist lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

„Sein älterer Sohn war auf dem Felde, und wie er in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz und rief einen der Knechte und fragte, was das wäre. Der sagte zu ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das Mastkalb schlach-

ten lassen, weil er ihn gesund wieder hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete zu ihm. Er antwortete dem Vater: Wieviele Jahre diene ich dir schon, und noch nie habe ich ein Gebot von dir versäumt, doch niemals hast du mir auch nur einen Bock gegeben, dass ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der deine Habe mit Dirnen verschlungen hat, hast du ihm das Mastkalb geschlachtet. Der Vater sagte: Kind, du bist alle Zeit bei mir, und alles, was mein ist, ist dein. Heute aber galt es fröhlich sein und sich freuen, denn dieser dein Bruder war tot und ist lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden."

Es wäre an den Pharisäern gewesen, jetzt das Wort zu nehmen. Ja, wenn Jesus sich begnügt hätte, in dem verlorenen Sohn ein Bild der Zöllner zu entwerfen. Dass er aber in dem ältern Bruder den Pharisäern einen Spiegel vorhielt, in dem sie ihr eigenes Antlitz beschauen konnten, empörte sie. Sie rückten unruhig auf ihren Sitzen hin und her, und einer gab dem andern zu verstehen, dass es Zeit sei, aufzubrechen. Als sie eben sich erheben wollen, wendet sich Jesus an den Schriftgelehrten:

„Was dünkt dich? Ein Mann hatte zwei Söhne. Und er kam zu dem ersten und sagte ihm: Söhnchen, geh heute und arbeite im Weinberg. Der antwortete: Ich mag nicht. Hernach aber reute es ihn, und er ging in den Weinberg. Da ging der Vater zu dem andern und sagte ihm dasselbe. Der antwortete: Ja, Herr, und ging nicht.

„Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan?"

Der Schriftgelehrte, der sich nicht selbst sein Urteil sprechen wollte, besass die Dreistigkeit zu antworten:

„Der letzte."

Jesus bemerkte, wie der Oberste der Pharisäer bei der Antwort schmunzelte. Da liess er seinem Zorne freien Lauf:

„Wahrlich ich sage euch, die Zöllner und die Dirnen werden eher ins Reich Gottes kommen als ihr. Johannes kam zu euch und wies euch den Weg der Gerechtigkeit, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und die Dirnen glaubten ihm. Ihr aber, da ihr sein Ende sahet, bereutet noch, dass ihr ihm fast geglaubt hättet."

Jetzt erst erhoben sich der Oberste der Pharisäer und der Schriftgelehrte. Sie taten, als ob sie die Worte Jesu nicht gehört hätten und wiederholten nur verbindlich ihre Einladung zum andern Tag. Dann verliessen sie das Haus, ohne den Wirt und die Gäste eines Grusses wert zu achten.

Zachäus nahm jetzt wieder seinen Platz an der Seite Jesu ein. Die Gäste atmeten auf, als die Pharisäer das Feld geräumt hatten. Niemand sagte ein unziemliches Wort über sie. Alle hatten genug mit sich selbst zu tun, um sich über die Sünden anderer aufzuhalten. Da erhob sich Zachäus und sagte mit feierlichem Ernst:

„Herr, du bist bei Leuten eingekehrt, die viel unrecht Gut erworben haben. Sage uns, was sollen wir damit tun?"

Ein Freudenschimmer flog über Jesu Antlitz. Er erwiderte dem Zöllner:

„Ein reicher Mann hatte einen Haushalter. Der wurde bei ihm verklagt, dass er ihm sein Gut verschleudere. Da liess er ihn kommen und sagte zu ihm: Was höre ich da von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung. Du kannst nicht länger Haushalter sein. Der Haushalter sagte sich: Was soll ich tun, da mir mein Herr das Amt nimmt? Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich. Ich weiss, was ich tue, dass mich die Leute, wenn ich um mein Amt gekommen bin, in ihre Häuser nehmen. Und er liess einen nach dem andern von den Schuldnern seines Herrn zu sich kommen und sagte zu dem ersten: Wieviel schuldest du meinem Herrn? Der sagte: Hundert Mass Öl. Da sagte er: Nimm deinen Schuldschein, setze dich und schreibe flugs fünfzig. Danach sagte er zu einem andern: Du aber, wieviel schuldest du? Der sagte: Hundert Scheffel Weizen. Er sagte zu ihm: Nimm deinen Schuldschein und schreibe achtzig. Als der Herr davon hörte, lobte er den ungerechten Haushalter, dass er klug getan hätte; denn die Kinder dieser Welt sind grossmütiger gegen ihresgleichen als die Kinder des Lichts.

„So sage ich auch euch, ihr Zöllner: Macht euch Freunde mit eurem ungerechten Mammon, dass, wenn er ausgeht, man euch in die ewigen Hütten aufnimmt. Verkauft euer unrechtes Gut und gebt Almosen. Schafft euch Seckel an, die nicht alt werden, und einen Schatz bei Gott, der nicht ausgeht. Wer im Kleinen treu ist, ist auch im Grossen treu; und wer im Kleinen unrecht ist, ist auch im Grossen unrecht. Wenn ihr mit dem ungerechten Mammon nicht treu verfahrt, wer wird euch das Wahre anvertrauen?

Und wenn ihr mit fremdem Gut nicht treu seid, wer wird euch euer eigenes geben? Niemand kann zwei Herren dienen; er wird den einen hassen und den andern lieben, dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen."

Als Jesus geendet hatte, erhob sich der Oberzöllner und erklärte in Gegenwart von allen Gästen:

„Sieh, Herr, die Hälfte meiner Habe will ich den Armen geben, und wenn ich jemand betrogen habe, will ich es ihm vierfältig ersetzen."

Eine tiefe Bewegung ging durch die ganze Versammlung. Jesus reichte dem Oberzöllner die Hand und sagte zu den Gästen:

„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren; seht, auch er ist ein Sohn Abrahams."

Es war spät geworden, als die Gäste das Haus verliessen und Jesus mit den Jüngern zur Ruhe ging. Matthäus gedachte noch, bevor er einschlief, an das Gastmahl in Kapernaum, als er zum ersten Mal seine Berufsgenossen eingeladen hatte, um die Gesellschaft seines Herrn zu teilen.

Fünftes Kapitel.

In Jericho pflegte man die Synagoge nicht all zu eifrig zu besuchen. Heute war sie bis auf den letzten Platz gefüllt. Man wollte den galiläischen Propheten sehen und predigen hören. Auch die Zöllner hatten sich zum ersten Mal wieder in der Synagoge eingestellt.

Als Jesus mit den Jüngern eintrat, sassen die Schriftgelehrten schon auf den Vordersitzen; doch niemand forderte ihn auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen oder die Ansprache zu halten. Nach den Eingangsgebeten setzte sich der grosse Schriftgelehrte auf das Katheder. Seine Rede war voll von Anzüglichkeiten auf Jesus und die Zöllner.

Nach der Beendigung des Gottesdienstes drängte alles auf den Synagogenplatz hinaus. Es war ungewöhnlich kalt. Schwere Wolkenmassen hingen am judäischen Gebirge. Die Wetterpropheten kündeten Sturm an. Gleichwohl hatte niemand Eile, nach Haus zu gehen. Alles stand umher und hoffte noch ein Wort von Jesus zu erhaschen. Von der Menge des armen Volks hoben sich die Gruppen der Zöllner und der reichen Pharisäer durch ihre farbenprächtigen Gewänder ab.

In der Nähe Jesu stand auch ein Brüderpaar, das am letzten Abend zu den Gästen des Zachäushauses

gehört hatte. Die Brüder lagen wegen einer Erbschaft mit einander in Streit. Der eine von den beiden hatte noch zu Lebzeiten des Vaters mehr, als ihm zustand, von dem väterlichen Erbe ausbezahlt erhalten und in Korngeschäften verspekuliert, so dass er seines Bruders Schuldner war. Als der Vater starb, erhob er gleichwohl Anspruch auf die Hälfte des noch übrigen Vermögens und wollte mit dem Bruder prozessieren. Die Geschichte von dem verlorenen Sohn und seinem älteren Bruder hatte er zu seinen Gunsten ausgelegt und glaubte ernstlich, dass ihm Jesus zu seiner ungerechten Forderung verhelfen würde. Seinen Bruder am Arme nehmend, trat er vor Jesus hin, um ihn als Schiedsmann anzurufen:

„Rabbi, sage doch meinem Bruder, dass er das Erbe mit mir teile."

Jesus durchschaute die Unlauterkeit des Menschen und fuhr ihn an:

„Wer hat mich zum Richter über euch gesetzt? Und warum urteilt ihr nicht selbst, was recht ist? Wenn du aber mit deinem Widersacher zum Richter gehst, so suche ihn loszuwerden, so lange du noch mit ihm auf dem Wege bist, damit der Richter dich nicht dem Büttel übergebe und du ins Gefängnis geworfen wirst; wahrlich, ich sage dir, du wirst nicht von da herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast."

Darauf wandte sich Jesus an den ganzen Hörerkreis:

„Seht zu und hütet euch vor aller Habgier, denn niemand lebt davon, dass er Überfluss an Gütern hat.

„Da war ein reicher Mann, dem sein Land schön getragen hatte, der überlegte sich: Was soll ich tun?

Ich habe keinen Raum, meine Frucht unterzubringen. Ich weiss, was ich tue. Ich breche meine Scheunen ab und baue grössere und speichere meine ganze Ernte darin auf. Dann werde ich zu meiner Seele sagen: Seele, du hast nun reichen Vorrat auf viele Jahre: ruhe dich aus, iss und trink und lass dir's wohl sein. Gott aber sprach zu ihm: Du Tor, diese Nacht wird man dein Leben von dir fordern. Wem wird dann gehören, was du aufgespeichert hast?

„So geht es, wenn man sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott."

Die Pharisäer, die sich gerade vor Jesus hingepflanzt hatten, rümpften die Nase und stiessen sich mit den Ellenbogen an. Da trat Jesus auf sie zu und sagte ihnen vor dem ganzen Volk:

„Ihr spielt die Frommen vor den Leuten, Gott aber kennt eure Herzen: denn, was gross tut vor den Menschen, ist ein Greuel vor Gott."

Hier in Jericho war besonderer Grund vorhanden, den Reichen ihre Sünden vorzuhalten. Hier waren die Kornwucherer zu Haus, die das Getreide des Ostjordanlandes aufkauften, und selbst in Zeiten von Hungersnot zurückhielten, um die Preise hochzutreiben und ihren Gewinn ins Ungemessene zu steigern. Nicht wenige von den reichen Pharisäern waren an solchem schändlichen Geschäft beteiligt.

Als der Sabbat sich zum Ende neigte, ging Jesus mit Simon und Matthäus in das Haus des Obersten der Pharisäer, der ihn zum Abendessen eingeladen hatte. Er fand die Schriftgelehrten und Pharisäerführer von Jericho bei ihm versammelt.

Die Hammerschläge, die den Sabbatschluss verkünden, waren noch nicht erklungen. Der Synagogenvorsteher, der das Zeichen geben musste, gehörte zu den Gästen. Der Wirt lud die Gäste ein, schon immer in den Speisesaal zu treten. An der Schwelle hatte man einen Mann postiert, der wassersüchtig war. Die Absicht war zu deutlich, als dass sie Jesus hätte übersehen können. Die Gäste lauerten darauf, ob er am Sabbat den Kranken heilen würde.

Jesus stand still und wandte sich zu den Schriftgelehrten um:

„Ist est erlaubt, am Sabbat zu heilen oder nicht?"

Die Schriftgelehrten schwiegen. Hätte jemand eine vernünftige Antwort gegeben, Jesus wäre an dem Wassersüchtigen vorbeigegangen. Jetzt nahm er den Kranken beim Arm und sagte ihm:

„Geh nach Haus. Du bist geheilt."

Dann wandte er sich zu den Gästen um:

„Wer von euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, zieht ihn nicht sogleich heraus, auch wenn es Sabbat ist?"

Er wusste, dass die Grundsätze dieser Frommen ihre Grenzen hatten.

Jetzt erst gab der Synagogenvorsteher seinem Diener Auftrag, den Sabbatschluss vom Dach der Synagoge zu verkünden. Die Gäste standen wartend im Speisesaal umher. Da erhob sich Lärm im Hof. Alles eilte an die Fenster. Wie gestern bei dem Oberzöllner war auch heute ein Haufe von Bettlern und armen Leuten vor das Haus gekommen, die ihren Anteil an den Überresten des Gastmahls haben wollten. Sie fanden das Pharisäerhaus geschlossen.

Als der Synagogendiener aus dem Hoftor ging und die Pforte offen liess, waren sie eingedrungen und machten sich auf dem Torplatz breit. Der Hausherr wollte eben seine Diener hinunterschicken, um die Leute vom Hof zu treiben, da trat Jesus an ihn heran und bat ihn, den Armen ihr Recht zu lassen:

„Wenn du ein Mittag- oder Abendessen richtest, so lade nicht nur deine Freunde, Brüder und Verwandten und deine reichen Nachbarn ein, die dich wiederladen und es dir vergelten können, sondern lade zu deinem Gastmahl auch die Armen, Blinden, Lahmen und Krüppel ein. Wohl dir, dass sie es dir nicht vergelten können; denn es soll dir vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten."

Die Worte Jesu hinderten den Wirt, seinen Vorsatz auszuführen. Er wandte sich ärgerlich vom Fenster ab und liess dem armen Volk sein Bettelrecht.

Die Hammerschläge klangen von der Synagoge, und man setzte sich zu Tisch. Es entstand das übliche Gedränge nach den besten Plätzen. Jesus wurde von dem Wirte eingeladen, an seiner Linken Platz zu nehmen. Zu seiner Rechten sass der grosse Schriftgelehrte.

Da man den Sabbatschluss schon hingezögert hatte, brach die Nacht schnell herein. Die Häuser in Jericho waren, wie noch heute in den Städten des Morgenlandes, wenig auf den Winter eingerichtet. Glasfenster gab es nicht. Klappernde und rissige Holzläden dienten als Verschluss. Auch Öfen waren unbekannt. Man stellte in den kalten Räumen Kohlenbecken auf, deren übler Qualm die Augen beizte. Der Sturm, der sich am Nachmittag erhoben hatte, rüttelte an

den Läden, pfiff durch die Türen und trug nicht gerade zum Behagen der Gesellschaft bei.

Die Sitte des Morgenlandes macht es leichter, Feindschaft unter der Maske von Freundlichkeit zu verbergen. Die Pflicht der Gastfreundschaft nötigt selbst bitterböse Feinde zu äusserlicher Höflichkeit. Dazu gewährt die Art der Unterhaltung, die sich, zumal bei Tisch, gern in Fabeln, Anekdoten und Gleichnissen ergeht, die Möglichkeit, sich Wahrheiten zu sagen, die man auch überhören kann.

Der Wirt und die Schriftgelehrten ersparten es zu Anfang Jesus, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Die Rede kam sofort auf die Zöllner und ihr Leben ausser dem Gesetz. Man wusste nicht genug Verächtliches und Schändliches von ihnen zu berichten. Das Sündenregister des Oberzöllners wollte gar kein Ende nehmen. Erst als das Thema sich erschöpft hatte und niemand Neues vorzubringen wusste, nahm Jesus das Wort und erzählte, wie Zachäus gestern vor seinen Gästen feierlich gelobt hätte, wieder gut zu machen, was er gesündigt hatte. Dann fuhr er fort:

„Zwei Menschen gingen ins Heiligtum hinauf, um anzubeten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin, wie die andern Menschen, Räuber, Missetäter, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und verzehnte alles, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand von fern, mochte auch die Augen nicht gen Himmel aufheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig. Ich sage

euch, dieser ging gerechter hinab als jener in sein Haus. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

„Darum suchet aus Kleinen Grosse, und nicht aus Grossen Kleine zu werden. Wenn du zum Mahl geladen bist, so nimm nicht den ersten Platz ein, damit nicht etwa ein Vornehmerer als du geladen sei, und der Gastgeber komme und zu dir sage: Rücke herunter, und du beschämt wirst vor den Tischgenossen. Sondern, wenn du geladen wirst, so geh und lass dich nieder auf den letzten Platz. Kommt dann der Gastgeber, so wird er zu dir sagen: Freund, rücke hinauf, dann wird dir Ehre widerfahren vor den Tischgenossen."

Der grosse Schriftgelehrte, der das peinliche Thema zu verlassen wünschte, faltete die Hände über der Brust und sagte mit frommem Augenaufschlag:

„Ja selig, wer zu Tische sitzen wird im Reich Gottes."

Die ganze Tafelrunde fiel mit einem Amen ein. Da Jesus jetzt das Ohr der Gäste hatte, fuhr er in seiner Gleichnisrede fort:

„Ein Mensch hielt ein grosses Mahl und lud viele dazu ein. Zur Stunde des Abendessens sandte er seinen Knecht aus und liess den Geladenen sagen: Kommt, es ist alles bereit. Da fingen sie mit einem Male alle an, sich zu entschuldigen. Der erste sagte: Ich habe einen Acker gekauft und muss notwendig hingehen, ihn zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Ein andrer sagte: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe eben, sie zu prüfen. Ich bitte dich, entschuldige mich. Ein anderer sagte: Ich habe eine

Frau genommen und kann nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und bestellte es seinem Herrn. Da ward der Hausherr zornig und sagte zu seinem Knecht: Flink, geh in die Strassen und Gassen der Stadt und bringe die Armen, Krüppel, Blinden und Lahmen herein. Der Knecht kam und sagte: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; doch es ist noch Raum da. Und der Herr sprach zu dem Knecht: Geh hinaus auf die Wege und an die Zäune und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Denn ich sage euch, keiner von den Männern, die geladen waren, wird mein Mahl kosten."

Ein ängstliches Gemüt unter den Tischgenossen warf die Frage auf:

„Rabbi, meinst du, dass nur wenige errettet werden?" — Jesus erwiderte:

„Der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind, die auf ihm wandeln; und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind, die ihn finden. Darum ringet, dass ihr eingeht durch die Pforte, denn viele werden suchen hineinzukommen und werden es nicht können.

„Im Reich Gottes geht es wie bei einem Könige, der seinem Sohn Hochzeit machte. Als der König hereinkam, sich die Gäste anzusehen, sah er einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte, und sagte zu ihm: Freund, wie bist du hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Der verstummte. Da sagte der König zu den Aufwärtern: Bindet ihm die Hände und Füsse und werft ihn hinaus in die Finsternis draussen. Da mag er heulen und mit den Zähnen klappern."

„Euch aber sage ich," wandte sich Jesus an die Tischgenossen, „es werden viele kommen von Ost und West und Nord und Süd und mit Abraham, Isaak und Jakob im Reich Gottes zu Tisch sitzen. Die Söhne des Reichs aber werden hinausgeworfen werden in die Finsternis draussen. Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

Das Schweigen, das der Rede Jesu folgte, wurde jählings unterbrochen. Ein Windstoss riss die Läden auf, fuhr durch den Saal, und löschte die Lichter auf der Tafel aus. Die Kohlenfeuer, die der Wind zu heller Glut entfachte, warfen gespenstische Schatten an die Wände hin. Von draussen starrte die Finsternis herein.

Der Zwischenfall überhob die Tischgenossen der Nötigung, sich zu der Rede Jesu auszusprechen. Nachdem die Diener die Läden befestigt und die Lichter wieder angezündet hatten, schlug die Unterhaltung Bahnen ein, die weniger verfänglich waren.

Erst als der Wirt sich erhob und Jesus Abschied nehmen wollte, traten die Schriftgelehrten noch einmal an ihn heran und legten ihm eine Frage vor, die ihn zwingen sollte, seine letzten Gedanken auszusprechen.

„Sage uns, Rabbi, wann kommt das Reich Gottes?"

Jesus merkte ihre Absicht und erwiderte:

„Des Abends sagt ihr: Es gibt schönes Wetter, denn der Himmel ist gerötet. Des Morgens sagt ihr: Heute gibt es Sturm, denn der Himmel ist rot und trübe. Wenn ihr im Westen Wolken aufsteigen seht, sagt ihr, es gibt Regen. Und weht's von Süden, sagt ihr, der Glutwind kommt, und es geschieht.

Ihr Heuchler, ihr versteht euch auf das Angesicht der Erde und des Himmels. Woher könnt ihr denn diese Zeit und ihre Zeichen nicht verstehen? Das Reich Gottes wartet nicht auf eure Wetterprophezeiungen, das Reich Gottes ist mitten unter euch."

„Wo denn?" hackten die Schriftgelehrten mit vorgestreckten Hälsen auf ihn ein.

„Wo das Aas ist, sammeln sich die Geier," gab ihnen Jesus mit grimmer Ironie zurück und liess die verblüfften Schriftgelehrten stehen.

Die Pharisäer hatten mit allen ihren Listen nichts erreicht. Alles, was sie tun konnten, war, dem Hohen Rat von der Absicht Jesu, zum Fest zu kommen, Mitteilung zu machen. In dem Schreiben wurde auch von der Sabbatschändung und den zweideutigen Gleichnisreden Jesu ausführlicher Bericht gegeben.

Als Jesus mit Simon und Matthäus das Haus des Pharisäeroberſten verliess, warteten draussen die andern Jünger schon mit Ungeduld auf ihn. Die Arglosigkeit, mit der sich Jesus in das Lager seiner Feinde begeben hatte, war nicht nach ihrem Sinn. Sie waren froh, ihn wieder unter sich zu haben.

Jesus hatte noch keine Neigung, in sein Quartier zurückzukehren. Der Sturm hatte sich gelegt. Über den Bergen stieg die Sichel des Mondes auf. Sie verliessen die Gärten und schlugen die Richtung nach dem Gestade des Toten Meeres ein. Zu ihren Füssen glitzerte und knirschte der salzgetränkte Steppensand.

Während Jesus vor ihnen herging, erzählte Matthäus den andern Jüngern von den Reden, die er mit den Schriftgelehrten beim Mahl gewechselt hatte.

„Habt ihr die Gleichnisse verstanden?" wandte sich Jesus zu den Jüngern um.

Matthäus erwiderte: „Ja, Herr."

„Solch ein Schriftgelehrter," fuhr Jesus fort, „der im Reich Gottes unterrichtet ist, kommt mir wie ein Hausherr vor, der aus seinem Schatz alte und neue Kostbarkeiten vorholt. Wenn der Hausherr wüsste, zu welcher Nachtstunde der Dieb kommt, würde er ja wachen und in sein Haus nicht einbrechen lassen. So aber schläft er, und der Dieb bricht ein."

„Herr," fragte Matthäus, „warum redest du mit ihnen nur in Gleichnissen?" — Jesus erwiderte:

„Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Gottesreiches zu verstehen, ihnen aber nicht. Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht. Selig aber sind eure Augen, dass sie sehen, und eure Ohren, dass sie hören. Wahrlich, ich sage euch, viele Propheten und Gerechte begehrten zu sehen, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört."

„Herr", sagte Simon. „Wirst du um diese Zeit das Reich aufrichten?" — Jesus erwiderte:

„Es ist nicht eure Sache, Zeit und Frist zu wissen, die der Vater seiner Vollmacht vorbehalten hat."

Simon fragte weiter:

„Was wird das Zeichen für die Erscheinung des Gottesreiches sein?"

Jesus blieb stehen. Das kalte Licht des Mondes glänzte von der Meeresfläche wieder. Kein Laut störte die tiefe Einsamkeit der Nacht, als er begann:

„Es werden Tage kommen, da werdet ihr den Tag

des Menschen sehen wollen, und werdet ihn nicht sehen. Denn eine grosse Trübsal wird dann sein, wie sie von Anbeginn der Schöpfung nicht gewesen ist bis jetzt und nicht mehr sein wird. Wenn diese Tage nicht verkürzt werden, würde kein Mensch errettet werden. Wenn sie euch dann sagen werden: Siehe hier! Siehe da! so lauft ihnen nicht nach. Denn wie der Blitz zuckt und von einem Ende des Himmels bis zum andern leuchtet, so wird die Erscheinung des Menschen sein.

„Doch alsbald nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne sich verfinstern und der Mond seinen Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Gewalten des Himmels werden erbeben. Dann wird das Zeichen, nach dem ihr fragt, erscheinen: Man wird den Menschen mit des Himmels Wolken kommen sehen mit grosser Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel senden mit gewaltigem Posaunenschall, und sie werden seine Auserwählten sammeln von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern.

„Von dem Tage aber und der Stunde, weiss niemand etwas, auch die Engel des Himmels nicht, sondern allein der Vater. Denn wie es in den Tagen Noahs war, sie assen, sie tranken, sie freiten, sie liessen sich freien, bis zu dem Tag, da Noah in die Arche ging, und merkten nichts, bis die Flut kam und alle wegraffte, so wird es sein am Tag des Menschen. Und wie es war in den Tagen Lots, sie assen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten, bis zu dem Tag, da Lot aus Sodom ging, und Feuer vom Himmel regnete und alle dahinraffte,

so wird es sein an dem Tage, wenn der Mensch geoffenbart wird. Denkt an das Weib des Lot.

„Ich sage euch, in dieser Nacht werden zwei auf einem Bett liegen; einer wird angenommen, der andere wird zurückgelassen werden. Zwei werden mahlen an der Mühle; die eine wird angenommen, die andere wird zurückgelassen werden. Denn Gott wird vom Himmel kommen mit der Stimme des Erzengels und der Posaune. Dann werden die Toten auferstehen, und, die Übrigen, die leben, werden mit ihnen entrückt werden mit den Wolken Gott entgegen in die Luft und bei Gott sein allezeit."

Die Jünger waren bis ins Mark erschrocken. Denn nicht von fernen künftigen Zeiten sprach ihr Herr, sondern von einem nahen drohenden Gericht, das wie der Blitz aus heiterm Himmel niederfahren konnte.

Jesus hatte innegehalten. Er war noch nicht zu Ende. Ein Schatten legte sich auf seine Stirn. Ein quälender Gedanke war in ihm aufgestiegen, der alles, was er von dem Tag des Menschen für die Auserwählten hoffte, wieder in Frage stellte.

.... „Doch wird der Mensch auch, wenn er kommt, auf Erden Glauben finden?"

Dann schwieg er.

Die Jünger wagten nicht zu antworten.

Auf dem Rückwege in die Stadt eröffnete Jesus den Jüngern, dass er sich entschlossen habe, sie für die nächste Zeit in ihre Heimat zu entlassen. Sie sollten die Übersiedelung ihrer Familien nach Judäa vorbereiten und noch vor dem Passahfest mit ihren Angehörigen in Jerusalem Wohnung nehmen. Jakobus

sollte den Vater Zebedäus in Bethsaida besuchen, Johannes zu der Mutter nach Beth Hanna gehen. Nathanael, der im Kreis Ephraim zu Haus war, sollte den Meister mit Johannes nach Jerusalem begleiten. Jesus gedachte sich nach dem Lichterfest auf samaritisches Gebiet zurückzuziehen, wo ihm Nathanael als Führer dienen konnte. Ein besonderer Auftrag wurde Matthäus zuteil. Er sollte in Jericho bleiben und die neugewonnenen Jünger aus dem Zöllnerkreise pflegen. Sein Brudersohn Thaddäus, der zu Haus entbehrlich war, sollte sein Mitarbeiter sein.

So schwer den Jüngern der Gedanke war, auch nur für kurze Zeit von Jesus fern zu sein, so verstanden sie doch gut, dass ihre häuslichen Verhältnisse geordnet werden mussten, bevor die Tage der Entscheidung kamen. Ihr Platz war in Jerusalem. Wo sonst hätte das Reich erscheinen können? Die Freude, zu den Ihren heimzukehren, machte ihnen den Abschied von dem Meister leichter.

Nachdem alle Anordnungen getroffen waren, richtete Jesus noch Worte ernster Mahnung an die Jünger:

„Habt acht und wachet, denn ihr wisst nicht, wann die Zeit kommt. Wie ein Mensch, der verreist und sein Haus verlässt, und seinen Knechten Vollmacht gibt, einem jeden sein Geschäft, und dem Türhüter aufträgt, dass er wachen soll, so sage auch ich euch: Wachet!"

„Herr," unterbrach ihn Simon, „sagst du dies Gleichnis nur für uns, oder für alle?"

„Was ich sage," erwiderte ihm Jesus, „sage ich allen. Wohl dem Knecht, den sein Herr, wenn er kommt, wachend findet. Wahrlich, ich sage

euch, er wird ihn über sein ganzes Gesinde setzen, dass er ihnen ihre Kost gebe zur Zeit. Wollte aber der Knecht in seinem Herzen sprechen: Mein Herr verzieht, und finge an, seine Mitknechte zu schlagen, zu essen und zu trinken mit den Trunkenen, so wird der Herr des Knechtes kommen an dem Tage, da er es nicht erwartet, und zu der Stunde, da er es nicht meint, und wird ihm sein Teil geben. Der Knecht aber, der seines Herrn Willen wusste und nichts nach seinem Willen hergerichtet hat, wird viel Schläge empfangen. Der aber, der unwissend tat, was der Schläge wert war, wird wenig empfangen.

„Darum achtet auf euch selbst, dass eure Herzen nicht beschwert werden durch Völlerei, Trunkenheit und Sorgen der Nahrung, und jener Tag plötzlich über euch komme, wie ein Fallstrick. Wachet aber zu aller Zeit und betet, dass ihr im stande seid, dem allen zu entrinnen, das geschehen soll, und am Tag des Menschen zu bestehen.

„Eure Lenden sollen gegürtet sein und eure Lichter brennen, und seid gleich Leuten, die ihren Herrn erwarten, wenn er aufbricht von der Hochzeit, dass sie ihm gleich öffnen, wenn er kommt und anklopft. Wohl den Knechten, die der Herr, wenn er kommt, wachend findet. Wahrlich, ich sage euch, er wird sich schürzen und sie niedersitzen heissen und wird herumgehen und ihnen aufwarten.

„Denn mit dem Reich Gottes ist es, wie mit zehn Jünglingen, die ihre Lampen nahmen, um dem Bräutigam und der Braut entgegenzugehen. Fünf von ihnen waren töricht und fünf waren klug. Die Törichten nahmen ihre Lampen, nahmen aber kein Öl mit. Die

Klugen aber nahmen Öl in Krügen für die Lampen mit. Als der Bräutigam verzog, nickten sie alle ein und schliefen. Um Mitternacht aber entstand ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt! Geht ihm entgegen! Da wachten die Jünglinge alle auf und richteten ihre Lampen. Die Törichten aber sagten zu den Klugen: Gebt uns von eurem Öl, denn seht, unsere Lampen verlöschen. Die Klugen aber antworteten: Es wird für uns und euch nicht reichen; geht lieber und kauft euch bei den Händlern. Während sie kaufen gingen, kam der Bräutigam mit der Braut; und die bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür ward geschlossen. Nachher kamen auch die andern Jünglinge und standen draussen, klopften an die Tür und sagten: Herr, öffne uns. Der aber antwortete ihnen: Ich weiss nicht, wo ihr her seid.

„Darum wachet, denn ihr wisst nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob am Abend oder um Mitternacht oder zum Hahnenschrei oder in der Frühe, dass er nicht plötzlich komme und euch schlafend finde."

Es war spät geworden. Zachäus erwartete am Tor seine Gäste und geleitete sie zur Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen brachen die Jünger in die Heimat auf. Jesus hatte ihnen bis zum Passah Zeit gegeben, ihren Hausrat und ihre Familien nach Jerusalem zu bringen. Doch sollten sie auch inzwischen jederzeit eines Rufs zu ihrem Meister gewärtig bleiben. Alles, was sie zu lernen hatten, war, bereit zu sein.

Nach der Trennung von den Jüngern brach auch Jesus mit Johannes und Nathanael aus dem Zachäushause auf. Matthäus und Thaddäus gaben ihnen das Geleit bis vor die Stadt. Ein grosser Haufe von Pilgern, die das Fest besuchen wollten, zog auf dem Weg voraus.

Als man vor die Stadt kam, wo die Strasse die Gärten verlässt und sich ins Gebirge wendet, sass am Wege ein stadtbekannter blinder Bettler, Timäus bar Timäus. Er hatte seinen Platz gut gewählt, denn alle Festbesucher mussten hier vorüberziehen. Er sass auf seinem Mantel, den er auf dem Boden ausgebreitet hatte. Als er den Zug kommen hörte, fragte er, was da los sei. Die Leute sagten, Jesus von Nazaret ziehe nach Jerusalem hinauf. Der Bettler hatte schon gestern in der Stadt viel Wunderbares von dem Davidssohn gehört. Sein Vorsatz war gefasst. Er wollte Jesus nicht vorüberlassen, ohne

sein Erbarmen anzurufen. Da er ihn aus den Haufen nicht herauserkennen konnte, verliess er sich auf seine Stimme:

„Sohn Davids, erbarme dich meiner!" — rief er unermüdlich die Leute an, die vorüberzogen. Man hiess ihn schweigen. Er aber schrie nur um so lauter:

„Sohn Davids, erbarme dich meiner!"

Als Jesus vorüberkam, befahl er, den Bettler herzubringen. Die Leute liefen zu ihm hin:

„Sei froh, steh auf, er ruft dich."

Der Blinde sprang in die Höhe, raffte seinen Mantel auf und liess sich zu ihm führen. Jesus sprach ihn an:

„Was willst du, dass ich dir tun soll?" — Der Blinde sagte:

„Herr, dass ich sehen möge." — Jesus erwiderte:

„Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen."

Als der Blinde das Wort in seine Seele fasste, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er konnte die Sonne wieder sehen. Er pries Gott und begann auf der Strasse einen Freudentanz aufzuführen. Er war nicht zu bewegen, in die Stadt zurückzukehren, sondern hängte sich an Jesu Fersen.

Nach allem, was man sich in Jericho schon von den Taten des galiläischen Propheten erzählt hatte, war der Eindruck, den die Heilung des Blinden auf den Pilgerhaufen machte, kein unerwarteter. Für die meisten schien die Tat Jesu kaum noch etwas Überraschendes zu haben. Das Ungewöhnliche war bei einem Propheten das Natürliche. Man pries Gott und zeigte jedem, der des Weges kam, den Blinden,

und alle rühmten sich, dass sie dabei gewesen seien.

Jesus selbst hatte von seinen Heilungen niemals Aufhebens gemacht. Wenn ihn der Jammer des Elends, das auf der Strasse lag, nicht immer wieder ergriffen hätte, würde er viel lieber seine Wohltaten verborgen haben. Für seine Sendung war der Ruf des Wundertäters oft hinderlich gewesen. Er lenkte die Teilnahme des Volks von seinem Worte ab. Seit er Galiläa den Rücken wandte, hatte der Zulauf der Kranken und Besessenen lange Zeit aufgehört. In Jerusalem war er ängstlich darauf bedacht gewesen, nicht als Wundertäter zu erscheinen. Die beiden einzigen Heilungen, die ihm das Mitleid abgewann, die Heilung des Lahmen am Teich Bezeta und die des Blindgeborenen, waren wider seinen Willen an den Tag gekommen.

Das Aufsehen, dass die Heilungen erregten, hatte mit dem Messiasglauben nichts zu tun. Niemand erwartete vom König Israels, dass er Wunder tun oder als Arzt unter seinem Volke wirken würde. Dagegen war der Glaube allgemein, dass Propheten ihre Vollmacht auch durch sichtbare Beweise beglaubigen müssten. So oft Gott Boten sandte, um Gerichts- und Erlösungszeiten anzukündigen, schaute man nach Zeichen aus, die erkennen liessen, dass unsichtbare Mächte mit ihnen verbündet seien. Man nannte sie nicht Wunder, sondern „Zeichen". Denn nicht das Wunderbare, das Bedeutsame war es, was man schauen wollte. Als Zeichen galten ausserordentliche Himmelserscheinungen an Sonne, Mond und Sternen, Erdbeben, ungewöhnliche Naturereignisse, Träume, Visionen und verzücktes Reden. Zu den Zeichen der

Propheten gehörten auch auffallende Handlungen symbolischer Natur; auch wunderbare Heilungen rechnete man dazu. „Gott hat sein Volk heimgesucht," sagten die Leute, wenn sie davon hörten. Der Zweifel lag ihnen fern. Wunderbares war zu allen Zeiten vorgekommen und konnte jeden Tag geschehen. Die Propheten hatten Tote auferweckt. Das Gebet des Glaubens heilte Kranke. Dämonen trieben sogar die Exorzisten der Synagoge aus. Niemand kam auf den Gedanken, dergleichen für Fabel oder Betrug zu halten. Die wunderbaren Taten Jesu sind von seinen Feinden niemals bezweifelt worden. Man provozierte sie sogar, wenn man ihn einer Sabbatschändung überführen wollte. Nichts lag der alten Welt so fern, als der Irrtum unsrer Zeit, dass nur das möglich sei, was man erklären kann. Wie hätte man Kräfte bestreiten sollen, deren Wirkung man vor Augen sah? Dem gotterfüllten Menschen traute man unbegrenztes Können zu. Gott und dem Glauben waren alle Dinge möglich.

Auf der Höhe des judäischen Gebirges war es weit winterlicher als in der Jordanniederung. Hagel wechselte mit flockigem Gestöber. Der Ölberg, die Dächer der Stadt und die Terrassen des Tempelberges waren mit frischem Schnee bedeckt.

Als die Wanderer am Nachmittag vom Ölberg niederstiegen, zerstreute sich der Pilgerhaufe in die Herbergen. Jesus kehrte mit Johannes und Nathanael in Beth Hanna ein, wo Salome sie schon erwartete. Sie war auch in der Zwischenzeit nicht ohne Nachricht von den Flüchtlingen geblieben.

Das Fest der Tempelweihe gehörte nicht zu den grossen Wallfahrtsfesten, deren Besuch durch das Gesetz vorgeschrieben war. Es war das jüngste der Feste, ein Nationalfest zur Erinnerung an den Befreiungskampf der Makkabäer. Der Hauptfesttag fiel auf den fünfundzwanzigsten Kislev, der unserm Dezember entspricht. Es war der Tag der Wiedereinweihung des Altars, der zwei Jahrhunderte zuvor in den Tagen der Religionsverfolgung des Syrerkönigs Antiochus Epiphanes durch Götzendienst entheiligt worden war. Der Abend dieses Festtags wurde in Jerusalem durch eine Illumination des Heiligtums mit Musik und Priestertänzen gefeiert, wovon das Fest auch den Namen Lichterfest empfing. Der Charakter des Festes und die Winterzeit brachten es mit sich, dass es hauptsächlich von den Bewohnern Jerusalems und dem Landvolk von Judäa gefeiert wurde.

Am Tag nach seiner Ankunft ging Jesus mit den Jüngern in das Heiligtum hinauf. Vereinzelt grüssten ihn Jerusalemer. Die Pilger, die ihn von Jericho heraufgeleitet hatten, stellten sich wieder bei ihm ein. Erst im Lauf des Tages sprach es sich in der Stadt herum, dass der Prophet von Nazaret zum Fest gekommen sei.

Im Sanhedrin war man durch das Schreiben der Schriftgelehrten von Jericho auf die Ankunft Jesu vorbereitet. Neun Wochen waren seit dem Laubhüttenfest verstrichen. Die pharisäischen Eiferer hatten die Spur Jesu von der Wüste Juda in die Nachbarschaft von Pella und von da nach Jericho verfolgt. Man hatte nicht umsonst Herodes aufgestachelt und freute sich der List, durch die man den galiläischen Propheten wieder in das Netz des

Sanhedrins getrieben hatte. Bei der Beratung mit den Häuptern des Priesteradels setzten die Pharisäer alle Hebel in Bewegung, dass die sofortige Verfolgung Jesu wieder aufgenommen würde. Man riet aufs dringendste, nicht erst das Passahfest mit seiner Flut von galiläischen Pilgermassen abzuwarten, sondern die gefahrlose Gelegenheit, die sich jetzt bot, ohne Zögern zu ergreifen. Die Fanatiker drangen durch. Es wurde abgeredet, dass man Jesus öffentlich zur Rede stellen solle. Falls er sich für den Messias ausgeben sollte, wie die Schriftgelehrten von Jericho aus seinen Reden geschlossen hatten, war er dem Statthalter vorzuführen und des Hochverrats anzuklagen. Falls er sich, wie am letzten Fest, Lästerungen zu Schulden kommen liess, auf der Stelle zu steinigen.

Am Nachmittag kam Jesus zur Stunde des Gebets zum Heiligtum hinauf. Das Schneegestöber hatte aufgehört. Die Sonne hatte das Gewölk zerteilt. Auf dem Tempelplatz war alles aufgeweicht. Nur in den Hallen konnte man trockenen Fusses auf und ab wandeln.

Nach dem Abendopfer, das gegen vier Uhr vorüber war, blieb der Anhang Jesu in der Halle Salomos zurück. Er stand an einer Säule; die Leute standen um ihn her. Der Boden war zu kalt, als dass man sich hätte setzen können. Am Rand des Hörerkreises sammelten sich Gruppen von schwatzenden Jerusalemern, die neugierig waren, was es geben würde.

Jesus liess sich durch die Unruhe nicht stören. Matthäus hatte das Buch des Propheten Micha mitgebracht. Jesus rollte das Pergament auf und begann aus dem zweiten Kapitel vorzulesen:

„Wenn ich ein Irrgeist wäre und ein Lügenprediger
„Und ihnen predigte, wie sie saufen und schwelgen sollten,
„Das wäre ein Prophet für dieses Volk;
„Ich aber will sammeln, Jakob, alle die Deinen,
„Und den Rest Israels zu Hauf bringen.
„Wie Schafe will ich sie in den Hof treiben,
„Wie eine Herde in die Hürde sammeln,
„Dass es von Menschen dröhnen soll.
„Ein Durchbrecher wird vor ihnen herfahren;
„Er wird durchbrechen und sie werden zum Tor ausziehen."

Jesus liess das Buch zusammenrollen und gab es an Matthäus zurück. Dann begann er:

„Wahrlich, ich sage euch, wer nicht durch das Tor in den Schafhof geht, sondern anderswo einsteigt, ist ein Dieb und Räuber. Der Hirt der Schafe geht durch das Tor hinein. Ihm tut der Torhüter auf, und die Schafe hören seine Stimme, und er ruft seine Schafe bei Namen und führt sie aus. Und wenn er alle herausgelassen hat, geht er vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm, denn sie kennen seine Stimme. Einem Fremden aber folgen sie nicht, denn sie hören nicht auf seine Stimme."

„Wer ist der Hirt, von dem du redest?" rief einer aus dem Hörerkreis dazwischen. Jesus erwiderte:

„Ich bin der Hirt. Wer mit mir eingeht, wird gerettet werden; wer mit mir ausgeht, wird Weide finden. Der Dieb kommt nur zum Stehlen, Schlachten und Verderben. Ich bin gekommen, dass sie Leben und Überfluss haben.

„Ich bin der Hirt. Der rechte Hirt gibt sein

Leben für die Schafe. Der Mietling aber, dem die Schafe nicht eigen sind, verlässt die Schafe, wenn er den Wolf kommen sieht, und flieht; denn ihm liegt nichts an den Schafen.

„Ich bin der Hirt und kenne die Meinen; und die Meinen kennen mich. Und ich setze mein Leben für die Schafe ein. Darum liebt mich mein Vater, weil ich mein Leben für sie einsetze. Niemand nimmt es mir, sondern ich setze es aus freien Stücken ein. Ich kann mein Leben einsetzen oder behalten, wie ich will. So ist der Auftrag, den ich von meinem Vater empfangen habe.

„Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Hof; die muss ich herführen, und sie werden auf meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirt sein."

Als Jesus inne hielt, hörte man Leute, die am Rand des Hörerkreises standen, mit einander sprechen:

„Ist das nicht der, den sie töten wollten? Und jetzt steht er da und spricht ganz öffentlich und niemand sagt ihm etwas."

Eine zweite Stimme fiel ein:

„Vielleicht haben unsere Ratsherren erkannt, dass er der Messias ist."

Ein Dritter widersprach:

„Aber von dem wissen wir, wo er her ist. Wenn der Messias kommt, weiss niemand, wo er her ist."

Jesus hatte aufgehorcht. Auch die schwatzenden Jerusalemer merkten jetzt, dass man auf sie hörte und schwiegen still. Da rief Jesus ihnen zu:

„Ja, ihr kennt mich und wisst, wo ich her bin;

aber den, der mich gesandt hat, kennt ihr nicht. Ich aber kenne ihn und weiss, dass ich von ihm komme."

Als die Jerusalemer sich verlegen auf die Seite drückten, trat plötzlich hinter ihnen ein Haufe von Erzpriestern, Schriftgelehrten und Gesetzesschülern vor, die sich unbemerkt in die Halle geschlichen hatten. Sie stiessen auf keinen Widerstand, drängten den Hörerkreis zur Seite und plötzlich sah sich Jesus von einem Haufen von Fanatikern umstellt.

Er stand am äusseren Rand der Säulenhalle, mit dem Rücken gegen das Kidrontal. Ausserhalb war nur noch ein drei Schritt breiter Raum, der ihn vom Abgrund trennte.

Der Erzpriester, der den Haufen führte, machte wenig Umstände. Er trat vor Jesus hin und stellte ihn zur Rede:

„Bist du der Messias, so sage es frei heraus. Wie lange willst du uns noch hinhalten?"

Jesus erkannte, dass seine Lage kritisch war, blieb aber ruhig und erwiderte:

„Wenn ich mit euch rede, glaubt ihr mir nicht. Die Werke, die ich in meines Vaters Namen tue, zeugen von mir; aber ihr glaubt mir nicht, denn ihr gehört nicht zu meinen Schafen. Meine Schafe hören auf meine Stimme und ich kenne sie, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden in Ewigkeit nicht umkommen. Niemand wird sie aus meiner Hand reissen. Was mir der Vater gegeben hat, ist grösser als alles: Ich und der Vater sind eins."

Kaum war das letzte Wort gesprochen, so brach unter den Schriftgelehrten ein Sturm der Empörung

los. Die Schriftgelehrten langten nach dem Boden und griffen Steine auf.

Jesus bemerkte es und stellte sie zur Rede:

„Viele gute Werke meines Vaters habt ihr von mir gesehen, für welches von denselben wollt ihr mich steinigen?"

Entrüstet schrieen ihn die Schriftgelehrten an:

„Wegen eines guten Werkes steinigen wir dich nicht, sondern der Lästerung wegen, dass du, der du ein Mensch bist, einen Gott aus dir machst."

Jesus erwiderte gelassen:

„Steht nicht in eurem Gesetz geschrieben: Ich habe gesagt, ihr seid Götter? Wenn nun die Schrift die, von denen da die Rede ist, Götter nennt, wie könnt ihr von einem, den Gott erwählt und in die Welt gesandt hat, sagen: Du lästerst, weil er Gott seinen Vater nennt? Tue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubt mir nicht; tue ich sie aber, so glaubt doch wenigstens den Werken, die beweisen, dass der Vater in mir ist, und dass ich im Vater bin."

Die Schriftgelehrten, waren durch den Schriftbeweis zuerst entwaffnet. Sie konnten nicht bestreiten, dass die Schrift Menschen Götter nennt. Die letzten Worte aber klangen ihren Ohren so lästerlich, dass sie die Arme reckten, um den Gotteslästerer, sobald er noch ein Wort zu sagen wage, zu steinigen.

Es war ein Augenblick der höchsten Spannung. Jesus war auf den schmalen Raum hinausgetreten, der ausserhalb der Halle lag. Ein Schritt nur trennte ihn vom Abgrund.

Da hörte er deutlich eine Stimme sprechen:

„Spring hinab und du bist gerettet."

Er blickte in die Tiefe. Wie Psalmgesang klang es herauf:

„Er wird seinen Engeln befehlen über dir,

„Dass sie dich auf den Händen tragen,

„Und du deinen Fuss nicht an einen Stein stossest."

Doch kaum hatte der Abgrund seine Hände nach ihm ausgestreckt, um ihn hinabzureissen und den zerschmetterten Leib unter der Schneedecke des Kidrontals zu begraben, da rief es ihn empor zu Gott, und laut sprach es in seinem Herzen:

„Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen."

Die Versuchung währte nur einen Augenblick, dann straffte sich jede Sehne seines Körpers, und er brach in die Kette seiner Feinde ein. Schon langten vier kräftige Arme vor. Johannes und Nathanael rissen ihn durch die Menschenmauer durch.

Noch ehe die Hände der Fanatiker die Steine fallen liessen, ihn zu greifen, war Freund und Feind zu dichtem Knäuel geballt, und niemand konnte von der Stelle kommen.

Die Jünger konnten mit dem Meister ungehindert den Tempelplatz verlassen. Von den Pilgern dachte niemand daran, ihn seinen Feinden auszuliefern.

Wollte Jesus nicht einem zweiten Anschlag zum Opfer fallen, so musste er ohne Zögern die Stadt verlassen. Durch die Neustadt gelangte er ins Freie. Er sandte Johannes nach Beth Hanna, um Salome von seiner Flucht zu unterrichten. Dann schlug er mit Nathanael die Strasse ein, die nordwärts nach Samaria führt.

Siebentes Kapitel.

Der Kamm des Gebirges verbreitert sich nördlich der Stadt zu einem Hochplateau, das in das Bergland von Samaria ausläuft. Aus dem welligen Gelände ragt eine flache Pyramide auf, der Samuelsberg, der im Nordwesten von Jerusalem den Horizont begrenzt. Ein Weg von zwei Stunden führt an seinen Fuss. Bequem ansteigend erreicht man seine Spitze, die einen weiten Ausblick über das Land Benjamin und Juda und das südliche Gebiet von Ephraim gewährt. Von einem Meer zum andern, von der Philisterküste bis zum Salzsee schweift der Blick über das weite Land.

Zur Zeit der Richter und der Königsherrschaft Sauls, bevor David den Stamm Juda zum Haupt über Israel erhob, stand hier ein Tempel, ein schlichter Steinbau, der die Bundeslade barg. Mizpa nannte man zu jener Zeit den Berg. Eli und Samuel waren Pfleger des Heiligtums. Die Stätte war durch Erinnerungen aus der Erzväterzeit geweiht. Hier hatte Abraham einst einen Altar gebaut. Hier hatte Jakob im Traumgesicht die Engel Gottes auf der Himmelsleiter auf und nieder steigen sehen.

Zur Kananiterzeit, bevor die Israeliten ins Land kamen, trug das Heiligtum auf dem Berge, das Jakob Beth-El, Haus Gottes, nannte, den Namen Ulam-Maos.

Wie oft die ältesten Ortsnamen alle jüngeren überdauern, war auch hier der erste Name wieder zum letzten geworden. Das Dorf auf der Spitze des Samuelsberges hiess zu Jesu Zeit Ulammaus, oder in verkürzter Form Emmaus.

Das Dorf war die Heimat des Nathanael. Es gehörte zum Kreise Ephraim. Als Jesus aus Judäa flüchten musste, blieb ihm als letzte Zufluchtsstätte dieser judäisch-samaritische Grenzdistrikt. Die Hoffnung der Propheten, dass in der letzen Zeit Juda und Ephraim wieder eins werden würden, hatte ihn viel bewegt, seit er in Sychar von Samaritern so freundlich aufgenommen worden war. Als er am Lichterfest davon sprach, dass er noch andere Schafe habe, die nicht aus dem Hof Judas sind, hatte er an Ephraim und Samaria gedacht. Sein letzter Wunsch für sein Volk war, die Übrigen aus Jakob als eine Herde unter einem Hirt vereint zu sehen.

Um seine Spur vor den Spähern des Sanhedrins zu verbergen, wechselte Jesus seinen Aufenthalt. Den Sabbat konnte er ungefährdet in Emmaus verleben.

Eines Tages wurde Jesus in ein Dorf geladen, das am Fuss des Berges lag. Arimathia hiess der Ort. Dorfherr war jener Joseph, der am Laubhüttenfest Jesus zu Tisch gebeten hatte. Maria, die Mutter Josephs, waltete hier über dem ländlichen Besitz. Im Hause Josephs harrte seiner eine Überraschung. Maria von Magdala, seine unglückliche Jüngerin, war von dem edlen Joseph aufgenommen und der Obhut seiner Mutter übergeben worden. Den jungen Rabbi hatte der Sanhedrin aus Jerusalem verbannt. Der hilflosen Frau hatte sich Joseph angenommen. Er war in-

zwischen Ratsherr geworden, hatte aber wenig Freude an seinem Amt. Unter den Kollegen stand er nur dem greisen Nikodemus nahe.

Die Wochen, die Jesus vor dem Passah im Kreis Ephraim verbrachte, waren an Erfolgen arm. Er gewann eine Anzahl Jünger und blieb mit seinen alten Freunden in Verbindung. Doch mehr und mehr wurde es einsam um ihn her.

Ein Jahr war hingegangen, seit er in der Reife seines Mannesalters das stille Nazaret verlassen hatte. Des Täufers Botschaft und der Ruf des Vaters hatten ihn hinausgeschleudert in die Welt. Unendlich Grosses war ihm aufgetragen. Eine Sendung, wie sie noch kein Prophet vor ihm empfing, war ihm zu teil geworden. Herrscher Israels, Herr der Welt, waren die Titel, die der Messiastraum dem Davidssohn in die Wiege legte. Sie reichten an seine Würde nicht heran. Hoch über alle Menschengrösse erhob ihn das Bewusstsein, der geliebte und auserwählte Sohn zu sein, dem alle Dinge vom Vater übergeben sind.

Niemals sind grössere Erwartungen in eines Menschen Brust gelegt, niemals bitterer enttäuscht worden.

Die galiläische Erweckung, deren Wogen ihn auf die Höhe seiner Sendung tragen wollten, war im Sand verlaufen. Der Sturm der Taufbewegung war verrauscht. Die übermenschliche Gestalt des Täufers war sagenhaft geworden. Das Gericht schien eine Fabel, das Gottesreich ein schöner Traum zu sein. So war die Stimmung bei der grossen Masse.

Das Herbstfest hatte Jesus auf den Schauplatz

von Jerusalem gerufen. Noch einmal trug die Volksgunst ihn empor. Der Hass der Obersten des Volks stiess ihn hinunter. Geächtet fand er Zuflucht in der Wüste. Johannesjünger gewährten dem Verfolgten kurze Rast. Er kam in die Stadt zurück und stand am Rand des Abgrunds. Was konnte ein neuer Festbesuch noch andres bringen als das Ende?

Ein Jahr war hingegangen, ein Jahr zäher Abwehr gegen seine Feinde, ein Jahr heissen Ringens um die Seele seines Volkes. Das Ergebnis war ein einziger grosser Misserfolg.

Welcher Gewinn stand diesem Fiasko gegenüber?

Eine Hand voll treuer Männer, die bereit waren, mit ihm in den Tod zu gehen, verstreute Anhänger im Land herum, die einer Herde ohne Hirten glichen, eine Anzahl schwacher und starker Frauenseelen, die treu und leidenschaftlich an ihm hingen, eine weitverstreute Saat von Lebensworten, ein Vermächtnis von Erinnerungen, die unvergesslich blieben, ein Same von Licht, ausgestreut in die Finsternis der Welt.

So war der Erfolg beschaffen, der dem Erben des Gottesreichs in seinem Volk beschieden war. Wäre nur Mensch an Menschen hier gescheitert, so hätte Jesus Verkennung mit Verachtung, Vereinsamung mit Menschenhass erwidern können. Er aber las aus seinem menschlichen Geschick ewige Bedeutung und göttlichen Urteilsspruch heraus. Er schützte nicht die Unerforschlichkeit der Wege Gottes vor, um sich blind in sein Schicksal zu ergeben. Klar und nüchtern erwog er die Zusammenhänge, die das Geschick

des Einzelnen zum Schicksal seines Volkes, das Los der Menschheitsführer zum Fluch und Segen von Äonen machen. Ein Letztes, Unwiederbringliches stand zur Entscheidung: Sein oder Nichtsein einer ewigen Erfüllung. Jetzt oder niemals kam das Gottesreich. Mehr als den Sohn, auf dem sein Wohlgefallen ruhte, hatte Gott nicht zu vergeben. Sein letztes Wort zum Menschen war gesprochen.

Wo aber war das neue Geschlecht, das das Reich ererben sollte? Wird der Mensch auch, wenn er kommt, auf Erden Glauben finden?

Die Jünger waren aus Galiläa zurückgekehrt und hatten ihre Angehörigen aus Kana, Kapernaum und Bethsaida nach Jerusalem gebracht. Nur einer fehlte in dem Kreis, der alte Zebedäus. Als Jakobus nach Bethsaida gekommen war, fand er den Vater auf dem Krankenlager und drückte dem Sterbenden die Augen zu.

Als die galiläische Karawane am Samuelsberg vorüberzog, veranlasste Jesus den greisen Alphäus, seinen Oheim, mit Frau und Enkelkindern in Emmaus zu bleiben. Matthäus und Thaddäus waren von Jericho heraufgekommen. Die Jünger fanden in dem Dorf Galiläa am Berg des Ärgernisses Quartiere, die in der Nähe von Beth Hannah lagen. Salome hatte sie besorgt. Nachdem die Zwölf alles in Jerusalem geordnet hatten, kehrten sie zu ihrem Herrn zurück.

In Jerusalem, wo schon viele Pilger der Reinigungsopfer wegen eingetroffen waren, hatte man die Jünger nicht behelligt. Nur im Gefolge ihres Meisters war ihr Leben in Gefahr. Das seine aber war

aufs äusserste gefährdet. Der Hohe Rat hatte angeordnet, dass jeder, der von dem galiläischen Propheten etwas wisse oder ihn in der Stadt antreffen würde, sofort dem Sanhedrin Anzeige zu erstatten hätte. Da Jesus sich mit den Zwölf wieder auf samaritisches Gebiet zurückgezogen hatte, blieb sein Aufenthalt unbekannt, und niemand wusste, ob er zum Fest kommen würde. Die Jünger beschworen ihren Meister, wenigstens dies eine Mal auf den Besuch des Passahfestes zu verzichten und sein Leben nicht ohne Not aufs Spiel zu setzen.

In Bethanien war eine Woche vor dem Fest Lazarus, der Bruder der Martha und Maria, schwer erkrankt. Die Schwestern schickten einen Boten zu Jesus hin und liessen ihm sagen: „Herr, dein lieber Freund ist krank."

Deutlich klang aus der Botschaft der Wunsch heraus, dass er kommen und dem Freunde helfen möchte. Doch Jesus gab dem Boten nur ein Wort des Trostes an die Schwestern mit: „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes. Wenn ihr glaubt, werdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen." Hoffnung, dass er nach Bethanien kommen würde, machte er den Schwestern nicht. Er fühlte sich nicht frei, vor der Zeit auf judäisches Gebiet zurückzukehren.

Zwei Tage waren hingegangen. Am dritten erfuhr Jesus, dass Lazarus gestorben sei. Die Nachricht war ein schwerer Schlag für ihn. Er hatte Gott um Genesung seines Freundes angerufen. Hatte der Vater seine Bitte nicht gehört? War sein Glaube eine Täuschung? Das war undenkbar. Es musste eine andre

Lösung für das Rätsel geben: Die Stunde auch seines Todes war gekommen, er sollte den Freund in der Auferstehung wiedersehen.

Am andern Tage sagte Jesus zu den Jüngern:

„Lasst uns nach Judäa ziehen."

„Meister," sagten sie erschrocken, „noch eben wollten sie dich töten, und du willst wieder hin?" Jesus erwiderte:

„Lazarus, unser Freund, schläft."

„Herr, wenn er schläft, wird er durchkommen," antworteten die Jünger.

Da sagte ihnen Jesus offen:

„Lazarus, unser Freund, ist gestorben, und ich freue mich euretwegen, dass ich nicht da war. Denn es kommt die Stunde und ist jetzt da, dass die Toten die Stimme des Menschen hören werden, und die sie hören werden, werden leben. Wundert euch nicht, denn alle in den Gräbern werden seine Stimme hören und werden hervorgehen, die Gutes getan haben zur Auferstehung des Lebens und die Böses getan haben zur Auferstehung des Gerichts. Wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, lebt, und kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode ins Leben eingegangen."

Die Jünger hörten aus allem nur heraus, dass ihr Meister entschlossen war, zum Passah nach Jerusalem zu gehen.

„Kommt," sagte Thomas, „lasst uns gehen und mit ihm sterben."

Doch auch Thomas, der Schwarzseher unter den Jüngern, war weit entfernt davon zu glauben, dass seines Meisters Sache schon verloren sei. In ihm, wie in den

andern, kämpfte eine geheime Furcht vor etwas unbegreiflich Schrecklichem mit männlicher Entschlossenheit, in der letzten Trübsal zu bestehen. Sie hätten an Gott nicht glauben müssen, wenn sie an der Sache ihres Meisters hätten verzweifeln wollen. Sie bedachten sich keinen Augenblick, mit ihm zu gehen. Auch wenn sie für ihn sterben müssten, wenn Er nur lebte und den Sieg gewann, war Gottes Sache, war das Reich gewonnen. Der einzige von den Jüngern, der den Entschluss des Meisters nach Jerusalem zu gehen, mit ungeteilter Freude und Genugtuung empfand, war Judas. Jetzt endlich kam die Stunde, die er heiss ersehnte, jetzt endlich kam der letzte Kampf, der mit dem Siege des Messias enden musste.

Am andern Tage befand sich Jesus mit den Zwölf auf dem Wege nach Jerusalem. Als sie zum Skopus kamen, sagte er den Jüngern, sie sollten in ihre Quartiere gehen und den Sabbat über bei den Ihren sein. Er werde mit Johannes bei den Schwestern in Bethanien bleiben. Am ersten Tag der Woche sollten sie ihm auf der Oelbergstrasse entgegenkommen, um mit ihm hinauf ins Heiligtum zu gehen.

Nach der Trennung von den Jüngern schlug Jesus den Weg über den Ölbergrücken ein.

Am Eingang von Bethanien angekommen, sandte er Johannes in das Dorf hinein, um den Schwestern seine Ankunft mitzuteilen. Er liess sie bitten, zu ihm hinauszukommen und mit ihm an das Grab zu gehen.

Es war Sitte, dass die Hinterbliebenen die Trauertage in tiefer Zurückgezogenheit verbrachten. Drei Tage liess man die Gruft offen stehen. Täglich

gingen die Angehörigen die Seele des Verstorbenen zu grüssen, die, wie man glaubte, noch drei Tage mit dem Leibe in Verbindung blieb. Erst am Abend des dritten Tages, nachdem man wusste, dass die Seele den Leib verlassen hatte und der Tod nun wirklich eingetreten war, wurde das Grab geschlossen. Dann erst kamen die Nachbarn und alle, die dem Hause nahestanden, um die Trauernden zu trösten.

Als Johannes vor das Haus kam, überzeugte er sich, dass zahlreiche Freunde und Anverwandte der Familie aus Bethanien und der Stadt bei den Schwestern waren. Er trug Bedenken hineinzugehen. Die Gäste brauchten von der Ankunft Jesu nichts zu wissen. Er liess Martha herausrufen, und teilte ihr mit, dass der Meister sie erwarte. Da jemand bei den Gästen bleiben musste, sagte Martha ihrer Schwester nichts und eilte mit Johannes vor das Dorf hinaus.

Das Wiedersehen mit dem Meister weckte alles Leid der letzten Tage auf. Martha verhehlte nicht, dass sie gehofft hatten, er würde an das Krankenlager seines Freundes kommen. Als dann der Bote wiederkam und ihnen seine Trostesworte brachte, hatten sie fest darauf vertraut, dass sein Gebet auch aus der Ferne ihren Bruder heilen würde. „Wärest du hier gewesen," schloss Martha ihren schmerzlichen Bericht, „mein Bruder wäre nicht gestorben. Doch auch so weiss ich, dass dir Gott, was du ihn bittest, gibt."

„Dein Bruder wird auferstehen," tröstete sie Jesus.

„Ich weiss," sagte Martha, „in der Auferstehung am jüngsten Tage."

„Ich bin die Auferstehung," erwiderte ihr Jesus,

„wer an mich glaubt, lebt, auch wenn er stirbt; und wer lebt, wird in Ewigkeit nicht sterben. Glaubst du das?" — Sie sagte:

„Ja, Herr, ich glaube es."

Als Jesus nach Maria fragte, ging Martha still in das Dorf zurück.

Maria sass noch bei den Trauergästen. Martha ging hinein und sagte ihr leise:

„Er ist da und lässt dich rufen."

Maria sprang in heftiger Erregung auf und eilte fort. Martha folgte ihr. Die Gäste, die die Schwestern fortgehen sahen, glaubten, dass sie zum Grabe gingen, um dort zu klagen, und machten sich auf den Weg, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Als Maria zu Jesus kam, sank sie zu seinen Füssen nieder und zerging in Tränen. Vom Schmerz der Freundin tief ergriffen, hob Jesus sie auf und barg ihr Haupt an seiner Brust. Dann sagte er:

„Lass uns zum Grabe gehen. Wo habt ihr ihn hingelegt?"

„Komm, Herr, und sieh," war ihre Antwort.

Die Gäste, die zugleich mit ihnen zum Begräbnisplatz kamen, waren erstaunt, Jesus hier anzutreffen.

Man ging zum Grabe. Die Schwestern brachen in heftiges Schluchzen aus. Auch Jesus vermochte seine Tränen nicht zurückzuhalten. Die Trauergäste standen umher. Ein Freund des Hauses, der Jesus weinen sah, sagte zu den andern: „Wie hat er ihn lieb gehabt." Ein Jerusalemer Gast bemerkte: „Wenn er dem Blindgeborenen die Augen öffnen

konnte, hätte er nicht machen können, dass der nicht zu sterben brauchte?"

Er sprach so laut, dass auch die Schwestern seine Worte hörten. Maria wandte sich zu Jesus hin. Ihr Blick bat für die rohen Worte um Verzeihung.

Jesus war durch das Wort in seinem innersten Gefühl verletzt. Heiss stieg es in ihm auf. Ein Grimm erfasste ihn, als müsse er der Schlange, die ihm in die Ferse stach, den Kopf zertreten.

„Schafft den Stein weg," fuhr er auf und trat zum Grabe.

Martha will ihm wehren.

„Warum sollen sie den Stein wegnehmen? Er riecht schon. Es ist der vierte Tag." Er antwortet:

„Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, sollst du die Herrlichkeit Gottes sehen?"

Die Männer machten sich daran, den Stein von der Tür des Grabes wegzurollen.

Jesus hob die Augen zum Himmel auf:

„Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast. Ich weiss, dass du mich allezeit erhörst; doch ich tue es der Menschen wegen, damit sie glauben, dass du mich gesandt hast."

Er trat in die Tür des Grabes und rief mit lauter Stimme in die Gruft hinein:

„Lazarus, komm heraus!"

Ein kalter Hauch wehte aus der Gruft. Alles starrte in die dunkle Öffnung. Das Grauen der Erwartung schärfte jedes Ohr.

Da hörte man ein Schlürfen, wie wenn gebundene Füsse sich auf rauhem Boden vorwärts schieben, ein Rascheln knisternder Gewänder und tiefes Atemholen.

Ein Schrei des Entsetzens fuhr aus allen Kehlen.

Eine weisse Gestalt steht in der Grabestür.

Der Leib ist, einer Mumie gleich, in Linnen eingewickelt, das Haupt in ein Schweisstuch gehüllt.

Die Schwestern starren den Toten an. Sie fallen in die Kniee. Kraftlos sinken ihnen die Arme herab. Da klingt des Meisters Stimme an ihr Ohr:

„Bindet ihn los und lasst ihn gehen."

Sie träumen nicht, der Bruder lebt.

Man macht Lazarus von seinen Banden frei. Man hebt das Schweisstuch von dem Antlitz weg. Zwei müde Augen blicken sich verwundert um. Dann glänzen sie mit einem Male auf. Sie hängen an dem Meister und den Schwestern.

Man hüllt den Fröstelnden in einen Mantel ein. Er legt die Arme den Schwestern um den Nacken und geht vom Begräbnisplatz ins Haus.

Als Jesus, den Freunden folgend, den Platz verlassen hatte, standen die Trauergäste aufgeregt umher. Sie fanden für das Unerhörte keine Worte. In sich gekehrt geht jeder seines Wegs, Todesgrauen und Schauer der Ewigkeit im Herzen.

Noch am gleichen Tage gingen zwei von ihnen zum Heiligtum hinauf, um dem Sanhedrin von dem Vorfall Anzeige zu erstatten.

Jesus blieb über Nacht in Bethanien. Den Sabbat brachte er in der Stille zu. Er hatte ein klares Vorgefühl, dass seine Zeit erfüllt sei. Auf einsamen Gängen in der Umgebung des Dorfes legte er sich noch einmal Rechenschaft über sein Lebenswerk ab.

Wie anders war alles gekommen, als er zu Anfang dachte. Statt dass der Rest Israels, den der Täufer versiegelt hatte, sich als ein Volk der Heiligen des Höchsten um ihn gesammelt hätte, war sein Anhang wie der Schnee vor der Sonne dahingeschmolzen. Selbst von der kleinen Herde, die trotz mancher Enttäuschungen treu zu ihm gehalten hatte, waren fast nur die Zwölf geblieben. Immer enger zog sich der Raum um ihn zusammen, als triebe er auf einer Eisscholle im Meer dahin, von der sich ein Stück nach dem andern löste. Wenn nun die grosse Trübsal kam, würden die wenigen, die heute noch an ihn glaubten, die Vernichtung aller ihrer Hoffnungen überstehen? Oder würden auch sie ihn noch verlassen? . . . .

Wo war dann der Mensch des Daniel, das Volk der Heiligen des Höchsten? Wo Israel, der Sohn und Knecht Gottes? Wo die Übrigen in Jakob, die Auserwählten, Versiegelten? Wo der Rest Israels? . . .

War von den vielen Berufenen nur Einer auserwählt? War von allen Gottessöhnen nur Einer Sohn? Blieb von dem Menschenreich nur ein Mensch übrig? War er allein der Rest vom Reste Israels? . . . .

„Doch ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir," sprach es in seinem Herzen, als er das unerbittliche Gericht der Schicksalsauslese sich vollziehen sah.

Auch das Ende, das ihm jetzt vor Augen stand, sah anders aus als das Gemälde, das die Hoffnung der Seher und Propheten an die Wand der Zukunft geworfen hatte. Wie wussten sie alles so genau, die Zukunftsträumer, die Apokalyptiker. Wie hatten sie das Drama der letzten Dinge mit allen Einzelheiten

ausgemalt: Das Kommen des Elias, die Wiederherstellung der Zwölfstämmezahl, die Versiegelung der Zwölfmaltausend aus jedem Stamm, der Ansturm der Feinde Israels gegen die Heilige Stadt, das Blutbad der Märtyrer, die Flucht der Überlebenden, das kurze Reich des Antichrists; dazu die Kämpfe im Geisterreich, der Streit des Erzengels Michael, des Schutzengels und Anwalts des auserwählten Volks, mit dem Todesengel Sammael, dem Verkläger Israels und Fürsten dieser Welt, und endlich das Gericht, die Auferstehung, der Triumph der Heiligen des Höchsten und der Anbruch des tausendjährigen Messiasreiches. Das Drama von den letzten Dingen war in der Schreckenszeit, als Antiochus Epiphanes, das Urbild des Antichrists, den Altar Gottes schändete, geschaut und auf Tag und Stunde für die letzte Weltjahrwoche, die man angebrochen glaubte, mit den Mitteln babylonischer Astrologie berechnet worden. Was in den Sternen geschrieben stand, musste kommen, auch wenn es immer wieder hinausgezogen wurde.

So war es in den Volksbüchern zu lesen, die jedermann verschlang. Die Phantasie der Frommen schwelgte in den grellen Bildern ihres Weltkalenders. Des Täufers Predigt war das Echo dieses Schreis von Jahrhunderten nach Rache und Erlösung.

Jesus kannte diese Bücher von Jugend auf.

Seit er das wirkliche Gericht, das sich durch ihn an seinem Volk vollzog, erlebte, verblich vor ihm die Glut der Farben des gemalten Gerichts der Zukunftsträumer. Das Gesetz und die Propheten fielen ihm wie Schleier von den Augen; die Apokalypsen zerran-

nen wie die trügerischen Luftbilder der Wüste. Auch ihre Zeit war mit dem Täufer abgelaufen. An ihre Stelle trat die göttliche Tragödie, die alle Zukunftswahrsagung zu Schanden machte.

Ein Feind nur stand noch unbezwungen auf dem Plan, der Tod. Was war das Schicksal all der totgeborenen Seelen, die in den Hades niedersanken? Erinnerung, Gewissensqual und Schrei nach Rache. Sollte auch er in diesem Schattenreiche enden? Dann hätte er aufgehört, der geliebte Sohn zu sein. Oder vermochte er das Leben zu Gott emporzutragen und dem Tode ewig zu entreissen? Dann stand ihm jetzt der letzte Kampf bevor.

Er hatte die Kraft, die in ihm war, erprobt. Er hatte Sieche genesen machen, Unheilbare geheilt. Vom Sterbelager, von der Bahre, aus der Gruft hatte er Tote in die Welt zurückgerufen. Doch all das blieb in dem Umkreis dieser Welt, vollzog sich in den Grenzen des dem Menschen in Kraft Gottes Möglichen. Nun aber hatte die Welt keinen Raum mehr für den Menschen: er klopfte an die Pforte der Ewigkeit. Wollte er nicht ins Schattenreich versinken, nicht seines Lebens Spur verlöschen machen, so blieb von allen Möglichkeiten nur die letzte übrig, die dem Menschen für unmöglich galt: er musste den Tod zerbrechen und dem Mutterschoss des Erdenseins den neuen Menschen, das neue ewige Geschlecht entbinden.

Auch dieser Vorsatz war mit Bitterkeit vermischt. Ging er allein hinüber in die Ewigkeit, kam er allein ins Vaterhaus, was hatte er für seine Brüder dann vollbracht? Und war es dann nicht besser, um der Liebe

willen, der Menschheit Los auch noch im Totenreich zu teilen?

Antwort sich zu nehmen, ehe der Vater sie ihm gab, hatte er nie begehrt.

In tiefer Sabbatruhe beschloss er diesen Tag.

Fünftes Buch

DAS ENDE.

Erstes Kapitel.

In der Morgenfrühe des ersten Wochentages machten sich die Jünger auf den Weg, um ihrem Herrn auf der Ölbergstrasse entgegenzugehen. Am Sabbat war niemand aus Bethanien in der Stadt gewesen. Erst unterwegs erfuhren die Jünger, was dort geschehen war. Im Dorf und in den Pilgerherbergen, die an der Ölbergstrasse lagen, war das Gerücht von der Wiederbelebung des Toten, der schon drei Tage in der Gruft gelegen, in aller Munde. Als nun bekannt wurde, dass Jesus mit den Jüngern zum Morgenopfer nach Jerusalem hinaufgehen würde, wartete alles, was in die Stadt wollte, auf der Strasse vor dem Dorf, um sich dem Zug des Propheten anzuschliessen.

Als Jesus vor Bethanien mit den Jüngern zusammentraf, sah er sich bald von einer Schar von Landleuten und Pilgern umgeben, die ihn grüssten. In ehrfurchtsvollem Abstand gaben sie ihm das Geleit. Auf dem Wege erzählte man allen, die sich anschlossen, was in Bethanien geschehen war.

An der Grenze des Weichbilds von Jerusalem lag an der Ölbergstrasse auf halber Höhe der Meierhof

Bethphage inmitten von Weinbergen und Feigengärten. Von hier zieht sich die Strasse nach dem Berg des Ärgernisses hinüber, wo sie das Dorf Galiläa durchschneidet und sich langsam zum Quelltor senkt.

Wo die Strasse die Gärten von Bethphage verlässt, machte Jesus Halt. Drüben vor ihm lag am Eingange von Galiläa das grosselterliche Gehöft Beth Hanna. Schon von der Höhe hatte er gesehen, dass sein Esel, den Maria ihrer Schwester aus Kapernaum mitgegeben hatte, draussen am Platz vor dem Gehöft angebunden war. Auf dem Wege war ein Gefühl der Schwäche über ihn gekommen. Die seelische Erregung der letzten Tage machte sich geltend; das Vorgefühl des Kommenden drückte ihn nieder. Er wollte sich der Menge, die ihm lästig war, entziehen, und den Weg einschlagen, der hier von der Strasse abzweigt und steil ins Kidronbett hinabführt. Er rief zwei von seinen Jüngern herbei und sagte ihnen:

„Geht ins Dorf hinüber. Am Eingang werdet ihr meinen Esel angebunden finden. Bindet ihn los und bringt ihn her, und wenn euch jemand etwas sagt, so antwortet: Sein Herr bedarf seiner, so wird man ihn herschicken."

Die Jünger taten, wie ihnen Jesus sagte, und kamen bald mit dem Tier zurück. Da der Esel nicht gesattelt war, warfen sie ihm ihre Mäntel über, und Jesus setzte sich darauf. Die Scharen, die von Bethanien aus Jesus begleitet hatten, waren auf der Strasse weiter gezogen. Als sie jetzt merkten, dass Jesus den Talweg einschlug, machten sie kehrt und liefen den steilen Abhang hinunter, um ihn einzuholen.

Unten im Tal, wo zur Rechten die Stufen zum Gihon, der jetzigen Marienquelle, in den Fels gehauen sind, machte Jesus Halt und liess sich einen Krug mit frischem Wasser reichen.

Dachte er wohl daran, dass einst sein Ahnherr Salomo hier an der Stadtquelle von Zadok, dem Stammvater der sadduzäischen Priesterschaft, zum König gesalbt worden war? Damals weckte die Posaune das Echo von den Felsenwänden des Tals und alles Volk schrie: Heil dem Könige! und gab ihm das Geleit zum Davidshaus mit Flötenspiel und Jauchzen, „dass schier die Erde barst vor ihrem Geschrei."

Oder gedachte Jesus an die Prophetenworte des Sacharja, der vom Einzug des Messias sang?

„Tochter Zion, freue dich,
„Und jauchze, Tochter Jerusalem.
„Siehe, dein König zieht zu dir ein,
„Gerecht und siegreich;
„Er reitet friedlich auf einem Eselsfüllen,
„Dem Jungen der Eselin.
„Er rottet die Streitwagen aus Ephraim
„Und die Schlachtrosse aus Jerusalem;
„Die Kriegsbogen werden zerbrochen werden,
„Den Völkern wird er Frieden gebieten.
„Seine Herrschaft wird von Meer zu Meer reichen
„Und vom Euphrat bis an die Enden der Erde."

Hätte Jesus des Prophetenworts gedacht, er hätte nur mit bitterer Ironie sich mit dem Kriegsheld des Sacharja vergleichen können. Er kam nicht aus der Schlacht, um triumphierend in die Hauptstadt einzuziehen. Er brauchte keine Rüstung abzulegen, das Schwert nicht abzugürten. Er stieg von keinem

Streitross, um das bequeme Friedenstier, den schönsten Esel seines Marstalls, zu besteigen. Er kam nicht, um den Mächtigen der Erde als der Mächtigste den Frieden zu diktieren und, mit dem Fuss auf dem Nacken seiner Feinde, der Welt sein Imperium aufzuzwingen. Wo war heute die Tochter Zion? Wo das Volk von Jerusalem, das seinen König umjubelte? Wo waren die Grossen seines Reiches, die ihm huldigten? Wo die Priester seines Heiligtums, die den Sieggekrönten segneten?

Eine Handvoll Jünger aus dem fernen Galiläa gab ihm das Geleit, noch etliche Dorfbewohner von Bethanien und ein Haufe Pilger, der mitgelaufen war und mit keinem Gedanken daran dachte, eine Demonstration für einen Prätendenten zu veranstalten.

Erst als der Zug zu den Königsgärten vor dem Quelltor kam, wo Palmen, vom Morgenwind gewiegt, in den Lüften schwankten, und grüne Stauden und Oleanderbüschè am Wege standen, tauchte, wie vom Himmel gefallen, in den Jüngern der Gedanke auf, ihrem Meister, beim Eintritt in die Stadt eine Huldigung zu bereiten. Judas war es, der zuerst auf die Feldsteinmauer sprang, einen Palmzweig herunterholte und seinem Meister den Willkommgruss der Pilger zurief:

„Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Die Jünger, von seinem Überschwang hingerissen, folgten seinem Beispiel, hieben grüne Zweige ab, schwenkten sie begeistert in der Luft und beantworteten den Gruss mit dem Geschrei:

„Hosianna dem Sohne Davids!"

Das ganze Geleit ergriff ein schwärmerischer Rausch, und alles wiederholte unermüdlich den Gruss und das Huldigungsgeschrei. Einer riss seinen Mantel von der Schulter und warf ihn auf das holperige Pflaster vor die Füsse des Esels hin. Die enthusiastische Gebärde fand Nachahmung. Mit viel Phantasie hätte man den Torweg und die Strasse an den Ruinen des Davidshauses hin für eine Via triumphalis halten können. Die Hosiannarufe weckten das Echo der Häuserwände. Aus den Läden und Schenken kam alles auf die Strasse, um sich den Aufzug anzusehen. Pilger, die auf dem Weg zum Tempel waren, stimmten in die Rufe ein. Die Strassenjugend lief dem Zug voran. Die richtigen Jerusalemer aber blieben in den Türen stehen, ohne die Daumen aus den Gürteln herauszuziehen. Wenn Fremde fragten: „Wer ist der Mann da auf dem Esel?" sagten sie: „Das ist der Jesus, der Prophet aus Nazaret."

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von der Rückkehr Jesu durch die Stadt. Man lief zu den Pharisäern hin. Die Pharisäer eilten zum Sanhedrin. Nicht, dass sie die Huldigung der Jünger für mehr gehalten hätten, als sie war. Berühmte Rabbis wurden nicht anders von ihren Schülern eingeholt. Nicht einmal später im Prozess hat man die Jubelrufe seiner Jünger gegen ihn ausgebeutet.

Jesus hatte sich die Huldigung gefallen lassen. Herbeigeführt hat er sie nicht. Der kurze Freudenrausch riss nur die Wunden seines Herzens auf. Er schmeckte schon beim ersten Zug die bittere Hefe, die am Grund des Kelches lag. Was war auch dieser Einzug anders als der Auftakt des Fastnachtsspiels, bei dem man

den Messias Israels wie einen Harlekin verhöhnte.

In dem Gassenlärm der Davidsstadt starb das Geschrei der Jünger bald dahin. Dann und wann flakkerte es wieder auf, wenn die Strassenkinder, die den Zug umschwärmten, ein Hosianna in die Lüfte schmetterten.

Als der Zug das Tunneltor passierte, stiess er auf eine Gruppe von Pharisäern und Ratsherren, die sich das Schauspiel ingrimmig betrachteten.

„Da seht ihr, dass ihr nichts ausrichtet. Alle Welt läuft ihm nach," rief geärgert ein Pharisäer den Ratsherren zu.

Zum Trotz brachen die Jünger noch einmal in laute Jubelrufe aus und stimmten aufs neue den Psalmgruss an:

„Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

„Hosianna dem Sohne Davids!" antwortete der Pilgerhaufe.

Da stellte sich ein Ratsherr Jesus in den Weg:

„Meister, wehre doch deinen Jüngern."

Schmerzlich zuckte es um seine Lippen.

„Ich sage euch, auch wenn diese schweigen würden, die Steine werden schreien."

Er stieg ab, liess den Esel nach Haus führen und ging mit den Zwölf dem Wassertore zu.

Der Anblick, den der Markt in den Tagen vor dem Fest bot, war nicht dazu angetan, Empfindungen der Andacht und der Ehrfurcht wach zu rufen. Das Jahrmarktsgewühl, das Gefeilsche von Käufern und Verkäufern, das Blöken der Schafe, das Gebrüll der Rinder, die hier als Opfertiere feilgeboten wur-

den, verscheuchte alle heiligen Gefühle. Zwischen dem Wassertor und der Halle Salomos war der ganze Raum mit Viehständen besetzt. Die Tiere waren an Ringen im Pflaster angebunden. Schmeissfliegen schwärmten umher und Stallgerüche empfingen die Besucher des Gotteshauses. Rechts und links von dem freigehaltenen Wege waren die Käfige der Taubenkrämer aufgepflanzt. Das Gurren der Turteltauben erlustigte die Strassenkinder, die sie mit aufgelesenen Körnern fütterten. Auf den Stufen des Wassertores standen die Wechslertische. Die Makler klimperten mit ihren Messingschalen und luden die Pilger ein, ihr ausländisches Geld in kurante Münze und halbe Schekelstücke für die Tempelsteuer einzutauschen; das Agio strichen sie ein.

Das profane Treiben vor der Tür des Heiligtums war schon längst ein öffentlicher Skandal. In alten Zeiten, wo man noch nichts von Proselyten wusste, und die inneren Höfe noch zur Anbetung genügten, war der Markt vor dem Wassertor am rechten Platz gewesen. Dank der Weltpropaganda der Schriftgelehrten war die Zahl der Proselyten, die das Heiligtum besuchten, so angeschwollen, dass man ihr Rechnung tragen musste. Die herodianische Erweiterung des Tempelplatzes mit den ausgedehnten Säulenhallen hatte zwar Raum geschaffen, aber noch immer waren die „Gottesfürchtigen", wie man die Proselyten nannte, die die Beschneidung nicht angenommen hatten, mit Ausnahme der Sabbate und Festtage für ihre Anbetung auf denselben Platz angewiesen, der zugleich als Viehmarkt diente. Das billige Verlangen, dass der Markt aus dem Bezirk des Hei-

ligtums gewiesen würde, scheiterte an den Geldinteressen des Priesteradels. Der Opfertierhandel und das Wechselgeschäft des Tempelmarktes waren ein Privilegium der Hannasfamilie, der auch der Hohepriester angehörte. Schon einmal hatten die unerhörten Preise für die Opfertiere eine Revolte hervorgerufen, bei der das Volk die Viehstände und Buden stürmte. Das Recht des Herkommens trotzte gleichwohl dem gesunden Volksgefühl.

Jesus wusste um diese Dinge. Mehr als je widerte ihn heute das Schauspiel an.

War dies noch seines Vaters Haus? Oder war es ein Kaufhaus, das aus der Frömmigkeit des Volkes Kapital schlug? Ein Bankhaus, das den Geldbeutel des Priesteradels füllte? Hier wohnte der Gott Israels nicht mehr. Er hatte sein Heiligtum verlassen.

Vor den Stufen des Wassertors standen mit erhobenen Händen Proselyten aus der griechischen Diaspora. Sie hatten keinen Zutritt zum Heiligtum. Sie konnten nur von fern durch die Tore und die inneren Höfe den Opferrauch des Altars und den Vorhang vor der Tempeltür erblicken.

Als Jesus eben an ihnen vorüberwollte, sah er, wie ein Viehändler einem Griechen, der seinem Ochsen im Wege war, einen Tritt gab, dass er auf die Stufen stürzte.

Da schoss Jesus das Blut ins Gesicht. Im Zorn entriss er dem Schurken seinen Strick, wand sich eine Geissel, schwang sie über dem Händler und dem Vieh und befahl mit herrischer Gebärde dem Händlervolk den Markt zu räumen. Jetzt griffen auch die

Jünger zu. Sie lösten die Stricke von den Ringen und jagten Schafe und Ochsen dem Ausgang zu. Niemand wagte einen Widerstand. Die Händler jammerten und schrieen den Tieren nach. Die Taubenkrämer hatten Mühe, schnell genug ihre Käfige mit dem Federvolk aufzuhucken und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Als die Wechsler auf den Stufen sahen, dass auch an sie die Reihe kam, rafften sie ihre Messingschalen und Goldwagen zusammen und stopften ihre prallen Beutel in die Gürtel, um ihr Geld zu retten, ehe ihre Tische durch Fusstritte ins Wanken kamen und die Treppe hinunter auf das Pflaster polterten. Ein Gottesschrecken war unter das Krämervolk gefahren. Alles Volk jubelte dem Propheten zu, der dem öffentlichen Ärgernis ein Ende machte.

Als die Erzpriester und Ratsherren in den inneren Höfen das Geschrei der Menge hörten, glaubten sie nicht anders, als dass ein Aufruhr ausgebrochen sei. Alles stürmte nach dem Wassertor.

Auf der Treppe angekommen, rissen sie die Augen auf. Kein Wechsler und kein Taubenkrämer, kein Händler und kein Vieh war mehr zu sehen. Eben trieb man die letzten Opfertiere mit Jubel und Geschrei zum Tunneltor hinaus. Mitten im Gewoge der aufgeregten Menge stand Jesus, die Geissel in der Hand.

Hannas begriff im Augenblick, was hier geschehen war. Zornig schrie er die Tempelwache an, den Aufrührer festzunehmen. Die Leviten holten ihre Waffen aus der Wachtstube und gingen zögernd die Stufen zum Markt hinab. Sie sahen, dass jeder Versuch, sich Jesu zu bemächtigen, auf den Widerstand der Menge

stossen würde. Als die Mutigsten an ihn herantraten, herrschte er sie an:

„Wer heisst euch Waffen tragen im Heiligtum? Steht nicht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus sein für alle Völker? Ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht."

Die Tempelwache zog sich zurück. Die Menge jauchzte Jesus zu. Er war der Herr des Heiligtums.

Hannas war klug genug zu sehen, dass hier mit Gewalt nichts auszurichten war. Umzukehren war er zu stolz.

Langsam stieg er die Stufen nieder und trat auf Jesus zu. Stirn gegen Stirn massen sich Priester und Prophet:

„Was soll das bedeuten, was du hier tust?" zischte es aus des Erzpriesters kreidigem Gesicht.

Jesus warf seine Geissel Hannas vor die Füsse.

„Ihr habt den Tempel gebrochen, der mit Händen gemacht ist; in drei Tagen will ich einen bauen, der nicht mit Händen gemacht ist."

Das Heiligtum, das für die Ewigkeit gebaut schien, war in Jesu Augen ein Trümmerfeld. Seine Hüter hatten sein Heiligkeitsgesetz gebrochen. Die Bahn für einen neuen Gottesdienst im Geist war frei.

Da sich der Priester dem Propheten nicht gewachsen fühlte, versuchte er es mit frivolem Spott:

„Sechsundvierzig Jahre ist gebaut worden an diesem Tempel, und du willst einen in drei Tagen bauen?"

Die Menge antwortete mit Gelächter. So billig sollte sich ein Hannas nicht aus der Sache ziehen. Er merkte seinen Fehlgriff und raffte seine Würde schnell zusammen:

„In welcher Vollmacht tust du das? Wer hat dir Recht gegeben hier so aufzutreten?"

„Ich will euch auch etwas fragen," erwiderte ihm Jesus, „sagt ihr mir das, so will auch ich euch sagen, in welcher Vollmacht ich das tue. Die Taufe des Johannes, war sie von Gott oder von Menschen?"

Die Ratsherren flüsterten Hannas zu, er solle nichts gegen den Täufer sagen; die Menge würde sie steinigen. Hannas besinnt sich und erwidert:

„Das wissen wir nicht."

„So sage auch ich euch nicht, in welcher Vollmacht ich das tue."

Der ergebnislose Ausgang des Verhörs machte selbst die Strassenkinder lachen, die zwischen Jesus und den Priestern standen.

„Hosianna dem Sohne Davids!" schrieen sie unversehens dem Hannas ins Gesicht.

Er barst vor Grimm.

„Hörst du nicht, was diese rufen?"

„Ich höre," war Jesu Antwort. „Habt ihr nie das Wort gelesen: Durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Bollwerk zugerichtet gegen deine Feinde?

„Doch weil der Davidssohn euch ärgert, — wie sagen eure Schriftgelehrten vom Messias, wes Sohn ist er?"

„Davids," knirschte der Erzpriester.

Jesus fuhr fort:

„Wie kann David ihn dann Herr nennen, in dem Wort: Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis dass ich deine Feinde unter deine Füsse lege? Wenn ihn David Herr nennt, wie ist er dann sein Sohn?"

Der Priester blieb zum andern Mal die Antwort schuldig. Die Schriftgelehrten bissen sich auf die Lippen, so vexierte sie die Frage.

Das Morgenopfer begann. Die Erzpriester und Ratsherren kehrten wütend in den Altarhof zurück. Das Volk drängte ins Heiligtum. Auch Jesus und die Jünger gingen hinein, um anzubeten.

Die Absicht, Jesus aus dem „Davidssohn" einen Strick zu drehen, war mislungen. Es war nichts damit gesagt, dass Jesus ein Davidssohn war. Es gab Davidssöhne in jeder Generation. Nur der Eine, der Davids Herr war und die Vollmacht hatte, sich zur Rechten der Kraft zu setzen, konnte diesem Geschlecht gefährlich werden.

Musste Jesus so doppelsinnig reden?

Für ihn selbst lag die Messiasfrage schon längst in der Sphäre einer so weltenfernen Paradoxie, dass keine Auseinandersetzung mit seinen Gegnern hätte auf Verständnis rechnen können. War er der Messias Gottes, der Messias Israels war er nicht. Für die Schriftgelehrten, für das ganze Volk war ein Messias ohne Machtbesitz der Widerspruch von allem, was Propheten und Apokalyptiker verheissen hatten.

Während des Morgenopfers liess Hannas alle Mitglieder des Sanhedrins zusammenrufen. In offizieller Sitzung sollte unverzüglich über Jesus beschlossen werden.

Kaiphas präsidierte. Hannas berichtete über die Vorgänge des Morgens. Der unerhörte Eingriff in das Priesterhausrecht, die frechen Reden von Räuberhöhle, Tempelbruch, Bau eines neuen Heiligtums und zu-

letzt die zweideutige Art, in der er die Messiasfrage aufwarf, übertraf alles, was man sich bisher hatte von ihm bieten lassen.

Nach Hannas nahm der Führer der Pharisäerpartei das Wort:

„Wenn wir ihn so weiter machen lassen, werden endlich alle an ihn glauben, und die Römer werden kommen und uns Land und Stadt wegnehmen. Jetzt läuft schon alles nach Bethanien hinaus, um sich den Toten anzusehen, den er auferweckt hat."

Da der Pharisäer die Auferweckung als Tatsache nahm, fielen die Sadduzäer mit Spott und Hohn über ihn her. In der Auferstehungsfrage verstanden die Pharisäer keinen Spass. Mitten in der Verhandlung brach ein Lehrstreit zwischen den Parteien aus, bis zuletzt ein Sadduzäer dazwischen rief:

„Nun gut, so töten wir auch Lazarus. Dann wird man ja erleben, ob er zum zweiten Male aufersteht."

Die Spötterei rief einen Tumult hervor.

Der greise Nikodemus bat ums Wort. Mit bebender Stimme hielt er den Ratsherrn vor, dass sie sich gegen Gott versündigten, wenn sie ohne Verhör und Urteilsspruch Totschlag üben wollten. Da Kaiphas bemerkte, dass seine Rede auf die Ratsherrn Eindruck machte, schnitt er ihm das Wort ab:

„Mit allem eurem Wissen ist es nichts; sonst wäret ihr längst zu dem Schluss gekommen, dass es für uns besser ist, wenn ein Mensch stirbt, als wenn das ganze Volk umkommt."

Der ganze Sanhedrin klatschte Beifall. Nikodemus und Joseph von Arimathia verliessen den Sitzungsraum. Sie sahen, dass der Tod Jesu eine beschlossene Sache war.

Ehe die Ratsherrn auseinandergingen, nahm Hannas noch einmal das Wort und führte aus, dass die Verhaftung vorgenommen werden müsse, ehe die galiläische Pilgerkarawane eingetroffen sei. In keinem Falle dürfe man Jesus auf dem Festplatz verhaften. Das könne einen Aufruhr geben. Man möge es ihm und dem Tempelhauptmann überlassen, eine günstige Gelegenheit zu finden.

Die Ratsherren waren einverstanden und gingen befriedigt auseinander.

Zweites Kapitel.

So oft in diesen Tagen Jesus den Tempelplatz betrat, schien die ganze Festgemeinde auf ihn zu warten. Der Strom der Pilger schwoll täglich an; täglich wuchs der Hörerkreis, der sich um Jesus sammelte. Auffallend war bei diesem Fest die grosse Zahl der Pilger aus der Diaspora.

Von Ägypten bis Kleinasien, von Arabien bis Kyrene, von Babylonien bis Rom war kein Land, das nicht seine Pilger zum Fest entsendet hätte. Wenn man über die Höfe und durch die Hallen schritt, schwirrten alle Dialekte der Diaspora am Ohr vorüber. Man hörte kaum weniger griechisch als aramäisch sprechen.

Auch am Tage nach der Tempelreinigung kam Jesus mit den Jüngern in die Stadt und blieb nach dem Morgenopfer im Heiligtum zurück. Er sass auf der Treppe des Wassertores, wo er den Marktplatz vor sich hatte.

Zur Seite der Treppe stand der Opferstock. Jesus betrachtete die Leute, die das Heiligtum verliessen und Geld einwarfen. Da fiel sein Auge auf eine arme Frau in Witwenkleidern. Aus dem Schleier bewegte sich eine zitternde Hand nach dem Mund des Opferstockes und warf zwei Scherflein ein. Jesus wandte sich zu den Jüngern um:

„Ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr als alle eingelegt. Sie alle haben von ihrem Überfluss gegeben. Sie aber hat in ihrer Armut alles gegeben, was sie hatte."

Die Jünger wunderten sich, dass Jesus noch Gedanken für eine arme Witwe hatte, während er rings von Gefahr umlauert war. Doch ihre Befürchtungen waren grundlos. Weder Späher noch Häscher liessen sich sehen. Nur dann und wann kamen Ratsherrn vorüber, blieben eine Zeit lang stehen und gingen weiter.

Auch heute blieb nach dem Morgenopfer eine grosse Zahl von Pilgern auf dem Platz zurück, die Jesus hören wollten. Es bedurfte einiger Zeit, bis die Besucher des Gottesdienstes sich soweit verlaufen hatten, dass Jesus sich ungestört den Pilgern widmen konnte. Freunde und Anhänger begrüssten ihn. Die Jünger hatten alle Mühe, Zudringliche, die ihre Neugier nur befriedigen wollten, von ihm fern zu halten.

Unter anderen traten zwei Griechen, die aufs Fest gekommen waren, an Philippus heran. Sie seien aus der Dekapolis und mit Simon und Andreas bekannt, dessen Fischereigeschäft sie übernommen hätten. Sie möchten gern Jesus sehen und mit ihm sprechen. Es seien viel Griechen auf dem Fest, aus den Freistädten und von allen Küsten des Mittelmeers, lauter Proselyten, die den Gott Israels fürchten. Ob nicht Jesus ihre Synagoge in der Stadt besuchen wolle. Wenn er unter seinem Volk seines Lebens nicht mehr sicher sei, täte er doch besser, in die

Diaspora zu gehen, wo er mit offnen Armen aufgenommen werden würde.

Philippus sagte, er wolle mit Andreas sprechen und ihnen Antwort bringen.

Andreas empfahl die Leute. Beide gingen zu Jesus hin.

Jesus hörte sie an. Für Augenblicke stand das Bild einer Wanderung durch die Griechenstädte ihm vor Augen. Sollte er noch in letzter Stunde seinem Volk den Rücken kehren? Des Versuchers Stimme fand keinen Wiederhall in ihm. Er gehörte seinem Volk und wollte mit ihm leben oder an ihm sterben. Er antwortete den beiden:

„Sagt diesen Männern: Die Zeit ist da, dass der Mensch erhöht wird. Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es ein einzeln Korn; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren; wer sein Leben hasst in dieser Welt, wird es bewahren für das ewige Leben. Wer mir dienen will, der folge mir; und wo ich bin, soll mein Diener sein. Wer mir dient, den wird mein Vater ehren; und wenn ich erhöht bin, werde ich alle Menschen zu mir ziehen. Denn wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, so muss der Mensch erhöht werden, damit alle, die an ihn glauben, ewiges Leben haben."

Während des Gesprächs waren einige Ratsherren vorübergegangen und stehen geblieben. Die letzten Worte reizten sie, mit Jesus anzubinden:

„Wir haben aus dem Gesetz gehört, dass der Messias ewig bleibt. Wie kannst du sagen, dass der

Mensch erhöht werden muss? Wer ist *der Mensch*, von dem du redest?" — Jesus erwiderte:

„Wenn ihr den Menschen erhöht haben werdet, werdet ihr sehen, dass ich es bin. Nur noch kurze Zeit bin ich bei euch, dann gehe ich zu dem, der mich gesandt hat. Ihr werdet mich suchen und nicht finden; und wo ich bin, könnt ihr nicht hinkommen."

Andere Ratsherren waren dazugetreten:

„Wo will er hingehen, dass wir ihn nicht finden können? Will er in die Diaspora gehen und die Griechen lehren?"

„Er will sich selbst töten, und hingehen, wo wir nicht hinkönnen," höhnte ein Sadduzäer.

Da erhob sich Jesus voll Zorn und redete den Ratsherren ins Gewissen:

„Ihr seid von unten; ich bin von oben. Ihr seid von dieser Welt; ich bin nicht von dieser Welt. Wenn ihr nicht glaubt, dass ich es bin, werdet ihr in euren Sünden sterben."

„Wer bist du denn?" unterbrachen ihn die Ratsherren.

„Das, was ich euch von Anfang an sage.

„Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben. Der Tag hat nur zwölf Stunden. Wer am Tag wandelt, stösst sich nicht, weil er das Licht der Welt sieht; wer bei Nacht wandelt, stösst sich, weil kein Licht in ihr ist. Wirket, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. Nur kurze Zeit noch ist das Licht bei euch. Wandelt im Licht, solange ihr es habt, dass

euch die Finsternis nicht überfalle. Glaubet an das Licht, damit ihr Söhne des Lichts werdet.

„Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat. Und wer mich sieht, sieht nicht mich, sondern meinen Vater. Wer meine Worte hört und hält sie nicht, den richte ich nicht; denn ich bin nicht gekommen, um zu richten, sondern um zu retten. Wer mich fragt, und meine Worte nicht annimmt, der hat schon seinen Richter; das Wort, das ich rede, richtet ihn. Denn ich rede nicht von mir selbst, sondern der Vater, der mich gesandt hat, heisst mich, was ich reden soll.

„Ihr richtet nach dem Schein; ich richte niemand. Wenn ich aber richte, so ist mein Urteil recht. Viel hätte ich an euch zu richten; aber ich sage nur, was ich von dem, der mich gesandt hat, höre, und sage nichts von mir, sondern wie es mich der Vater lehrt. Und der mich gesandt hat, ist mit mir, und lässt mich nicht allein; denn ich tue allezeit, was ihm gefällt."

Die Ratsherrn fielen ihm in die Rede:

„Du zeugst über dich selbst, dein Zeugnis ist nicht wahr."

„Auch wenn ich über mich selbst zeuge, ist mein Zeugnis wahr. Wäre nur ich mein Zeuge, brauchte mein Zeugnis nicht zu gelten. Doch ein anderer hat für mich gezeugt, und ihr wisst, dass sein Zeugnis von mir wahr ist. Ihr habt zu Johannes gesandt. Ich brauche zwar keines Menschen Zeugnis, doch ich rede davon, um euch zu retten. Er war *die brennende Fackel* und *der Morgenstern*, und bis zur Stunde seid ihr geblendet von seinem Licht. Ich habe aber

noch ein grösseres Zeugnis als Johannes. Die Werke, die ich tue, zeugen von mir, dass der Vater mich gesandt hat. Steht nicht in eurem Gesetz geschrieben, dass das Zeugnis zweier gilt? Johannes ist mein Zeuge, und der Vater zeugt für mich."

Höhnisch unterbrachen ihn die Ratsherrn:

„Wo ist dein Vater?"

Die Anspielung auf die Lüge, dass er ein Bastard sei, war ihnen nicht zu niedrig, um sich dem Ernst seiner Worte zu entziehen.

„Ihr kennt weder mich noch meinen Vater," antwortete Jesus kurz und brach die Rede ab.

Die Hörermenge war schon unruhig geworden. Da die Ratsherrn nicht mit den Pilgern zusammenstossen wollten, zogen sie sich zurück.

Jesus liess sich nieder. Die Hörer setzten sich in dichten Reihen um ihn her. Als es still geworden war, nahm er die Schriftrolle, die ihm Matthäus reichte, und schlug das fünfte Kapitel des Propheten Jesaias auf. Dann liess er den Jünger lesen:

„Wohlan, ich will von meinem Freunde singen, meines Freundes Lied von seinem Weinberg. Mein Freund hatte einen Weinberg in einer fetten Lage, und er behackte und entsteinte ihn und bepflanzte ihn mit Edelreben. Er baute einen Wachtturm hinein und hieb eine Kelter darin aus und wartete, dass er Trauben brächte. Aber er brachte Herlinge. Nun richtet, ihr Bürger von Jerusalem und ihr Männer Judas, zwischen mir und meinem Weinberg."

Matthäus hielt inne und blickte zum Meister auf. Jesus hiess ihn weiter lesen, bis zu dem Verse, wo es heisst:

„Des Herrn Zebaoth Weinberg ist das Haus Israel und die Männer Judas sind seine Edelreben."

Matthäus rollte das Buch zusammen. Jesus begann:

„Auch ich will euch ein Lied vom Weinberg sagen: Es pflanzte einer einen Weinberg, machte einen Zaun darum, grub eine Kelter, baute einen Turm und verdingte ihn an Weingärtner. Dann zog er fort. Zur Zeit der Ernte sandte er einen Knecht an die Weingärtner, um seinen Anteil von den Früchten des Weinbergs zu empfangen. Die nahmen ihn, schlugen ihn und sandten ihn leer zurück. Da sandte er einen anderen Knecht, aber auch den schlugen und beschimpften sie. Am Ende sandte er seinen Sohn zu ihnen und sagte: Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen. Die Weingärtner sagten sich: Das ist der Erbe. Kommt, lasst uns ihn töten, so wird das Erbe unser sein. Und sie nahmen ihn, schlugen ihn tot und warfen ihn zum Weinberg hinaus."

Es war Jesus nicht entgangen, dass, während er sprach, die Ratsherrn zurückgekommen waren und hinter seinem Rücken standen. Er beachtete sie nicht und fuhr fort:

„Wenn nun der Herr des Weinbergs kommt, was wird er mit den Weingärtnern tun?"

Aus dem Hörerkreis rief man ihm zu:

„Er wird die Übeltäter umbringen und seinen Weinberg andern austun."

„Ihr habt recht," antwortete Jesus, „er wird es machen wie jener Fürst, der in ein fernes Land zog, um sich eine Krone zu holen. Seine Bürger aber hassten ihn und schickten Gesandte hinter ihm drein

mit der Botschaft: Wir wollen den nicht zum König haben. Als er nun doch die Krone erhalten hatte und zurückkam, schickte er sein Heer aus und zündete ihre Stadt an. Meine Feinde aber, befahl er, die mich nicht zum König über sich haben wollten, bringt her und macht sie vor mir nieder."

Da traten die Ratsherrn vor und fragten, was er damit meine. Er antwortete:

„Kennt ihr die Schrift nicht, wo es heisst:
Der Stein, den die Bauleute verworfen haben,
Ist zum Eckstein geworden;
Vom Herrn ist er gekommen,
Und er ist wunderbar in unseren Augen?

„Darum sage ich euch: Das Reich wird euch genommen und einem Volk gegeben werden, das Früchte bringt."

Die Ratsherrn gerieten ausser sich vor Wut. Als sie aber Miene machten, sich an Jesus zu vergreifen, erhoben sich die Pilger, drängten sie von den Stufen weg und nahmen eine so drohende Haltung an, dass die Herren vorzogen, das Feld zu räumen.

Sie eilten in den Sanhedrin, um den Erzpriestern von dem Vorfall Mitteilung zu machen. Hannas nahm ihren Bericht sehr ungnädig auf. Er habe doch gesagt, dass man Jesus in Ruhe lassen solle. Er verbäte sich, dass sie das Volk aufreizten. Im Gegenteil müsse man alles tun, um Jesus in Sicherheit zu wiegen.

Als Jesus gegen Mittag aufbrach, strahlte die Frühlingssonne auf das Heiligtum herab. Der goldene Weinstock über der Tür des Tempelhauses brannte

wie Feuer. Die erzenen Schilde an den Wänden der Vorhöfe glänzten und funkelten. Die breiten Flächen der hohen Kalksteinwände, die Gesimse der ragenden Pylone, die schlanken Monolithe der Säulenhallen glühten von warmem Licht. Ein Schimmer überirdischer Herrlichkeit war über den Gottespalast ausgegossen. Die Jünger, denen sich zum ersten Mal die Schönheit der imposanten Bauten zu offenbaren schien, brachen unwillkürlich in Rufe der Bewunderung aus. Judas hielt Jesus am Arme fest und sagte:

„Meister, sieh, was das für Steine und für Bauten sind."

Jesus stand still. Sein Auge ruhte auf dem Glanz des Gotteshauses, das sein Ahnherr einst gegründet hatte. Dann wandte er sich ab und sagte in schmerzlicher Bewegung:

„Es werden Tage kommen, wo von allem, das ihr seht, nicht ein Stein auf dem anderen bleiben wird."

Judas sah den Meister mit starren Augen an. Eine dunkle Röte überflog sein Antlitz. Als sie das Tunneltor betraten, blieb er wie von ungefähr zurück, stellte den Fuss auf den Prellstein und band die Riemen seiner Sandalen fest.

Jesus sah sich nach ihm um.

Am Ausgang des Tunnels wartete man auf ihn. Er kam nicht. So machte man sich ohne ihn auf den Weg.

Vor der Stadt entliess Jesus die andern Jünger und behielt nur Simon und Andreas und die Zebedäussöhne bei sich. Sie gingen den Talweg und stiegen zum Ölberg an. An der Pforte von Gethsemane trat Jesus in den Garten. Wie sie durch den Weinberg gehen, bleibt Simon plötzlich stehen:

„Meister, sieh den Baum."

Sie standen vor dem Feigenbaum, der Jesus so wert gewesen war. Er war verdorrt. Simon erinnerte sich des Gleichnisses, das Jesus am Laubhüttenfest an diesen Feigenbaum geknüpft hatte. Es dünkte ihm ein böses Omen, dass der Baum verdorrt war.

Jesus wehrte ab.

„Habt Glauben an Gott," sagte er kurz.

Dann liess er sich unter den Zypressen nieder und sass lange, versunken in den Anblick der Stadt, die drüben im Sonnenglanze lag.

Er hatte die Arme vor sich hingestreckt. Jetzt stützte er sie auf die Kniee und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Als er das Haupt erhob, sahen die Jünger, dass er geweint hatte. Er fing an von der Stadt zu reden und sprach zu ihr, als spräche er zu einem Freunde:

„Ach, dass du erkannt hättest, was zu deinem Frieden ist, nun aber ist es verhüllt vor deinen Augen. Es werden Tage kommen, da deine Feinde dich umzingeln und dich von allen Seiten bedrängen werden und dich dem Boden gleichmachen, darum, dass du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast."

Die Jünger schwiegen, als sie ihren Herrn so ergriffen sahen. Endlich nahm Simon das Wort:

„Sage uns, wann wird das sein? Und was wird das Zeichen sein, wenn das in Erfüllung geht?"

Jesus richtete sich auf:

„Seht zu, dass euch niemand irre führe; denn es werden viele kommen und sagen: die Zeit ist da; lauft ihnen nicht nach. Wenn ihr von Kriegen und Aufständen hört, so lasst euch nicht erschrecken.

Wenn ihr aber Jerusalem von Heerlagern umgeben seht, so wisst, dass seine Verwüstung vor der Tür ist. Wer dann in Judäa ist, fliehe auf die Berge. Wer auf dem Dache ist, steige nicht herab, seine Sachen aus dem Haus zu holen; wer auf dem Felde ist, wende sich nicht um, seinen Mantel aufzuheben. Betet aber, dass eure Flucht nicht in den Winter falle oder auf den Sabbat. Ach über die Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen. Denn eine schwere Drangsal wird über das Land kommen und ein Zorngericht über das Volk. Sie werden durch die Schneide des Schwertes fallen und gefangen geführt werden überall hin, und Jerusalem wird zertreten werden von den Völkern, bis die Zeiten der Völker vorüber sind. Volk wird sich wider Volk erheben, und Reich wider Reich. Es wird Erdbeben geben hin und her und Hungersnöte. Das alles muss geschehen, aber es ist noch nicht das Ende. Denn zuvor muss die Botschaft vom Reich verkündigt werden unter allen Völkern. Dann erst kommt das Ende."

Die Jünger waren durch die Worte, die Jesus auf dem Tempelplatz gesprochen hatte, auf solche Gedanken über das künftige Geschick der Stadt schon vorbereitet. So machten die Schrecken der Flucht, die der Meister für die Seinen kommen sah, und die Verheissung ihrer Rettung mehr Eindruck auf sie als das Unglück der Nation. Sie waren nicht einmal verwundert, dass die Stadt von den Heiden zertreten werden solle. Wie oft schon war davon gesprochen worden, dass sich Judäa eines Tages wider Rom erheben und einen Kampf auf Tod und Leben führen würde. Früher hatten ihre Herzen mit den Eiferern geschlagen. Mit

Zeloten und Sikariern hatten sie alles Heil von dem grossen Befreiungskrieg erwartet. Inzwischen hatten sie gelernt, dass das Priesterregiment noch härter als die Römerherrschaft, dass ein Kaiphas noch gewalttätiger als ein Pilatus sein konnte. Sie hegten keine feindlichen Gefühle mehr gegen Rom, aber die böse Stadt hatte ihr Los verdient.

Zu ihrer eigenen Verwunderung war trotz allem, was sie dem Meister nachempfanden, etwas wie ein Gefühl von Beruhigung über sie gekommen, als hätten sie endlich wieder festen Boden unter ihren Füssen. Mochten auch Gefahren drohen, man konnte ihnen ins Auge sehen. Man schwebte nicht mehr in der Luft und hatte wieder eine Zukunft vor sich.

Wie anders hatte Jesus noch im Winter in Jericho gesprochen. Da sollte das Gericht wie ein Dieb in der Nacht hereinbrechen. Wie die Wasserflut in den Tagen Noahs, wie der Feuerregen zur Zeit Lots sollte der Tag des Menschen kommen. Seit jener Nacht hatte sie das Grauen vor dem Anbruch des Gerichtes wie ein Gespenst verfolgt. Immer nur warten, ohne etwas tun zu können; immer nur wachen, ohne zu wissen, ob dem Heute noch ein Morgen folgen werde: wer konnte auf die Dauer das ertragen? Eine Last fiel ihnen von der Seele. Nun wussten sie doch endlich, woran sie waren; sie konnten sich wieder schlafen legen, ohne die Furcht, am Tag des Menschen zu erwachen, ohne die Angst, vielleicht mitten in der Nacht durch die Posaune des Gerichts geweckt zu werden.

So dachten sie und merkten nichts davon, dass der Tag des Menschen schon angebrochen war.

Während Jesus mit den Jüngern im Garten war, hatten sich in Beth Hanna einige Frauen und Mädchen eingefunden, die seit dem Laubhüttenfest im Hause Salomes verkehrten und zu den wenigen Anhängerinnen Jesu in der Stadt gehörten. Alle beschäftigte die Sorge um das Leben und die Sicherheit des Meisters. Zu dem Kreise gehörte auch eine junge Galiläerin, die im Haus des Statthalters Pilatus diente. Sie erzählte, dass ihre Herrin, wie viele edle Römerinnen, dem Glauben Israels zugetan und nur um ihres Gatten willen nicht Proselytin geworden sei. Doch rühmte sie auch ihren Herrn. Er liebe zwar das Volk der Juden nicht und verachte die Hohenpriester, aber er sei gut gegen seine Frau und seine Leute. Wenn eine Klage wider Jesus vor ihn käme, würde er auf Kaiphas gewiss nicht hören. Auch Salome glaubte, dass alles an Kaiphas und Hannas hinge. Sie war seit ihrer Jugend mit der Frau des Kaiphas befreundet, hatte sie auch später noch bei jedem Fest besucht und war, seit sie wieder in Beth Hanna lebte, oft bei ihr aus und eingegangen. Kaiphas selbst hatte sie seitdem nicht mehr gesehen. Sie erzählte aber, dass der Hohepriester an ihrem Sohn Johannes, als er noch ein Knabe war, besonderes Gefallen gehabt habe. Unter dem Gespräch kam Salome auf den Gedanken, ob sie nicht ihre Freundin aufsuchen und für Jesus ein Wort bei ihr einlegen solle. Während sie davon sprachen, trat Jesus mit den Jüngern ein. Salome nahm Johannes beiseite und legte ihm ihre Absicht dar. Johannes sprach mit Jesus. Er sagte weder ja noch nein. Sie möge tun, was Gott sie heisse.

So ging sie am Nachmittag mit Johannes zum

hohenpriesterlichen Palast hinauf. Während des Besuchs wartete Johannes bei dem Pförtner, der ein heimlicher Anhänger Jesu war.

Nach einer halben Stunde kam Salome herunter. Sie war freundlich aufgenommen worden. Als sie aber das Gespräch auf Jesus bringen wollte, war die Frau des Hohenpriesters ausgewichen, sodass Salome verschmähte, darauf zurückzukommen. Als Bittstellerin wollte sie nicht erscheinen. Gleichwohl war sie froh, wenn auch vergeblich, ihren Vorsatz ausgeführt zu haben.

Drittes Kapitel.

Als Jesus und die Jünger um die Mittagszeit den Tempelplatz verlassen hatten, war Judas am Eingang des Tunneltors zurückgeblieben. Jetzt stand er, in sich versunken, in der prallen Sonne auf dem Platz und starrte vor sich hin. Die Leute, die vorüberkamen, sahen sich verwundert nach ihm um. Er bemerkte es, presste den Kopf in beide Hände und ging mit schleppenden Schritten dem Wassertor zu. Wie er den Fuss auf die Stufen setzen will, strauchelt er und sinkt auf die Treppe nieder. Ein Fieberschauer schüttelt ihn. Er drückt die Stirn an den kalten Stein. Wer ihn da liegen sah, wie er sich auf den Stufen wand und krümmte, hätte ihn für einen Epileptischen gehalten, nicht für den einstigen Sikarier, dessen elastische Gestalt jedermann aufgefallen war.

Von den Zwölf trug er immer den Kopf am freisten auf den Schultern. Noch diesen Morgen im Jubel des Einzugs und bei der Jagd auf das Krämervolk war er ganz in seinem Element gewesen. So manchen Händler hatte er am Genick gepackt. Als ein grossmäuliger Wechsler nicht von der Stelle weichen wollte, hatte er seinem Tisch einen Tritt gegeben, dass die Schalen herunterstürzten und die Goldmünzen über die Platten des Marktes rollten. Wer hätte

ihn anders heute gesehen, als mit feurigen Augen um sich spähend, im Gedränge bald hier bald dorthin fahrend, ob sich Späher oder Häscher zeigen wollten.

Beharrlich hatte Judas bisher alles von sich weggeschoben, was einen schlimmen Ausgang ahnen liess, und immer nur auf das gehört, was seine Träume und Leidenschaften nährte: „Er wird die Übeltäter umbringen" ... „Meine Feinde, die mich nicht zum König haben wollten, bringt her und macht sie vor mir nieder ...." Wie hatte sein Herz bei solchen Worten aufgejubelt. Doch die Gewaltsamkeit, mit der er sich in seine Siegeszuversicht hineingesteigert und alle Wirklichkeit überflogen hatte, rächte sich. Eines Tages musste der künstliche Bau zusammenbrechen.

„Kein Stein wird auf dem andern bleiben" ... Bei diesen Worten war der Einsturz in seinem Inneren erfolgt. Zerschmettert lag er unter den Trümmern seiner Illusionen. In dem Krampf seiner Selbstaufpeitschung lachte er bitter auf.

... So hatte Jesus also doch einen Turm zu bauen angefangen und konnte ihn nicht vollenden. Er rückte mit zehntausend gegen zwanzigtausend an und bat um Frieden. Statt das Gesindel von Erzpriestern und Ratsherren aus dem Heiligtum zu jagen, führte er mit Ochsen und Schafen Krieg. Statt die Römer aus der Burg zu werfen, disputierte er mit Schriftgelehrten... Will er den Sanhedrin mit der Zunge stürzen? Mit Wortgefechten römischen Legionen trotzen? ... Will er mit Güte Schlachten schlagen? Mit Menschenliebe Völker unter seine Füsse treten? ... Macht bleibt Macht,

so lange man die Welt nicht aus den Angeln hebt. .... Mag er der nächste am Herzen Gottes sein: die Welt wird ihm den Rücken kehren .... Mag er hundertmal einen Kaiphas und tausendmal einen Cäsar an Seelengrösse überragen, wer Gewalt verschmäht, wird niemals zu den Höhen steigen, wo die Throne der Weltbeherrscher stehen. Ruhmlos, verachtet, wird er zu Grunde gehen und wie ein toter Hund begraben werden ....

Dachte er selbst das alles, oder dachte es in ihm?

Die Sonne stand hoch. Der Scheitel brannte ihm. Er hatte sich sein Kopftuch abgerissen und zerbiss es mit den Zähnen.

Der Tempelmarkt war leer. Alles war in die Stadt gegangen. Nur hinter ihm schlürfte noch etwas auf der Treppe. Ein Greis, der mit dem Stock in den Fugen der Stufen störte. Eine heisere Stimme sprach mit sich selbst. Er erkannte den Wechsler, dessen Tisch er gestern umgestürzt hatte. Sein Verlust konnte nicht gross gewesen sein. Die Pilger hatten zu viel Achtung vor fremdem Gut. Sie hatten die rollenden Münzen aufgefangen und ihm zurückgegeben. Mit zitternden Fingern hatte er das Geld in seinen Beutel hineingezählt und war befriedigt fortgegangen. Hatte doch ein Stück gefehlt, als er zu Haus die Rechnung machte? Die Flamme, die in den Augen des Greises brannte, der irre Blick, der in die Löcher des Pflasters stierte, wirkten ernüchternd auf Judas ein.

Er blickte um sich und sah in der Treppenfuge etwas glänzen. Mit dem Finger grub er ein Gold-

stück aus und warf es verächtlich dem Greise hin. Wie ein Wolf stürzte der Wechsler sich darüber her, führte das Goldstück an den Mund und liess nicht ab, es inbrünstig zu küssen.

Judas wandte sich geekelt ab und stieg die Stufen zum Wassertor hinauf.

Als er an der Wachtstube vorüber kam, stand der Hauptmann des Tempels an den Pfosten gelehnt und sprach hinein:

„Ihr könnt ein gut Stück Geld verdienen; der Sanhedrin hat eine Belohnung von dreissig Silberlingen ausgesetzt, wenn jemand hilft, den Nazoräer einzubringen."

Judas blieb hinter einem Pfeiler stehen.

„Da seht euch nur vor," liess sich von drinnen eine Stimme hören, „der geht nicht ohne seine Leibwache aus. Sikarier sind's, denen der Dolch leicht aus der Scheide fährt."

„Dreissig Silberlinge," sagte der Hauptmann, „sind ein gutes Geld für euer einen. Wenn man nur wüsste, wo er die Nacht zubringt, könnte man das Nest ausheben, und ihr hättet den Lohn verdient."

Judas Rechte fuhr nach dem Heft seines Schwertes, das er unter dem Mantel trug. Am liebsten hätte er es dem Schuft gleich in die Rippen gerannt, so empörte ihn die Tücke des Priesterknechts.

Er ging über den Frauenhof nach dem Obertor und stieg die Stufen zum Vorhof Israels hinauf. An der Schranke des Altarraums sank er nieder, um zu beten.

Das Fieber war gewichen. Der Wirbelsturm in seinem Hirn hatte sich ausgetobt. Nur eine grosse

Schwäche war zurückgeblieben. Er fing an sich zu bemitleiden. Hatte er nicht von allen den Meister am heissesten geliebt? Was gab es, das er nicht für ihn geopfert hätte? ....

.... War doch noch eine Rettung möglich? .... Und wenn es wider seinen Willen wäre? ....

.... Sobald die Pilgerkarawane aus Galiläa eingetroffen war, bedurfte es nur eines Winks, um Tausende um ihn zu scharen, nur einer einzigen entschlossenen Tat, um jeden Widerstand zu brechen ...

... Wenn ihm der Wille fehlte, musste ein andrer für ihn wollen; wenn er zurückbebte vor der Tat, die Dinge ohne ihn ins Rollen bringen. .... War er der Messias, dann brauchte er das Volk nicht länger hinzuhalten. War er es nicht, warum es länger auf die Folter spannen? ... Spielte er nur mit dem Sanhedrin? ... Oder hatte er sich aufgegeben? ....

... „Ehe ich handle, muss ich wissen, woran ich mit dem Meister bin“....

Judas erhob sich vom Gebet. Der Gott Israels hatte ihn erhört. Er hatte das Schicksal seines Gesalbten in seine Hand gelegt.

Erst jetzt dachte er daran, dass er mittags in Bethanien erwartet wurde. Lazarus und die Schwestern hatten Jesus mit den Zwölf zum Mahl geladen. Wenn er eilte, konnte er noch zu rechter Zeit draussen sein.

Als die Jünger nach Bethanien kamen, brachten sie den Freunden gute Nachricht mit. Alles war besser heut verlaufen, als man gefürchtet hatte.

Judas trat bald nach den Jüngern ein. Simon sagte eben zu den Schwestern, der Sanhedrin habe die Sache aufgegeben; nicht einmal das Marktrecht hätten sie behauptet. Martha war erfreut. Maria blieb ernst und still. Sie wandte sich an Judas. Im Gegensatz zu Simon übertrieb er die Gefahr. Maria hörte ihn gelassen an. Judas empfand die Ruhe ihres Wesens als Unerschrockenheit. Er glaubte, dass sie ganz an seiner Seite sei. Wenn niemand ihn begreifen würde, sie würde ihn verstehen.

Jesus trat mit Lazarus ins Zimmer. Die Männer setzten sich zu Tisch. Es war nicht Sitte, dass die Frauen am Mahle teilnahmen; sie bedienten ihre Gäste.

Als die Speisen aufgetragen waren, ging Maria hinaus und kam mit einem Salbengefäss zurück. Sie trat hinter den Sitz Jesu, brach die Flasche auf und goss das Salböl über sein Haupt, dass es auf seinen Leib herabfloss und den ganzen Raum mit Wohlgeruch erfüllte.

Ein Blick des Dankes lohnte ihr.

Die Jünger sahen sich verdrossen an. Es missfiel ihnen, dass ihr Meister hier im Haus so üppige Sitten duldete. Dass ihr Herr nicht ihres Standes und als Sohn des Königshauses nicht unempfindlich für Sitte und Geschmack des Reichtums war, hatten sie längst vergessen oder nie daran gedacht. Sie taten recht. Die unbegrenzte Ehrfurcht, die sie vor ihm hegten, hatte nichts mit seinem Stand zu tun. Er konnte arm mit den Armen und reich mit den Reichen sein. Seine Hoheit lag jenseits von Überfluss und Mangel.

Während die andern ihren Ärger unterdrückten,

gab unerwartet Judas ihrer Stimmung Ausdruck.

„Wozu diese Vergeudung?" fuhr er brüsk heraus. „Man hätte das teuer verkaufen und den Armen geben können."

Wenn einer von den Jüngern ein Recht hatte, der Armen zu gedenken, war er es, der sich so manches selbst entzog, um es den Armen zuzuwenden. Und doch war etwas im Ton seiner Stimme, das mit den Worten nicht zusammenklang.

Jesus wandte sich um und fing einen Blick des Hasses auf, den Judas auf Maria warf. Er sah hinweg und sagte zu den andern:

„Lasst sie, was verletzt ihr sie? Sie hat ein schönes Werk an mir getan. Arme habt ihr allezeit bei euch: mich habt ihr nicht allezeit bei euch. Was sie tat, hat sie getan, um im voraus meinen Leib zu salben zum Begräbnis."

Die Jünger hörten über die letzten Worte hin. Für Judas waren sie die Antwort auf eine Schicksalsfrage. Als Maria zwischen ihm und Jesus stand, zeriss etwas in seinem Herzen.

Während man zu Tisch sass, war ein schweres Gewitter aufgezogen. Die Schwestern überredeten Jesus, nicht in die Stadt zu gehen.

Nach dem Mahl verliess Judas unbemerkt das Haus. Vor dem Dorf beschleunigte er seine Schritte. Über den Ölbergsattel blies ein scharfer Wind. Er zog den Mantel fester. Auf dem Abstieg geriet er oft aus dem betretenen Weg in steiniges Geröll. Als er den Garten Gethsemane zur Seite hatte, stürzte er über ein Felsstück hin und schürfte sich die Haut.

Er sprang auf und eilte weiter. Im Gehen sprach er laut mit sich selbst und lachte bitter auf:

...„Ein schönes Werk... seinen Leib zu salben zum Begräbnis..."

Sein Hirn arbeitete, als ob es ihm die Stirn zersprengen wollte.

...Wenn es zum Prozesse kam... und dahin musste er es bringen... blieben nur zwei Möglichkeiten... Entweder er zerriss den Schleier und bekannte sich als Messias... oder er leugnete und gab sich auf. War es ein Unrecht, ihn zu zwingen, sich endlich auszusprechen?... Er war es seinen Jüngern, war es dem Volk schuldig, das von ihm hoffte, dass er Israel erlösen würde... War er der Messias? War er es nicht? Niemand wusste es bis zu dieser Stunde, als er selbst.... Würde er leugnen, brauchte sich seinetwegen niemand zu besorgen. Kaiphas konnte ihn ruhig laufen lassen, in wenig Tagen war er ein vergessener Mann... Würde er sich aber zum Messias Israels bekennen, dann stand er, Judas, für alles andere ein. Dann hatte er das Stichwort und die Losung, um Sikarier und Zeloten, um das ganze Pilgervolk zu seiner Befreiung aufzurufen. Dann wehe dem Sanhedrin! Wehe den Römern in der Burg!... Nach dem geltenden Recht musste im Falle einer Verurteilung zum Tode ein Tag zwischen Urteilsspruch und Hinrichtung vergehen, Zeit genug, um die ganze Pilgermasse in ein Heer von Racheengeln zu verwandeln....

Judas jauchzte, dass es von der Wand des Tales wiederhallte. Unerschrocken dachte er seinen Plan zu Ende.

... Das Messiasbekenntnis konnte Jesus den Hals nicht kosten. Wer sich ohne legitimes Recht, oder ohne das Zeug dazu zu haben, für den Messias ausgab, war ein Narr, kein Verbrecher. Das Gesetz kannte keine Todesstrafe für solchen Fall ... Wenn aber das Schlimmste zum Schlimmen kam, und Jesus dennoch das Opfer eines Justizmordes wurde, auch dann noch war die Sache nicht verloren ... Der Name des Märtyrers würde zum Schibboleth der Freiheit werden. Dann hätte er dem Toten einen Triumph verschafft, den sich der Lebende nicht von den Sternen reissen wollte ...

Als dieser dämonische Gedanke in Judas Seele fiel, kam eine grosse Ruhe über ihn. Die Sache stand ihm über der Person. Der Einzelne, er sei, wer er wolle, musste der Idee geopfert werden ...

Mit jedem Schritt zog er die Schlinge, die ihm um den Hals lag, fester.

... Was geschehen musste, musste bald geschehen. Heute noch musste er die Fäden in die Hand bekommen ... Der Sanhedrin würde versuchen, noch vor dem Fest, ehe die Masse des Pilgervolks beisammen war, Jesus aus dem Weg zu räumen ... Sollte sein Plan gelingen, musste die Verhaftung bis zum ersten Tag des Festes hinausgezögert werden ... Wollte er sicher gehen, blieb kein andrer Weg, als dass er sich selbst zum Opfer brachte und zum Schein die Rolle des Verräters spielte ...

Das Quelltor, der Siloateich, die Gassen der Davidsstadt flogen an ihm vorüber. Als er das Tunneltor im Rücken hatte, war sein Entschluss gefasst.

Er schritt die Treppe zum Wassertor hinauf. Der

Tempelhauptmann stand an der Tür des Wachtlokals. Rasch sich wendend, tritt er auf ihn zu:

„Ich weiss einen, der sich die dreissig Silberlinge verdienen möchte, die auf die Verhaftung des Nazoräers ausgesetzt sind."

„Was weisst du von ihm?"

„Führe mich zum Hohenpriester, ihm werde ich es sagen."

Der Hauptmann betrachtete sich den Mann, dessen Augen wie Kohlen glühten. Da flüsterte ein Levit von der Wache ihm ins Ohr:

„Das ist von seinen Jüngern einer."

Der Hauptmann hiess Judas mit ihm gehen. Judas folgte ihm durch den Frauenvorhof und den Vorhof Israels an der Schranke des Altarraums entlang zum Sanhedrin.

Die Priester rüsteten schon das Abendopfer. Die Erzpriester waren im Sanhedrin versammelt.

Der Hauptmann geht hinein und ruft Hannas auf die Seite.

„Da ist einer von den Jüngern des Nazoräers. Er will die Hand dazu bieten, dass man ihn festnehmen kann."

Hannas lässt Judas hereinrufen.

„Wer bist du?"

„Das tut nichts zur Sache."

„Was ist dein Begehr?"

„Ich will ihn euch ausliefern."

„Was kannst du dazu tun?"

„Ich weiss, wo er sich aufhält; ich bin um ihn bei Tag und Nacht."

Er hält dem scharfen prüfenden Blick aus halbgeschlossenem Auge stand.

Hannas lässt ihn stehen, geht zu den Erzpriestern hinüber, spricht mit ihnen und kommt zurück.

„Wann kannst du ihn einbringen? Es muss noch vor dem Fest sein. Und ohne Aufsehen zu erregen."

Judas zögert, als müsse er sich erst bedenken.

„Es sind noch zwei Tage bis zum Fest. Man muss sehen, was sich tun lässt. Ihn mitten aus der Menge herausholen, geht nicht an. Draussen hat er seine Jünger um sich, die bewaffnet sind. Sie werden ihn mit ihren Leibern decken. Die Gelegenheit muss abgewartet werden. Weist eure Knechte und die Wache an, dass sie mit mir gehen, wenn ich sie rufe; sei es auch mitten in der Nacht. Ich mache zur Bedingung, dass inzwischen nichts geschieht."

„Sprich mit dem Hauptmann," sagt Hannas.

Eben tritt Kaiphas ein. Hannas geht ihm entgegen. Sie reden leise mit einander. Kaiphas blickt nach Judas hinüber, der mit dem Hauptmann spricht.

„Man muss verhüten, dass es ihm leid wird. Gib ihm im voraus seinen Lohn."

Hannas heisst den Schatzmeister dreissig Silberlinge aus der Tempelkasse holen und in einen Beutel tun. Kaiphas und Hannas treten zu dem Hauptmann, der Judas auszuforschen sucht:

„Ich höre nichts als Widersprüche. Erst ruft er den Täufer als Zeugen an, dann sagt er: Ich brauche keines Menschen Zeugnis. Erst lässt er sich tot aus dem Weinberg werfen; dann will er die Weingärtner umbringen. Erst lässt er sich als Davidssohn begrüssen; dann sagt er: Wie kann der Messias Davids Sohn sein? Bald ist er der Messias, bald ist

er es nicht. Auf alle Fragen antwortet er mit Ja und Nein. Wer soll da klug draus werden? Nach allem glaube ich, dass er auch euch zum Besten hat."

Kaiphas mischt sich ins Gespräch.

„Wenn du einer von seinen Jüngern bist, musst du wissen, was er will. Gerade herausgesagt, ist er der Messias, oder ist er es nicht?"

Judas zuckt die Achseln.

„Da sind wir so klug wie ihr."

„Wie soll man ihn da fassen?" fragt Kaiphas ärgerlich.

Judas tritt nahe an ihn heran:

„Ihr tut am besten, wenn ihr ihn selbst befragt. Er wird die Wahrheit sagen. Lügen hat er nicht gelernt."

„Er wird die Antwort weigern."

„So legt ihm einen Eid auf."

Kaiphas hatte keine Lust, von einem Angeber Rat anzunehmen. Er wendet ihm den Rücken und sagt zu Hannas:

„Mach die Sache fest."

Dann geht er in den Altarhof hinaus.

Indessen ist der Schatzmeister mit dem Beutel gekommen. Hannas reicht ihn Judas hin:

„Ich sehe, das Hungerleiden steht dir nicht mehr an. Du sollst den Lohn im voraus haben."

Judas nimmt den Beutel. Ist es Feuer, dass er fasst? Er presst die Lippen zusammen und steckt den Beutel in den Gürtel.

Der Hauptmann lässt ihn nach dem Aussenhof hinaus. Das Abendopfer hat eben angefangen.

Viertes Kapitel.

Es kam der Donnerstag und mit ihm der Heiligabend des Passahmahles.

Das Passah wurde als Familienfest gefeiert. Bei der Feier war der Hausvater der Priester der Hausgemeinde. Er hatte die Liturgie der Festmahlzeit zu leiten. Der Brauch forderte, dass das Passahmahl innerhalb der Mauern der Heiligen Stadt gegessen wurde.

Unter den Bürgern von Jerusalem hatte Jesus nur wenig Anhänger. Ihr Vorteil war mit der Ehre des Heiligtums verknüpft, dessen Wallfahrtsfeste die Quelle ihres Reichtums waren; ihren Gewinn zogen sie von den Pilgermassen, die an Jesus hingen. So hatte Jesus von Seiten der Jerusalemer nichts zu hoffen, doch auch nichts zu fürchten.

Fast alle Häuser von Jerusalem waren darauf eingerichtet, Zimmer an Pilgergesellschaften zum Festmahl zu vermieten. Der beste Raum des Hauses, der Söller, an der Terrasse des Oberstocks gelegen, wurde für diesen Abend mit einem Triklinium ausgestattet, einer Tafel, die an drei Seiten von Liegepolstern umgeben war, mit soviel Plätzen, als Gäste zu erwarten waren. Geschirr und Krüge wurden vom Haus gestellt, auch das Passahlamm, das im Heiligtum geschlachtet werden musste, besorgt.

Jesus hatte für den Abend einen Raum in der Oberstadt gemietet. Das Haus, das sich ihm öffnete, gehörte einem Bürger, dessen Frau Maria zu den wenigen Anhängerinnen Jesu in der Stadt gehörte. Sie hatte einen Sohn, der dem Knabenalter eben entwachsen war. Er hiess Johannes und wurde Markus gerufen.

Jesus hatte mit der Mutter des Markus abgesprochen, dass er mit zwölf Jüngern zum Mahl kommen werde. Von jeder Bedienung hatte er abgesehen, da er mit den Zwölf allein sein wollte. Zwei von den Jüngern sollten vorher kommen und das Mahl zurichten. Der Mann machte zur Bedingung, dass niemand darum wüsste, und dass die Gäste erst nach einbrechender Dunkelheit erschienen. Um den Jüngern den Weg zu zeigen, sollte der Sohn des Hauses sich eine Stunde vor Sonnenuntergang am Siloa einfinden und zum Zeichen einen Krug auf der Achsel tragen.

Als man in ganz Jerusalem schon beim Passahessen war, kamen Simon und Johannes in die Stadt. Sie trafen den Jüngling am Siloateich mit seinem Wasserkrug und folgten ihm in die Oberstadt hinauf, bis er in einem Haus verschwand. Sie gingen hinein, fragten nach dem Hauswirt und richteten den Auftrag Jesu aus:

„Der Meister lässt dir sagen: Meine Stunde ist da. Wo ist der Raum, wo ich das Passah mit meinen Jüngern essen kann?"

Der Hauswirt führte sie auf die Terrasse hinauf und öffnete ein grosses Oberzimmer, das für die Mahlzeit hergerichtet war. Polster mit dreizehn Liegeplätzen waren um den Tisch gerückt. Kannen, Misch-

krug, Becher und das nötige Geschirr standen bereit. Die Jünger machten sich daran, in der Küche das Lamm zu braten und die übrigen Speisen anzurichten. Dann zündeten sie die Lampen an und ordneten den Tisch. Sie legten drei ungesäuerte Brote, sogenannte Mazzen, übereinander auf einen Teller vor dem Platz des Hausvaters und füllten die Kannen mit Wein und Wasser. Dann legten sie die Rollen für die Schriftverlesung auf den Tisch.

Als es dunkel geworden war, kam Jesus mit den andern Jüngern. Simon und Johannes gingen voraus und öffneten das Oberzimmer. Den Jüngern ging das Herz auf, als sie sahen, wie gut ihr Meister für den Heiligabend Vorsorge getroffen hatte. Vor der Tür auf der Terrasse zogen sie die Schuhe aus und traten auf die weichen Teppiche.

Jesus war noch bei den Wirten eingetreten, um die Rechnung für das Passahmahl zu ordnen. Als er in das Oberzimmer trat, sah er, dass die Jünger sich schon in gewohnter Weise um den Tisch auf den Polstern niedergelassen hatten. An der Tür standen Wasserkrug und Becken noch unberührt.

Da legte Jesus sein Gewand ab, nahm das Leinentuch, das zum Trocknen dahing, und gürtete es um. Dann goss er Wasser in das Becken, nahm es, trat an die Polster heran und fing an, den Jüngern die Füsse zu waschen. Als er zu Simon kam, zog der die Füsse erschreckt zurück und sagte:

„Herr, sollst du mir die Füsse waschen?" — Jesus antwortete:

„Verstehst du nicht, was ich tue? Du sollst es hernach erfahren."

„Nimmermehr sollst du mir die Füsse waschen," wiederholte Simon.

„Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Teil an mir," sagte Jesus und wollte weitergehen.

Da fuhr Simon leidenschaftlich auf:

„Herr, nicht die Füsse nur, auch die Hände und das Haupt."

„Wer gebadet ist, braucht sich nicht zu waschen, denn er ist rein," erwidert Jesus und beginnt ihm die Füsse zu waschen und mit dem Tuch zu trocknen, das er umgeschlagen hatte. Dann sagte er:

„Auch ihr seid rein, doch nicht alle."

Niemand wusste, wen er damit meinte. Die andern Jünger liessen ihren Herrn beschämt gewähren.

Als Jesus das Becken fortgestellt, das Tuch abgegürtet und sein Gewand wieder angetan hatte, liess er sich in der Mitte zwischen Judas und Johannes nieder.

„Wisst ihr, was ich euch getan habe?" begann er, „Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr tut recht daran. Wenn nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füsse wasche, solltet nicht auch ihr einander die Füsse waschen? Ein Vorbild habe ich euch gegeben, dass ihr tut, wie ich euch getan habe. Der Knecht ist nicht mehr als der Herr, und der Bote nicht mehr, als der ihn gesandt hat. Wenn ihr das wisst, wohl euch, wenn ihr danach tut."

Das Passah wurde in allen Häusern von Jerusalem nach dem gleichen Ritual gefeiert. Die alte Liturgie samt den vorgeschriebenen Gebeten, Schriftverlesungen und Psalmgesängen ist noch heute überall

in der Welt, wo Juden nach der Sitte ihrer Väter leben, im Gebrauch.

Die Feier beginnt mit der Mischung eines Bechers, über den der Hausvater das Dankgebet spricht. Dann nimmt er die Vorspeise, Lattich und Petersilie, taucht sie mit einem Segensspruch in saure Tunke ein, isst davon und gibt jedem Tischgenossen, der sie mit dem gleichen Segensspruch geniesst. Darauf wird eine von den drei Mazzen vom Hausvater mitten durchgebrochen und jedem Teilnehmer ein Stück gereicht. So weit entspricht das Ritual der Form, wie sie bei jedem Sabbat- oder Festmahl üblich war.

Nun wird das Passahlamm mit reichen Zuspeisen, die selbst der Ärmste an diesem Abend auf den Tisch setzt, aufgetragen.

Ein Kind des Hauses richtet die Frage an den Vater:

„Wodurch unterscheidet sich diese Nacht von allen übrigen Nächten des Jahres?"

Der Hausvater antwortet mit den Worten des fünften Buches Moses, Kapitel 26, Vers 5—9:

„Ein wandernder Aramäer war mein Vorvater. Der zog mit geringem Volk nach Ägypten hinab und lebte dort als Fremdling und ward daselbst zu einem grossen, starken und zahlreichen Volk. Aber die Ägypter taten uns übel und bedrückten uns und legten uns harte Arbeit auf. Da schrieen wir zu dem Herrn, unserer Väter Gott, und der Herr erhörte unser Schreien und sah an unser Elend, Mühsal und Bedrängnis. Und der Herr führte uns mit starker Hand und ausgerecktem Arm, mit grossem Schrecken, unter Zeichen und Wundern aus Ägypten und

brachte uns hierher und gab uns dieses Land, das von Milch und Honig überfliesst."

Auch Jesus feierte an diesem Abend das Passah nach der Väter Sitte, wie er es von Jugend auf gewohnt war.

Als man das Passahlamm aufgetragen hatte, sagte er zu den Jüngern:

„Mich hat herzlich verlangt, dies Passah mit euch zu essen, bevor ich leide, denn ich sage euch, ich werde es nicht mehr essen, bis die Erfüllung im Reich Gottes kommt."

Dann liess er den jungen Markus hereinrufen und die Frage stellen, die das Ritual vorschreibt, nahm die Thorarolle und las die Perikope des Abends vor.

Zum Zeichen, dass das Mahl seinen Anfang nimmt, hob Jesus dem Brauche nach den Teller mit den Broten in die Höhe. Dann nahm er eins der Brote, sprach das Dankgebet und teilte es aus.

Sonst pflegte der Hausvater beim Austeilen des Brots zu sagen:

„Das ist das elende Brot, das unsere Väter in Ägypten gegessen haben. Jeder, der hungert, komme und esse; jeder, der bedürftig ist, komme und feiere Passah."

Zur Verwunderung der Jünger sprach Jesus nicht die gewohnte Formel, sondern begann dem alten Brauch eine neue Bedeutung zu verleihen. Als er das Dankgebet gesprochen und das Brot gebrochen hatte, sagte er:

„Nehmt und esst, das ist mein Leib. Das tut zu meinem Gedächtnis."

Auch als der Kelch herumging, der zum Beginn des Mahls gesegnet worden war, änderte er die gewohnten Worte und sagte:

„Nehmt das und teilt es unter euch. Das ist mein Blut. Wahrlich, ich sage euch, ich werde von nun an nicht mehr trinken vom Gewächs des Weinstocks, bis ich es auf neue Weise mit euch trinken werde in meines Vaters Reich. Das tut zu meinem Gedächtnis."

Erst jetzt begann der Sinn des Meisters sich den Jüngern aufzuschliessen. Dies Passah war das letzte vor dem Kommen des Gottesreiches. Sie sollten hinfort kein Elendsbrot mehr essen. Sie sollten der Knechtschaft in Ägypten und der vorigen Erlösung nicht mehr gedenken, weil der Tag der ewigen Erlösung angebrochen war.

Ja, war nicht dieses Passah schon das erste Hochzeitsmahl des Reiches, an dem die Brautgemeinde mit dem Bräutigam zusammen am Tische Gottes sass, ein Fleisch und Blut mit ihm, weil sie einer Speise und eines Tranks mit ihm genossen?

Oftmals in der ganzen Zeit ihres Zusammenlebens hatten sie tiefe Eindrücke davon empfangen, mit welch innigem Gefühl ihr Meister aus des Vaters Händen Trank und Speise nahm, nicht anders, als senke er die Wurzeln seines Seins in den Lebensgrund des Vaters, der in sich alle Dinge trägt und hegt.

Nur eins bedrückte sie in dieser Stunde. Warum lagerte so tiefe Schwermut über seinen Worten? Als gelte es Abschied zu nehmen. Als bräche er zum letzten Mal das Brot, führe zum letzten Mal den Kelch an seine Lippen.

Sie fühlten, dass ein namenloses Leid aus seinen Worten sprach, aber sie begriffen nicht, was ihn bewegte. Das Furchtbare war ihnen noch verhüllt. Der festliche Glanz des frohen Mahls verscheuchte die dunkeln Mächte, die ihre Seelen schon umlauerten.

Schwer lastete auf Jesus der Gedanke, dass seine Jünger der Versuchung der letzten Trübsal wehrlos gegenüber standen. Mit verbundenen Augen tappten sie dem Abgrund zu. Er musste ihnen so schonend, als es möglich war, die Augen öffnen, um sie an den Anblick des Grauenhaften zu gewöhnen, das ihrer harrte.

Über ihn selbst war bei dem Mahl ein grosses, feierliches Gefühl von Friede und gewisser Zuversicht gekommen. Das Unabwendbare hatte im Vorausblick nichts Schreckliches für ihn: es war des Vaters Wille. Auch den Menschen, die ihm das Todeslos bereiteten, vermochte er nicht mehr zu zürnen. Ihr Tun und Lassen war zu tief mit dem Ganzen dieser Welt verknüpft. Er hoffte, flehte noch für sie; doch er sah in ihrem Tun die gemeinsame Schuld und Wesensart des Menschen, der von der Erde lebt und in der Welt seine Grenze findet. Der Tod nur konnte ihnen Freiheit geben. Sie sterben lehren, sie lehren, sich selbst zu sterben und in ihm zu leben, empfand er jetzt als seine höchste Pflicht.

Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen; das Weizenkorn bleibt ohne Frucht, wenn es nicht in die Erde fällt und stirbt: dies Grundgesetz der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit des Todes nicht nur zu wissen, sondern an sich selbst und an der Menschheit zu vollziehen, war alles, was ihm noch zu tun

blieb. Nichts andres konnte der Wille seines Vaters sein, als dass er die Schuld der Welt in seinem Tod begrub und sie aus ihrem tiefsten Fall zu einem neuen, schuldbefreiten Sein erweckte.

Tiefes Erbarmen überkam ihn mit der Ohnmacht seiner Jünger. Ihr Glaube war an seinem Ende angekommen. Nur eins blieb ihnen noch, das sie nach allem, was sie verlieren mussten, nicht verlieren durften, seine Liebe. Diesem letzten Besitz und dem Versuch, ihn aus dem Zusammenbruch zu retten, weihte er die letzte Stunde ihres Liebesmahls. So begann er:

„Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet, wie ich euch liebe. Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt. Wie mich der Vater liebt, so liebe ich euch; bleibet in meiner Liebe. Wenn ihr meine Gebote haltet, bleibt ihr in meiner Liebe, wie ich des Vaters Gebote halte und in seiner Liebe bleibe. Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebet, wie ich euch liebe.

„Niemand hat grössere Liebe als die, dass er sein Leben einsetzt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch sage. Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn ein Knecht weiss nicht, was sein Herr tut. Ich nenne euch Freunde, denn alles, was ich von meinem Vater höre, tue ich euch kund.

„Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es, der mich liebt. Wer mich aber liebt, der wird von meinem Vater geliebt, und ich liebe ihn und werde mich ihm offenbaren."

„Herr," unterbrach ihn Thomas, „was ist es, dass du nur uns dich offenbaren willst und nicht der Welt?" — Jesus antwortete:

„Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch. Doch während ich den Ratsherren sagte: Wo ich hingehe, könnt ihr nicht hinkommen, so sage ich euch jetzt: Ich lasse euch nicht verwaist, sondern ich komme zu euch. In kurzem sieht mich die Welt nicht mehr; ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben. An dem Tage werdet ihr erkennen, dass ich im Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch. In kurzem werdet ihr mich nicht sehen, aber wieder in kurzem werdet ihr mich sehen."

Die Jünger konnten seinen Hingang noch nicht fassen und sagten leise zueinander:

„Was meint er mit dem „in kurzem?"

Jesus merkte, dass sie ihn fragen wollten:

„Ihr wollt wissen, was ich meinte, als ich sagte: In kurzem werdet ihr mich nicht sehen, aber wieder in kurzem werdet ihr mich sehen? Wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet Trübsal haben, doch eure Trübsal soll zur Freude werden. Ein Weib, das gebiert, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Trübsal über der Freude, dass ein Mensch zur Welt geboren ist. So seid auch ihr jetzt traurig, aber ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und niemand wird euch eure Freude nehmen.

„Jetzt sage ich euch das im Bilde, aber es kommt

die Zeit, wo ich offen zu euch reden werde. An dem Tage werdet ihr mich nichts mehr zu fragen haben.

„Das sage ich euch, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Trübsal; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

„Ängstigt euch nicht. Vertraut auf Gott und vertraut auf mich. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so würde ich zu euch sagen: Ich gehe euch eine Stätte zu bereiten und komme wieder und nehme euch zu mir, damit ihr seid, wo ich bin. Aber ihr wisst ja, wo ich hingehe, und den Weg wisst ihr auch."

„Herr," sagte Thomas, „wir wissen nicht, wo du hingehst. Wie sollen wir den Weg wissen?"

„Ich bin der Weg," erwiderte ihm Jesus, „niemand kommt zum Vater als durch mich. Wenn ihr mich nicht kenntet, würdet ihr auch den Vater nicht kennen. Nun aber kennt ihr ihn und seht ihn."

„Herr," unterbrach ihn Philippus, „zeige uns den Vater, so sind wir zufrieden." — Jesus antwortete:

„Solange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus? Wer mich sieht, sieht den Vater. Wie kannst du noch sagen: Zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin, und dass der Vater in mir ist? Die Worte, die ich rede, rede ich nicht von mir selbst, sondern der Vater in mir redet; und er tut auch die Werke, die ich tue."

„Wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird selbst auch Werke tun, wie ich sie tue und wird noch grössere tun als sie; denn ich gehe zum Vater, und was ihr in meinem Namen bitten werdet, wird er tun, damit der Vater im Sohn geehrt werde.

Bis jetzt habt ihr noch nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, damit eure Freude völlig werde. Und ich sage nicht, dass ich den Vater für euch bitten werde. Denn er selbst, der Vater, ist euer Freund, weil ihr meine Freunde seid.

„Ich bin der Weingarten und mein Vater ist der Gärtner. Jeden Weinstock in mir, der nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen, und den, der Frucht bringt, wird er reinigen, damit er viel Frucht bringe. Ihr seid schon rein um dessentwillen, dass ich zu euch rede. Bleibet in mir, wie ich in euch. Wie die Rebe nicht Frucht bringen kann, wenn sie nicht im Weinstock ist, so könnt auch ihr, getrennt von mir, nichts tun. Wer in mir ist, und ich in ihm, der bringt viele Frucht. Wer nicht in mir bleibt, wird hinausgeworfen, wie eine Rebe, die verdorrt ist, und die man aufliest und ins Feuer wirft. Wenn ihr nicht in mir bleibt, bleiben auch meine Worte nicht in euch. Wenn ihr aber in mir bleibt, bleiben sie, und was ihr wollt, wird euch werden. Dadurch wird mein Vater geehrt, dass ihr viel Frucht bringt; denn nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch gesetzt, dass ihr Frucht bringt und eure Frucht bleibe. Das sage ich euch, dass meine Freude über euch komme und eure Freude völlig werde.

„Wenn die Welt euch hasst, so bedenkt, dass sie mich zuerst gehasst hat. Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt das Ihre lieben. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch von der Welt erwählt habe, hasst euch die Welt. Denkt an das Wort, das ich euch sagte: Der Knecht ist

nicht mehr als sein Herr. Wie sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen; wie sie meine Rede belauert haben, werden sie auch die eure belauern. Das sage ich euch, damit ihr kein Ärgernis nehmt. Sie werden euch aus der Synagoge stossen. Ja, es kommt die Stunde, dass wer euch tötet, meinen wird, Gott einen Dienst damit zu tun. Das alles werden sie euch tun um meines Namens willen, weil sie den nicht kennen, der mich gesandt hat. Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen geredet hätte, so hätten sie keine Schuld. Nun aber haben sie keinen Vorwand; denn wer mich hasst, hasst auch meinen Vater.

„Doch, dass das Wort erfüllt werde, das geschrieben steht in ihrem Gesetz: „Sie hassen mich ohne Ursache," will ich den Vater bitten, dass er euch einen Anwalt gebe, der euch beistehe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht noch kennt. Ihr aber seht ihn und kennt ihn. Denn er ist bei euch und wird in euch sein. Wenn er kommt, wird er zeugen von mir; und ihr werdet zeugen, die ihr von Anfang mit mir gewesen seid. Davon habe ich euch früher nichts gesagt, weil ich ja bei euch war, jetzt aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat, und niemand unter euch fragt mich: wo gehst du hin? Wenn ihr mich liebt, solltet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe. Aber weil ich davon rede, ist euer Herz voll Traurigkeit. Doch ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, dass ich hingehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, kommt der Anwalt nicht zu euch. Wenn ich aber gehe, werde ich ihn zu euch senden.

Und wenn er kommt, wird er die Welt überführen von ihrer Sünde und von meiner Gerechtigkeit und von dem Gericht, das über den Fürsten dieser Welt ergeht.

„So viel konnte ich euch sagen, solange ich noch bei euch war. Der Geist aber wird euch in allem unterweisen und euch erinnern an alles, was ich geredet habe.

„Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber der Geist der Wahrheit kommt, wird er euch in die ganze Wahrheit leiten. Der wird mich verherrlichen, denn er wird es nehmen von dem, was des Vaters ist. Alles, was des Vaters ist, ist mein. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; und nun verlasse ich die Welt und gehe zum Vater."

Da sagten die Jünger:

„Sieh, nun redest du frei heraus und brauchst kein Bild. Nun wissen wir, dass du den Vater kennst und keinen Menschen zu fragen brauchst. Darum glauben wir auch, dass du von Gott gekommen bist."

„Jetzt glaubt ihr," antwortete Jesus, „aber es kommt die Stunde und ist schon da, dass ihr zerstreut werdet, ein jeder zu den Seinen, und mich allein lasset. Doch ich bin nicht allein; der Vater ist bei mir."

Bei diesen Worten wurde Jesus tief bewegt. Er liess den Blick von einem zu dem andern gehen und sagte:

„Einer unter euch wird mich verraten."

Die Jünger wurden blass; Jesus aber sagte noch einmal:

„Die Hand meines Verräters ist mit mir über Tisch. Man geht zwar hin; doch wehe dem, durch den man verraten wird. Es wäre ihm besser, wenn er nicht geboren wäre."

Der Gedanke, dass einer unter ihnen zum Verräter werden könne, war den Jüngern so unfassbar, dass jeder eher an sich selbst verzweifelt wäre, als dass er an die andern gedacht hätte.

„Herr, bin ich's?" riefen sie entsetzt.

Jesus schüttelte das Haupt.

Da beugte sich Simon zu Johannes hin, der an seiner Seite lag und flüsterte ihm zu:

„Frage, wen er meint."

Johannes lehnte sich an Jesu Brust zurück und fragte leise:

„Herr, wer ist es?"

„Der, dem ich den Bissen eintauche und gebe."

Wenn ein Gastgeber einem Tischgenossen eine Ehre erweisen oder einem Freunde seine Liebe bezeigen wollte, pflegte er ihm eigenhändig einen Bissen hinzureichen. Jesus streckte die Hand nach der Schüssel aus, nahm einen Bissen und gab ihn dem Jünger, der in seinem Rücken lag mit den Worten:

„Was du tust, das tue bald."

Kaum hörbar sagte Judas:

„Das bin ich doch nicht, Meister?"

„Das sage dir selbst," antwortete Jesus.

Judas erhob sich, nahm seinen Mantel von der Wand und ging hinaus. Sein Schwert, das darunter hing, vergass er mitzunehmen.

Nur Johannes und Simon wussten, was sein Fortgehen zu bedeuten hatte. Die andern dachten, dass

er noch einzukaufen gehe oder Almosen unter die Armen verteilen solle. Keiner traute ihm Arges zu.

Unter den Gesprächen, die Jesus mit den Jüngern führte, war die Mahlzeit hingegangen. Die Schüsseln wurden abgetragen, nur den Wein und den Becher liess man stehen.

Es war Sitte, dass nach dem Mahle Abschnitte aus der Schrift verlesen und Gedanken darüber ausgetauscht wurden. Die Erzählungen vom Auszug aus Ägypten und von der Gesetzgebung am Sinai pflegten den Text dazu zu geben. Dazwischen wurden die für das Fest bestimmten Psalmlieder gesungen, das kleine Hallel, vom 115ten bis zum 118ten Psalm mit dem Pilgergruss: Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn, und das grosse Hallel, der 136te Psalm mit dem Lobpreis: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und dem Responsorium: Denn seine Güte währet ewiglich.

Nach dem Mahle reichte Jesus Matthäus die Thorarolle hin und hiess ihn lesen, wo von der Bundschliessung am Sinai erzählt wird. Matthäus rollte das Buch auf und las aus dem 24ten Kapitel des zweiten Buches Moses:

„Da schrieb Moses alle Gebote des Herrn auf. Am andern Morgen in der Frühe aber baute er einen Altar am Fuss des Berges und stellte zwölf Malsteine nach der Zahl der zwölf Stämme Israels auf. Dann gab er den jungen Männern aus den Kindern Israel Befehl, dem Herrn Brandopfer darzubringen und als Heilsopfer junge Stiere zu schlachten. Darauf

nahm Moses die Hälfte des Blutes und goss es in die Opferbecken; die andre Hälfte des Blutes aber sprengte er auf den Altar. Dann nahm er das Buch mit dem Bundesgesetz und las es dem Volk laut vor. Sie aber sprachen: Alles was der Herr befohlen hat, wollen wir tun. Hierauf nahm Moses das Blut und besprengte damit das Volk und sprach: Das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch geschlossen hat über allen diesen Geboten."

Soweit liess Jesus den Jünger lesen. Dann reichte er ihm die Prophetenrolle und hiess ihn das Buch des Jeremias aufschlagen und vorlesen, was im 31ten Kapitel vom 31ten Verse ab geschrieben steht:

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund schliessen. Nicht wie der Bund war, den ich mit ihren Vätern schloss, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus Ägypten wegzuführen, welchen Bund sie mit mir gebrochen haben, obwohl ich doch ihr Gatte war. Sondern das soll der Bund sein, den ich nach dieser Zeit mit dem Hause Israel schliessen will, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und so will ich ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Dann soll fortan nicht mehr einer den andern lehren, noch zu seinem Bruder sagen: Erkenne den Herrn, denn sie werden mich alle kennen, beide klein und gross, spricht der Herr. Denn ich will ihnen ihre Schuld vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken."

Matthäus legte das Buch des Propheten aus der

Hand, und alle blickten auf den Meister. Er nahm den Becher, der vor ihm stand, schenkte ihn ein und stellte ihn vor sich hin.

Den Jüngern war von Jugend auf bekannt, welche Bedeutung im Passahritual der letzte Becher hatte, der nicht getrunken, sondern nach dem Mahle ausgeschüttet wurde. Es war der Becher für den Propheten Elias. Der Prophet sollte, wenn er käme, in jedem Haus in Israel willkommen sein und den Becher für sich eingeschenkt finden. Der Brauch schrieb vor, dass nach der Mischung des letzten Bechers sich einer von den Tischgenossen erhob und vor die Tür hinausging, um zu sehen, ob der Prophet draussen stände. Kein andrer Brauch verkörperte so eindrucksvoll das sehnsüchtige Warten auf das Messiasreich.

Eben wollte Johannes sich erheben, um nach der Tür zu gehen; da gedachte er des Wortes, das Jesus einst gesprochen hatte: „Elias ist schon gekommen und hat getan, was er sollte," und blickte fragend zu dem Meister auf. Jesus aber nahm den Becher und sprach das Dankgebet. Dann hob er den Kelch empor und sprach die feierlichen Worte:

„Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden."

Auf seinem Antlitz lag der Abglanz einer Freude, die nicht von dieser Erde war.

Darauf sagte er:

„Nun bin ich verherrlicht und Gott ist verherrlicht in mir. Ist Gott verherrlicht in mir, so wird mich Gott auch in sich selbst verherrlichen."

Dann hob er die Augen gen Himmel auf und betete:

„Vater, die Stunde ist gekommen.

„Verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn auch dich verherrliche.

„Ich habe dich verherrlicht auf Erden und das Werk vollendet, das du mir zu tun gegeben hast; und nun verherrliche mich du, Vater, bei dir mit der Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, ehe die Welt war.

„Ich habe deinen Namen den Menschen offenbart, die du mir von der Welt gegeben hast. Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben. Ich habe dein Wort bewahrt und weiss nun, dass alles, was du mir gegeben hast, von dir ist. Die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, und sie haben sie angenommen, und wissen, dass sie von dir sind, und glauben, dass du mich gesandt hast.

„Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht. Ich aber kenne dich und diese haben erkannt, dass ich ihnen deinen Namen kund getan habe, damit die Liebe, mit der du mich liebst, in ihnen sei und ich in ihnen. Ich bitte dich für sie; ich bitte nicht für die Welt, sondern für die, welche du mir gegeben hast. Sie sind dein und alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein; und du hast mich in ihnen verherrlicht.

„Ich bin nicht mehr in der Welt, sie aber sind in der Welt.

„Heiliger Vater, bewahre sie in dir. Solange ich bei ihnen in der Welt war, habe ich sie bewahrt in dir, und keiner ist von ihnen verloren, ausser dem verlorenen Sohn.

„Jetzt aber komme ich zu dir und sage dies, damit sie meiner Freude voll werden.

„Ich habe ihnen dein Wort gegeben und die Welt hasst sie; denn sie sind nicht von der Welt, wie ich nicht von der Welt bin. Ich bitte nicht, dass du sie von der Welt nehmest, sondern dass du sie bewahrest vor dem Bösen.

„Heiliger Vater, heilige sie in der Wahrheit; auch ich heilige mich für sie, damit sie durch Wahrheit geheiligt seien.

„Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit die Welt erkenne, dass du sie liebst, so wie du mich liebst.

„Wie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie in die Welt. Und nicht allein für sie bitte ich, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, dass alle eins werden, wie du, Vater, in mir, und ich in dir, dass auch sie völlig eins werden, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.

„Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebt vor Grundlegung der Welt."

Nach diesen Worten des Gebets erhob sich Jesus und segnete die Jünger:

„Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.

„Ich gebe nicht, wie die Welt gibt. Euer Herz ängstige sich nicht und verzage nicht. Ihr habt gehört, dass ich euch sagte: Ich gehe und ich komme zu euch zurück. Seht, ich habe es euch gesagt, ehe es geschieht, damit ihr glaubt, wenn es geschieht. Ich

werde nun nicht mehr mit euch reden, denn es kommt der Fürst dieser Welt. Zwar hat er kein Recht an mich, aber die Welt soll erkennen, dass ich den Vater liebe und tue, wie mir der Vater geboten hat.

„Steht auf, lasst uns gehen."

Jesus erhob sich und ging zur Tür; da hielt ihn Simon angstvoll zurück und sagte:

„Herr, wo gehst du hin?" — Jesus antwortete:

„Wo ich hingehe, kannst du mir diesmal nicht folgen; du wirst mir aber später folgen."

„Herr, warum kann ich dir diesmal nicht folgen? Ich will mein Leben für dich lassen."

Jesus schüttelte das Haupt und ging hinaus.

Fünftes Kapitel.

Als Jesus mit den Jüngern auf die Terrasse trat, sprang der junge Markus, der vor der Tür auf den Aufbruch der Gäste gewartet hatte, herab und rief die Eltern. Sie kamen herauf, um die Gäste zu verabschieden. Jesus sagte ihnen für die Aufnahme in ihrem Hause Dank. Auch Simon dankte in der Jünger Namen dem Meister für die Festbewirtung. Jesus erwiderte:

„Als ich euch aussandte ohne Beutel, Tasche und Schuhe, habt ihr Mangel an etwas gehabt?" — Simon antwortete:

„An nichts, Herr."

„Aber nun, wer einen Beutel hat, nehme ihn, ebenso auch seine Tasche; und wer keine hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe sich eine. Denn ich sage euch: Es muss an mir erfüllt werden, was geschrieben steht: ‚Und er ward unter die Übeltäter gerechnet'. Denn mit mir geht es zu Ende."

Simon erschrak. Waren die Häscher schon ausgezogen? Galt es einen Kampf zu bestehen? Der Zelot nahm eben sein Schwert von der Wand, um es sich umzugürten. Daneben hing ein anderes. Judas hatte es zurückgelassen. Simon griff danach.

„Herr, hier sind zwei Schwerter," sagte er aufgeregt, als wolle er den Meister schützen.

Unwillig erwidert Jesus:
„Genug davon."
Er wollte von Verteidigung nichts wissen.

Als man die Haustür öffnete, war es stockfinster auf der Gasse. Die Wirtsleute waren besorgt, ob die Gäste den Heimweg finden würden, und hiessen ihren Sohn schnell die Laterne anzünden, um die Gäste nach Siloa zu begleiten. Markus hatte schon sein Nachtgewand an, war aber mit Freuden bereit, mitzugehen. Wo war ein junger Mensch in Jerusalem, der diese Nacht nicht gern zum Tage machte?

So hell es in den Häusern und Höfen war, so dunkel war es draussen. Nur über dem Tempelberg lag ein lichter Schein.

Beim Laternenlicht ging es die steilen Treppenwege zum Siloateich hinab. Aus den Häusern klang Gesang und Saitenspiel. Vor den Haustüren balgten sich Hunde um die Speisereste, die man auf die Strasse warf. Andere schliefen mitten auf der Strasse in den Löchern des Pflasters und heulten auf, wenn man auf sie trat. Niemand achtete auf die Männer, die vom Passah kamen. Auch die Wächter liessen sie ihres Weges ziehen. Vor dem Tor machte der weisse Staub die Strasse kenntlich. Der junge Markus hätte nach Haus gehen können, spürte aber keine Lust dazu. Er löschte die Laterne, ging mit den Jüngern mit und hielt sich möglichst nah an Jesus.

Die Nacht war schwül. Hinter dem Ölberg blitzte es. Das Gewitter kämpfte, den Kamm zu übersteigen.

Jesus schlug den Talweg ein. Oben im Dorf Gali-

läa hingen noch Lichter an der Bergwand. Die Angehörigen der Jünger warteten auf ihre Heimkehr.

Wo die Strasse nach dem Dorf abzweigt, blieb Jesus stehen und sagte zu den Jüngern:

„In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern; doch wenn ich erweckt sein werde, komme ich zu euch nach Galiläa."

Die Jünger dachten, dass er vom andern Morgen spräche. Simon war tief erregt. Wie konnte Jesus so von ihnen denken? Leidenschaftlich erhob er Widerspruch:

„Wenn sich auch alle an dir ärgern, so doch ich nicht. Ich bin bereit, mit dir auch in Gefangenschaft zu gehen."

Da erhob Jesus warnend seine Stimme:

„Ich sage dir, Simon, der Hahn wird nicht krähen, bis du mich drei Mal verleugnet hast."

Simon fuhr entsetzt zurück. Alles empörte sich in ihm gegen den furchtbaren Verdacht.

„Und wenn ich mit dir sterben sollte, werde ich dich nimmermehr verleugnen."

Dabei griff er mit beiden Händen in des Meisters Gewand, als ob er ihn halten und nicht lassen wollte. Auch die andern Jüngern beteuerten mit ihm, dass sie sich niemals von dem Meister trennen würden.

Jesus machte sich los von ihnen und ging schweigend in die Nacht hinein.

Schon am Abend war es ihm gewiss geworden, dass er in seiner letzten Not allein sein würde. Im Lichterschein des Festmahls hatte eine wunderbare Freudigkeit ihn über alles, was noch kommen

sollte, hinweggetragen. Jetzt, da nur noch ein schwacher Schein den Weg im Tal vor ihm erhellte, sank die Bergeslast auf ihn herab und wollte ihn erdrücken.

„Ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir," sprach er leise vor sich hin.

Doch auch der letzte Schimmer auf dem Wege schwand dahin.

Waren die Wolken, die der Sturm dort oben jagte, nicht schon Boten des Gerichts? Kündeten die fernen Donner und das Wetterleuchten rings am Horizont nicht den Tag des Menschen an? Und er wollte noch immer die Seinen aus dem Zorngericht erretten? Hatte er ein Recht dazu? War sein Wille noch des Vaters Wille?

Bis zu dieser Stunde hatte er darum gerungen, dass die Zwölf wenigstens ihm die Treue halten möchten. Nun wusste er, dass auch sie den Weg der andern gehen würden. Der Rest Israels war gesichtet und als Spreu erfunden worden. Wenn Simon ihn verleugnete, auf wessen Treue war dann noch zu bauen?

Doch wenn sie alle von ihm gingen, war nicht das Band zerrissen, das ihn an die Menschheit knüpfte?

Er war gekommen, die Erben des Reichs um sich zu sammeln, die Wenigen aus den Vielen auszulesen, zu scheiden zwischen Menschen zweier Welten. Wie aber, wenn sie alle ihn verliessen? Wo blieb das Recht, den einen zu erretten und den andern zu verdammen? Und bei wem war dann das grössere Mass der Schuld? Bei dem, der richtete oder bei dem, der verriet? Bei dem, der verurteilte oder bei dem, der verleugnete? Waren die Nächsten nicht die

Schuldigsten? An Kephas, nicht an Kaiphas entschied sich das Gericht. Am ersten Gliede riss die Kette, an der er auch die letzten nach sich ziehen wollte. Dann aber hiess einen verdammen — alle verdammen, einen freisprechen — alle freisprechen.

Todesfurcht hatte nicht Raum in ihm. Sterben, wie auch immer, war zu Gott eingehen. Nicht Zweifel an dem eigenen Recht, nur Grauen, Grauen vor der Schuld, die sein Sterben auf die Menschheit warf, erfüllte seine Seele. Wenn keiner auf der Seite Gottes blieb, wenn sie sich alle von ihm lossagten, was war dann noch an dieser Welt zu retten?

Alle verdammen? Wo blieb dann seines Vaters Reich? — Alle begnadigen? Wo blieb das Weltgericht?

War die Entscheidung, ob Gericht, ob Gnade, in seine Hand gelegt? Wenn er die Menschheit aufgab, war sie aufgegeben? Wenn er sie freisprach, war sie frei gesprochen?

Doch wie konnte er retten, wenn Gott verdammen wollte? Der Gott, der durch den Bund vom Sinai das ewige Gesetz der Vergeltung aufgerichtet hatte? Der Gott, der durch den Mund seiner Propheten den Tag seines Zornes ausgerufen hatte? Der Gott, der ihm selbst Axt und Worfschaufel durch den Täufer aufgedrungen hatte?

Und nun, da er die Axt an den Baum Israel legen und ihn fällen sollte, zitterte seine Hand! Nun, da er die Worfschaufel über die Menschheit schwingen sollte, zagte seine Seele! Nein, er hatte das Richten nicht gelernt. Er kam zu retten — und er fand nicht, das er retten konnte.

Die letzte Stunde schlug. Was konnte, was durfte

er von Gott erbitten? Durfte der Gerichtete der Anwalt seiner Henker sein? Durfte der Verurteilte seine Mörder begnadigen? Sein ganzes Innre drängte ihn dahin und stiess auf Gottes Widerstand. Gott konnte übersehen, konnte Langmut üben, konnte das Gericht von einer Stunde der Geschichte auf die andere vertagen, doch niemals Gnade für Recht ergehen lassen. Nun war die letzte Stunde! Nun kam das Gericht — und seine Seele entsetzte sich, das Urteil zu vollziehen, das alle schuldig sprach.

Die Angst, mit Gott im Streit zu liegen, wurde für Augenblicke abgelöst von der Gewissheit, dass ihm die ewige Entscheidung in die Hand gegeben sei, die Welt zu richten oder zu erretten. Und dennoch sah er keinen Weg, den eignen Willen mit des Vaters Willen zu vereinen. Die furchtbare Verflechtung des Geschicks, die ihn, den Retter, zum Richter wider Willen machte, die dem Opfer die Hände band, dass es für die Henker nicht flehen konnte, verwirrte sein Gefühl, und sein Geist fand keinen Ort im Himmel und auf Erden, wo er ruhen konnte.

Oder durfte er die Schranke, die zwischen Recht und Gnade stand, zerbrechen? — Doch wie, wenn nicht die Welt aus ihren Fugen gehen sollte?

War auch nur ein Vorwand für die Gnade zu entdecken, die ihr den Schein des Rechtes retten konnte?

Rang nicht Abraham mit Gott, um das Gericht von Sodom abzuwenden?

„Willst du die Gerechten mit den Gottlosen verderben? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein."

Wenn ich fünfzig Gerechte in der Stadt finde, will ich um ihretwillen den ganzen Ort begnadigen.

„Es möchten vielleicht fünf an den fünfzig fehlen. Willst du um der fünf willen die Stadt verderben?"

Ich will sie nicht verderben.

„Vielleicht, dass sich nur vierzig darin finden."

Auch um der vierzig willen will ich es nicht tun.

„Vielleicht dreissig."

Auch der dreissig wegen nicht.

„Vielleicht zwanzig."

Auch der zwanzig wegen nicht.

„Vielleicht zehn."

Auch der zehn wegen nicht.

Drei gingen aus Sodom aus. Feuer fiel vom Himmel. Abraham hatte nicht gewagt, um der drei willen die Begnadigung von Sodom zu erflehen.

Ach, dass Simon und die beiden Zebedäussöhne, dass diese drei noch in der Stunde der Versuchung zu bestehen vermöchten! Hatten Jakobus und Johannes nicht gelobt, dass sie den Kelch trinken würden, den er trinken müsse? Hatte er für Simon nicht gebeten, dass sein Glaube nicht aufhöre?

Wo konnte er sein Haupt verbergen, um die Angst seiner Seele auszuschütten, um Antwort auf die Marterfrage zu empfangen: Mein Wille oder deiner, Vater?

Aus der Schlucht des Kidrontales stiegen sie den Weg zum Ölberge hinan. Als sie höher kamen, fiel der letzte Schein der Lichter, die man eben in den Vorhöfen des Tempels löschte, auf den Hang des Berges. Der zarte Silberschleier, der in den Kronen

der Olivenbäume hing und ihnen vorgeleuchtet hatte, erstarb. Tropfen fielen wie heisse Tränen vom Gewölbe der Nacht herab.

Als sie den Steilabhang erklommen hatten, schimmerten zur Linken zwei kalkgetünchte Pfeiler am Wege auf. Sie standen am Eingang von Gethsemane. Jesus schob den Schliessbalken zurück und öffnete das Tor. Er sagte zu den Jüngern, dass er die Nacht im Garten bleiben wolle.

Sie gingen durch den Weinberg. Die verstreuten Olivenbäume reckten gespenstisch die gespaltenen Stämme und verrenkten Arme. Als sie zur Weinberghütte kamen, sagte Jesus zu den Jüngern:

„Setzt euch hier, indess ich beten gehe."

Dann nahm er Simon und die Zebedäussöhne mit sich und ging einen Steinwurf weit zu den Cypressenbäumen, deren schwarze Pyramiden auch die Nacht noch überschatteten.

Er liess sich mit den Dreien auf dem Boden nieder. Seufzer rangen sich aus seiner Brust. Ängstlich hingen der Jünger Blicke an dem Meister. Der Arm, auf den er Haupt und Schulter stützte, der ganze Leib fing an zu zittern. Als sie fragten: „Was ist dir, Meister?" gab er zur Antwort:

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod."

Dann erhob er sich und sagte: „Bleibt hier und wachet," ging einige Schritte hin und warf sich unter den Cypressenstämmen auf die Erde nieder und betete:

„Vater, alles ist dir möglich. Nimm diesen Kelch von mir. Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst."

Lange lag er und versuchte, seine Seele unter das Gericht zu beugen.

Da ihm keine Antwort wurde, stand er von den Knieen auf.

Er trat zu den Jüngern hin und fand sie schlafend. Er rüttelte Simon aus dem Schlaf:

„Simon, du schläfst? Nicht eine Stunde kannst du mit mir wachen?"

Simon erwachte und beteuerte, dass er nur die Augen geschlossen habe. Auch die Zebedäussöhne richteten sich auf. Was war doch ihrem Meister, dass er sie so ängstlich mahnte?

„Wachet und betet, dass ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist willig, aber der Leib ist schwach."

Sie setzten sich auf und fingen an zu beten, bis die Augen ihnen zufielen. Sie hörten noch, wie Jesus hinging und zum andern Male betete:

„Mein Vater, ist es nicht möglich, dass dieser Kelch vorübergeht, es sei denn, dass ich ihn trinke, . . so geschehe dein Wille."

Als er zurückkam, waren Jakobus und Johannes eingeschlummert. Simon kämpfte noch mit dem Schlaf und gab auf seine Fragen verwirrte Antworten. Als Jesus wieder ging, streckte auch er sich auf dem Boden aus.

Die Jünger wussten nicht, wie viel Zeit vergangen war, als Jesus sie weckte und zu ihnen sagte:

„Ihr schlaft und ruht. Die Stunde ist da, dass man in der Sünder Hände überantwortet wird. Kommt,

lasst uns gehen. Der mich verrät, steht vor der Tür."

Über die Gartenmauer flackerte Fackelschein. Ein Gewirr von Stimmen, wie von einem Menschenhaufen, kam die Strasse herauf. Dazwischen Rufe, die wie Befehle klangen.

Von dem Lärm und Fackelschein waren die Jünger in der Weinberghütte aufgewacht. Sie kamen, in den Schatten geduckt, unter den Bäumen hergelaufen. Simon und die Zebedäussöhne waren aufgesprungen. Alle spähten in die Nacht hinein. Ein grelles Wetterleuchten erhellte den Garten für Augenblicke. Hinter der Mauer blitzten Waffen.

Jetzt kamen greil belichtete Gestalten an die Gartenpforte. Einer öffnete. Er nahm einem andern die Fackel aus der Hand, ging ein Stück in den Garten hinein und leuchtete unter die Bäume hin; dann kehrte er zurück.

Einer der Jünger sagte:

„War das nicht Judas?"

Jetzt sprach er leise mit einem andern, der der Hauptmann der Bewaffneten sein musste. Der andre ging auf die Strasse zurück und stellte seine Leute draussen längs der Mauer auf. Dann kommt ein Haufe, der mit Stöcken bewaffnet ist, in den Garten hinein. Sie verteilen sich und kommen vorsichtig auf die Bäume zugegangen.

„Das sind die Knechte der Erzpriester und Ratsherren," flüstert Simon Jesus zu und fragt aufgeregt:

„Sollen wir mit dem Schwert dreinschlagen?"

Jesus hört ihn nicht. Er steht, das Haupt zwischen die Hände gepresst, und blickt in die Nacht hinauf:

„Wie wirr ist meine Seele! . . . Was soll ich sagen? Vater, rette mich aus dieser Stunde? . . . Nein, dazu kam ich in diese Stunde . . . Vater, verherrliche deinen Namen. Ich habe dich verherrlicht und will dich wiederum verherrlichen."

Dann geht er entschlossen aus dem Baumdunkel auf die Häscher zu. Simon hält sich dicht hinter ihm. Die Jünger folgen zögernd.

Die Knechte ziehen sich zusamen. Von allen Seiten kommen sie, als ob sie Jesus und die Jünger umstellen wollen.

Ein dumpfes Grollen. Plötzlich zuckt ein Blitz aus dem Nachtgewölk. Ein Wetterschlag mit furchtbarem Geknatter antwortet. Die Knechte fahren auseinander.

„Das war einmal ein Donner," schreit einer laut. Ein anderer ruft in seiner Angst:

„Ein Engel fuhr im Blitz herab und sprach mit ihm."

Jesus tritt vor:

„Diese Donnerstimme geht nicht mich an, sondern euch. Jetzt wird Gericht gehalten über diese Welt. Nun wird der Fürst der Welt herabgestürzt."

Die Knechte waren unsicher geworden. Sie wussten nicht, ob sie den Angriff wagen sollten.

Da spricht sie Jesus an:

„Wen sucht ihr?" — Aus dem Haufen ruft es:

„Jesus von Nazaret."

„Ich bin es."

Eine Bewegung entsteht im Haufen. Ein Mann, der zurückwich, ist hingestürzt. Während man ihm aufhilft, fragt Jesus zum andern Mal:

„Wen sucht ihr?"

„Jesus von Nazaret," ruft es wieder aus dem Haufen.

„Ich habe euch schon gesagt, dass ich es bin. Wenn ihr mich sucht, so lasst diese gehen." Dabei weist er auf die Jünger.

Der Mann, der hingestürzt und wieder aufgestanden war, tritt aus der Reihe der Knechte vor. Jesus erkennt ihn.

„Sei gegrüsst, Herr," spricht ihn Judas an, fällt ihm um den Hals und küsst ihn.

Jesus schrickt zurück:

„Freund, wozu bist du da? Verrätst du einen mit einem Kuss?"

Schmerzlich zuckt es in Judas Antlitz auf. Merkt denn der Meister nicht, dass er sein Bestes will?

Als die Jünger Judas sehen, schöpfen sie Mut und dringen auf die Knechte ein. Simon zieht sein Schwert und versetzt dem Knecht, der vor ihm steht, einen Hieb über den Kopf. Der Knecht schreit auf und fasst nach seinem Ohr, von dem Blut fliesst. Die andern Knechte nehmen ihn in ihre Mitte und ziehen sich zurück. Sie sind nur mit Stöcken bewaffnet, jene haben Schwerter. Wie viele mögen noch unter den Bäumen stecken?

Als Jesus Simon das Schwert zücken sah, griff er nach seinem Arm und herrschte ihn an:

„Stecke dein Schwert in die Scheide. Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gibt? Oder meinst du, ich könnte nicht den Vater bitten, dass er mir mehr denn zwölf Legionen Engel sende?"

Die Knechte haben ihren Obmann fortgebracht. Sie kehren vorsichtig zurück. Jesus tritt mitten unter sie:

„Wie gegen einen Räuber seid ihr ausgezogen mit Schwertern und mit Stöcken. Als ich Tag für Tag bei euch im Tempel war, habt ihr mich nicht gegriffen. Aber die Finsternis ist eure Stunde."

Wie die Knechte sehen, dass Jesus jeden Widerstand aufgegeben hat und sich selbst ausliefert, wagen sie es endlich, ihn zu greifen, und binden ihn.

Noch einmal dringen die Jünger verzweifelt auf den Haufen ein und werden mit Stöcken fortgetrieben. Der junge Markus war einer der tapfersten. Ein Knecht griff ihn und behielt sein Nachtgewand in der Hand, als er sich losriss und entfloh.

Da die Jünger sahen, dass ihr Meister in den Händen der Häscher war, dachten sie nur noch an ihre eigene Sicherheit. Sie sprangen über die Terrassen von einem Weinberg in den andern hinab und hörten nicht eher zu laufen auf, als bis sie meinten, ihren Verfolgern aus dem Gesicht zu sein. Keiner wusste vom andern, wo er geblieben war. Erst unten im Kidrontal liefen sich Simon und Johannes in die Arme. Sie sahen, dass niemand sie verfolgte, und fingen an, sich ihrer Furcht zu schämen.

Oben auf der Strasse zog bei Fackelschein der Zug mit dem Gefangenen hin. Simon und Johannes folgten von fern. Als man zum Quelltor kam, brach ein Gewitterregen los und löschte die Fackeln aus.

Sechstes Kapitel.

Es mochte gegen zwei Uhr Nachts sein, als der Zug mit dem Gefangenen durchs Quelltor zog. Der Hauptmann des Tempels hatte von Kaiphas Befehl erhalten, Jesus nach seiner Verhaftung in den hohenpriesterlichen Palast zu bringen. Als man auf dem Weg durch die Davidsstadt am Stadthaus des Hannas vorüberkam und noch Licht bei ihm sah, ging der Hauptmann hinein, um dem Erzpriester den Fang zu melden. Der dicke Knecht des Hannas, der im Torweg seine Prietsche hatte, stieg verdriesslich zu seinem Herrn hinauf. Die Knechte brachten inzwischen den Gefangenen in den Hof. Hannas kam im Nachtkleid in den Hof hinunter, nahm seinem Knecht die Laterne aus der Hand und leuchtete Jesus ins Gesicht. Er sagte nichts; nur seine Mundwinkel verzogen sich. Dann gab er die Laterne zurück und fragte nach Malchus, dem Knecht des Kaiphas, um ihm eine Botschaft an seinen Herrn mitzugeben. Die Leute sagten ihm, er habe bei dem Handgemenge einen Hieb über den Kopf bekommen und sei zum Feldscheer gegangen, um sich sein Ohr verbinden zu lassen. So bat Hannas den Hauptmann, er möge Kaiphas mitteilen, dass er noch zu ihm hinaufkommen würde. Dann zog er einen Beutel mit kleiner Münze

aus dem Gürtel und gab ihn dem Hauptmann zur Verteilung unter die Knechte und die Wache.

Der hohepriesterliche Palast nahm seit alten Zeiten den Raum der Südostecke des Tempelbezirks ein. Herodes hätte ihn bei der Erweiterung des Areals gern beseitigt; aber die Hohenpriester wollten aus dem Umkreis des Heiligtums nicht weichen, obwohl der alte unscheinbare Bau, der um einen engen Hof herum lag, unwohnlich und längst zum Abbruch reif war. Der Eingang zum Palast befand sich in der Südmauer des Tempelberges ostwärts vom Dreitunneltor. Durch einen Torweg kam man in den Hof. Das obere Stockwerk, zu dem eine Treppe im Hof hinaufführte, blickte auf den Tempelplatz und stiess an die Halle Salomos. Eine Terrasse nach dem Kidrontal gewährte einen schönen Ausblick. Die Familien des Priesteradels hatten stattliche Paläste in der Stadt. Der Hohepriester musste mit den engen Räumen des alten Baus vorlieb nehmen, um seine Hoheitsrechte gegen den Nachbarn in der Burg zu wahren.

Als man den Gefangenen vom Hof des Hannas in den Palast brachte, schlossen sich Simon und Johannes, die dem Zug im Gassendunkel nachgegangen waren, wieder an. Am Tunneltor liess der Hauptmann des Tempels seine Leute abtreten, und folgte den Knechten in den hohenpriesterlichen Palast, um sich bei Kaiphas zu melden. Johannes hielt sich dicht hinter ihm und kam noch ins Tor hinein, während Simon ausgeschlossen wurde.

Als man Jesus ins Verliess gebracht hatte, gab sich Johannes dem Pförtner zu erkennen und bat

ihn, seinen Kameraden mit hereinzulassen. Der Pförtner war erst bedenklich, willigte aber ein, wenn sich beide ganz still verhalten würden.

Johannes setzte sich zum Torhüter in seine Kammer. Simon blieb im Dunkel des Torwegs stehen. Die Knechte, die Jesus eingebracht hatten, zündeten auf dem Hof ein Feuer an, um sich daran zu wärmen. Nach dem Gewitter hatte sich die Luft abgekühlt. Bei dem Wolkenbruch waren alle bis auf die Haut nass geworden. Simon überlegte, ob er sich nicht auch ans Feuer setzen könne, um zu erfahren, was mit Jesus werden würde.

Da klopfte es an die Pforte. Der Torhüter öffnete und liess Hannas ein. Der Erzpriester stieg die Steintreppe in die Gemächer des Kaiphas hinauf.

In dem niedrigen Staatsgemach, das an der Terrasse lag, sass der Hohepriester mit dem Tempelhauptmann, der ihm Bericht erstattete. Als Hannas eintrat, erhob sich Kaiphas und beglückwünschte ihn zur Gefangennahme Jesu. Alsdann besprach man die weiteren Schritte. In aller Frühe sollte der Hohe Rat zusammentreten. Nach dem Morgenopfer konnte man den Verurteilten zum Statthalter bringen. Wenn man vom Herkommen absah, wonach Todesurteile erst am Tag nach dem Urteilsspruch ausgeführt werden sollten, konnte gegen Mittag alles erledigt sein. Dann würden die Pilgermassen erst davon erfahren, wenn die Römer schon die Sache in der Hand hatten, und man konnte alles auf Pilatus schieben.

Über das Vorgehen beim Prozess sprach man lange

hin und her. Hannas machte geltend, dass die pharisäische Partei Schwierigkeiten machen würde, wenn man die Messiasfrage hereinziehen und Jesus beim Statthalter als Hochverräter verklagen würde. Nach ihrer Meinung sei es eben so schlimm, wenn die Römer einen falschen, als wenn sie einen richtigen Messias hängen würden. Der Glaube des Volkes an die kommende Erlösung würde dadurch untergraben. Die Pharisäer verlangten daher, dass Jesus wegen Lästerung verurteilt würde. Von allem früheren abgesehen, seien seine letzten Äusserungen über das Brechen und Wiederaufbauen des Tempels zu einem Todesurteil ausreichend. Dann könne man ihn, ohne die Römer erst zu fragen, steinigen.

Kaiphas widersprach heftig dem Ansinnen, das Todesurteil unter den Augen des Statthalters auf tumultuarische Weise vollziehen zu lassen. Auch habe er keine Lust vor dem Volk, das Jesus für einen Propheten hielt, die Verantwortung für die Hinrichtung auf sich allein zu nehmen. Man müsse das Odium auf die Römer abwälzen. Mit Fragen des Gesetzes, mit Lästerung des Heiligtums könne man dem Statthalter nicht kommen. Wenn man Pilatus nicht beweisen könne, dass Jesus ein staatsgefährlicher Mensch sei, würde er das Todesurteil nicht bestätigen. Hannas möge ihn nur machen lassen, er werde die Sache schon zum rechten Ende bringen.

Man ging auseinander. Hannas ordnete noch an, dass die Mitglieder des Sanhedrins zur Gerichtssitzung auf die erste Tagesstunde einberufen würden. Dann verliess er mit dem Hauptmann des Tempels den Hof. Die Magd des Torhüters liess sie heraus.

Als die Magd durch den Torweg kam und im Dunkel einen Mann stehen sah, leuchtete sie ihm mit der Laterne ins Gesicht:

„Bist du auch mit dem Nazoräer gewesen?"

„Ich weiss nicht, was du sagst.... ich verstehe dich nicht," antwortete Simon.

Die Magd ging in die Kammer des Torhüters, wo Johannes war. Um der Magd aus dem Weg zu gehen, setzte sich Simon zu den Knechten an das Feuer. Diener des Kaiphas waren dazugekommen. Aus ihren Reden ging hervor, dass Jesus in der Frühe vom Hohen Rat verurteilt und durch den Statthalter gehenkt werden sollte.

Simon starrte ins Feuer. Alles versank um ihn her, der düstere Hof, die Knechte, die um ihn sassen, und das Kohlenfeuer. An die Befreiung Jesu war nicht mehr zu denken. Er wollte ja nicht gerettet sein. Sonst hätte er ihn nicht verhindert, dreinzuschlagen. Er hatte seine Sache aufgegeben.

Am meisten schmerzte Simon, dass in seinem Herzen ein Groll gegen seinen alten Herrn aufstieg.

Da fasste ihn jemand an der Schulter. Er sah auf. Die Magd des Torhüters lachte ihm ins Gesicht und sagte zu den Knechten, die am Feuer sassen:

„Das ist auch einer von ihnen."

„Lass mich in Ruh, ich bins nicht," fuhr Simon auf, erhob sich und ging wieder in den Torweg zurück. Die Knechte sahen ihm nach, kümmerten sich aber weiter nicht um ihn.

Im Torweg traf Simon auf den Pförtner, der mit Johannes aus der Kammer kam. Der Torhüter riet ihnen fortzugehen. Sie könnten doch nicht die ganze Nacht hier bleiben.

Johannes wollte gehen. Simon wollte bleiben. Endlich ging Johannes und Simon blieb.

Er konnte im Torweg nicht wohl stehen bleiben und setzte sich wieder an das Feuer.

Ein Knecht, an dessen Seite er sich niederliess, erzählte gerade den Dienern des Kaiphas, wie es bei der Gefangennahme zugegangen und wie übel sein Vetter Malchus dabei gefahren sei. Als er sich umwandte, sah er Simon sitzen:

„Habe ich dich nicht im Garten mit ihm gesehen?"

Simon leugnete.

„Du gehörst sicherlich zu ihnen," sagte ein andrer; „du bist ein Galiläer, deine Sprache verrät dich."

Simon stieg das Blut in den Kopf. Er wusste sich nicht mehr zu helfen, verfluchte und verschwor sich:

„Ich kenne den Menschen nicht."

Ein Hahn krähte auf der Terrasse, Simon sah hinauf. Da drehte der Hahn den Hals nach ihm herum, als sähe er ihn an.

Simon stand auf. Er ging in den Torweg zurück. Der Torhüter liess ihn hinaus. Als er draussen war, fing er bitterlich zu weinen an.

Mit Tagesanbruch versammelte sich der Sanhedrin in seinem Sitzungsraum, der sogenannten Quaderhalle, im südlichen Pylon des Altarhofs. Die Morgenstunde war ungewöhnlich dunkel. Man musste Licht anzünden. Die einundsiebzig Mitglieder des Hohen Rates hatten sich fast vollzählig eingestellt Die Stimmen der Ratsherren schwirrten durcheinander. Viele drängten sich um den Tempelhauptmann und wollten Näheres über die Verhaftung Jesu wissen. Abseits von den übrigen

stand der greise Nikodemus im Gespräch mit Joseph von Arimathia.

Früher als sonst erschien Kaiphas. Die Parteien liessen sich auf den steinernen Sitzen nieder, die den erhöhten Platz des Vorsitzenden umgaben. Kaiphas bestieg den Stuhl des Hohenpriesters und befahl dem Tempelhauptmann, den Angeklagten hereinzuführen.

Aus dem hohenpriesterlichen Palast hatte man Jesus längs der Aussenmauer des Tempelbergs durch Leviten von der Tempelwache eskortieren lassen und durch das zweifache Tunneltor über den Aussenhof in einen Nebenraum des Sanhedrins geführt, wo er gefesselt bis zum Beginn der Gerichtssitzung sass. Niemand vom Volk hatte ihn bemerkt.

Als Jesus eintrat, ging eine Bewegung tiefer Befriedigung durch die Reihen der Ratsmitglieder. So viel auch Pharisäer und Sadduzäer vor der Sitzung mit einander gestritten hatten, in der Hauptsache waren sie einig: der Prozess musste zu einem Todesurteil führen. Eine Rechtsfrage existierte im Grunde für das Kollegium nicht. Es handelte sich nur darum, wie man die Gewalt mit einem Schein des Rechts umkleiden konnte. Immerhin wollte auch jetzt noch jede Partei Jesus nach ihren Grundsätzen verurteilt sehen.

Pilatus war entschlossen, die Entscheidung in der Hand zu behalten. Da er nach der Sitzung das Rauchopfer zu zelebrieren hatte, sass er in vollem Ornat mit dem hohenpriesterlichen Schild auf dem Richterstuhl. Vor ihm stand der Angeklagte in dem Halbrund vor den Sitzen, auf jeder Seite ein Levit von der Tempelwache. Die Fesseln hatte man ihm abgenommen.

Kaiphas begann mit einer langen Rede, in der er ausführte, wie Jesus schon in Galiläa das Missfallen der Synagoge erregt habe, und, als ihm der Boden in den Ländern des Herodes zu heiss wurde, nach Judäa gekommen sei. Man wolle wissen, dass er selbst unter dem törichten Volk von Samaria Anhänger gesucht und gefunden habe. Die aufreizenden Reden, die er bei den lezten Festen gehalten habe, seien noch in aller Erinnerung. Wenn der Sanhedrin nicht wachsam gewesen wäre, würden sie grosses Unheil angerichtet haben. Überall habe er sich gegen die Autoritäten aufgelehnt und besonders die Schriftgelehrten, die Lehrer Israels, in den Augen des Volks herabgesetzt. Obwohl niemand recht wisse, wer und woher er sei, habe er sich als Propheten aufgespielt und sich in Dinge eingemischt, die allein die von Gott eingesetzte Obrigkeit angingen. Er habe in die Kompetenzen der Marktpolizei eingegriffen und die Verkäufer der Opfertiere sammt den Schekelwechslern von ihren Ständen fortgetrieben. Die lästerlichen Worte, die er bei diesem Anlass über den Tempel gesprochen habe, hätten bewiesen, dass er ein Abtrünniger sei und das Gesetz und den Gottesdienst ändern wolle.

Es seien viele Klagen von den Schriftgelehrten erhoben worden, dass er die Überlieferungen der Ältesten durch grobe Verletzung heiliger Gebräuche, die vielen teuer seien, der Verachtung preisgegeben habe. Er wolle diese Dinge hier nicht untersuchen. Die schweren Vergehungen, die er zuvor namhaft gemacht habe, seien mehr als ausreichend, ihm den Hals zu brechen.

Nicht nur für seine Person habe er sich der Nachsicht, die man ihm bisher erwiesen habe, unwert gezeigt. Es sei zweifellos, dass er mit geheimen Gesellschaften in Verbindung stehe. Anhänger der Zelotenpartei und Mitglieder der Sikarierbande gehörten zu seinen Anhängern. Man sage, dass er sogar einen Samariter in seine Leibwache aufgenommen habe. Von seinen Jüngern könne man auf seine Lehre schliessen. Er solle hier bekennen, was er insgeheim verkündet habe. Von Schwärmern sei man zwar jede Art von Torheiten gewohnt. Es hiesse unstudierte Leute allzu ernst nehmen, wenn man ihren Laienurteilen über Gesetz und Überlieferung einen Wert beimessen würde. Es gingen aber im Volk geheime Lehren um, die auf den Umsturz der herrschenden Gewalt gerichtet seien, und die keine Obrigkeit bei ihren Untertanen dulden könne.

Jesus, der bisher seinen Richter unbewegt angehört hatte, blickte auf. Kaiphas hielt inne, um ihm zu einer Antwort Raum zu geben. Jesus begann:

„Ich habe öffentlich vor der Welt geredet, im Heiligtum, und wo sonst die Judäer in ihren Synagogen zusammenkommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich? Frage die, die mich gehört haben."

Der Levit, der an Jesu Seite stand, wollte seinen Diensteifer beweisen und gab ihm einen Backenstreich:

„Antwortet man so dem Hohenpriester?"

Da Kaiphas dem Büttel keinen Verweis erteilte, stellte Jesus ihn zur Rede: „Habe ich übel geredet, so beweise, was daran übel ist. Habe ich recht geredet, was schlägst du mich?"

Kaiphas war mit seiner Anklage zu Ende. Er wandte sich an die Ratsversammlung und fragte, ob er zum Zeugenverhör übergehen solle. Er werde die Vernehmung auf den Hauptpunkt der Anklage beschränken: Lästerung des Heiligtums.

Durch die Reihen der pharisäischen Partei ging beifälliges Gemurmel.

Hannas hatte bereits Vorsorge getroffen, dass Leute aus dem Volk, die bei dem Zusammenstoss der Erzpriester mit Jesus zugegen waren und nicht zu viel und nicht zu wenig davon begriffen hatten, zur Stelle waren. Er hatte ihnen eine Vergütung für ihre Bemühung zugesagt und sie instruiert, dass es sich in der Hauptsache darum handle, die lästerlichen Worte zu bezeugen, die Jesus gegen das Heiligtum gesprochen habe.

Die Zeugen wurden hereingeführt, einfältige Leute, die schon durch die devoten Verbeugungen, mit denen sie die Hohenpriester und das Kollegium begrüssten, bezeugten, dass sie schwerlich etwas sagen würden, was dem Hohen Rat missfallen könnte. Dass sie mit der Absicht kamen, falsche Aussagen zu machen, war ihnen nicht zuzutrauen.

Mit den Worten: „Sagt, was ihr gehört," forderte Kaiphas, mit dem ältesten beginnend, die Zeugen auf, ihre Aussagen zu machen.

Was die Zeugen über den Wortwechsel zwischen den Hohenpriestern und Jesus vorbrachten, hatte weder Sinn noch Zusammenhang.

Befragt, was der Angeklagte über den Tempel gesagt habe, gab der erste Zeuge die Worte Jesu folgendermassen wieder: „Ich will den Tempel brechen

und in drei Tagen einen neuen bauen." Der zweite verbesserte den ersten. Jesus habe nicht gesagt, dass er den Tempel brechen wolle, sondern habe die Erzpriester aufgefordert: „Brechet ihr den Tempel und in drei Tagen will ich ihn wieder bauen."

Die Erzpriester lachten hell auf und verhöhnten den Zeugen wegen seiner Aussage. Kein Narr würde so tolles Zeug geredet haben, sie aufzufordern, dass sie den Tempel brechen sollten.

Der Zeuge wehrte sich und blieb bei seinem Wort. Als man ihm den Mund verbot, wandte er sich an einen dritten Zeugen, der ihm bestätigen solle, dass er recht gehörte habe. Der dritte Zeuge erklärte aber, die beiden Zeugen hätten falsch gehört. Er habe ganz nahe gestanden und die Worte des Angeklagten deutlich im Gedächtnis. Jesus sei vor die Erzpriester hingetreten und habe gesagt:

„Ihr habt den Tempel gebrochen, ich will ihn in drei Tagen wieder bauen."

Kaum war das Wort heraus, so sprang Hannas von seinem Sitze auf, nahm den Zeugen beim Kragen, führte ihn an die Tür und gab ihm einen Tritt, dass er hinausflog. Dann setzte er sich wieder an seinen Platz, alsob nichts vorgefallen wäre.

Kaiphas liess die Zeugen abtreten und nahm die Verhandlung wieder auf:

„Antwortest du nichts, auf das, was diese wider dich zeugen?"

Jesus blickte auf die Erzpriester, die vor ihm sassen und wohl wussten, dass der letzte Zeuge seine Worte richtig wiedergegeben hatte, und schwieg.

Von den Gesichtern der Erzpriester konnte Kaiphas

ablesen, dass er besser tat, von einer Feststellung des Wortlauts abzusehen. Da auf dem bisherigen Wege, den er der pharisäischen Partei wegen eingeschlagen hatte, nicht zum Ziel zu kommen war, beschloss er, seinen eigenen Weg zu gehen.

Man wisse, begann er, dass Jesus sich rühme, vom Hause Davids abzustammen, und sich Davidssohn nennen lasse. Kein Wunder, dass sich Toren, die davon träumten, das Reich Davids wiederherzustellen, an ihn drängten, und etwas Grosses aus ihm machen wollten.

Auf den Pharisäerbänken entstand Unruhe.

Kaiphas fuhr fort. Man habe schon den Täufer für den Messias ausgegeben und alle Welt sei ihm nachgelaufen, bis Herodes ihn gelehrt habe, wie man mit Hochverrätern umzugehen habe.

Laute Zwischenrufe und heftige Proteste unterbrachen Kaiphas. Der Hohepriester sah hinüber und gebot Schweigen. Die Unruhe nahm zu. Die Schriftgelehrten schrieen ihn an, dass er die Hoffnung Israels verleugne.

Da erhob sich Kaiphas, schritt die Stufen hinab, und ging drohend auf die Bänke der Pharisäer zu.

Als Stille eintrat, wandte er sich unerwartet dem Angeklagten zu, reckte die Hand zum Schwure auf und richtete mit erhobener Stimme an ihn die Worte:

„Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, dass du uns sagst, ob du der Messias bist."

Unwillkürlich sprang die ganze Versammlung von den Sitzen auf.

Jesus, durch die Beschwörung unbewegt, gab zur Antwort:

„Das sage dir selbst. Wenn ich zu euch reden würde, würdet ihr mir nicht glauben, und wenn ich euch fragen würde, würdet ihr mir keine Antwort geben und mich doch nicht loslassen. Doch ich sage euch, von nun an werdet ihr den Menschen kommen sehen mit des Himmels Wolken und sitzen zur Rechten der Kraft."

Die prophetische Gewalt, mit der Jesus sprach, brachte im ersten Augenblick die Richter aus der Fassung, bis ein Zwischenruf von den Bänken der Schriftgelehrten die Spannung löste:

„So bist du also der Mensch?"

„Das sagt euch selbst," antwortete Jesus.

Jetzt brach der ganze Sanhedrin in schallendes Gelächter aus. Der Gedanke war zu unsinnig, dass dieser einzelne Mensch sich für das Volk des Heiligen des Höchsten ausgeben, mit den Wolken gen Himmel fahren und sich zur Rechten Gottes setzen wollte. Die Ratsherren und Schriftgelehrten konnten sich kaum beruhigen.

Nur Kaiphas hielt die Richterwürde aufrecht. Mit Verachtung wandte er sich von Jesus, wie von einem Geisteskranken, ab und stieg wieder zu seinem Sitz hinauf. Als die Ratsherren sich gesetzt hatten, nahm er das Wort, um die Verhandlung zum Schluss zu bringen und den Urteilsspruch zu fällen:

„Wir haben Zeugen aufgerufen, die den Angeklagten der Lästerung des Tempels überführen sollten. Ihre Aussagen stimmten nicht überein. Doch was bedarf es überhaupt der Zeugen? Ihr selbst habt seine Lästerung gehört und wisst, dass auf Lästerung des Tempels Tod steht. Was dünkt euch?"

Wie ein Mann erhob sich der ganze Sanhedrin: „Er ist des Todes schuldig."

Während ihr Geschrei von den Wänden wiederhallte, griff der Hohepriester in den Halsausschnitt seines Rockes und riss ihn auseinander.

In dem allgemeinen Tumult erhoben sich zwei Ratsherren, Nikodemus und Joseph von Arimathia. Sie waren während der Verhandlung nicht zu Worte gekommen und gingen tief erregt hinaus.

Kaiphas hob die Sitzung auf und liess Jesus abführen. Als er von seinem Stuhl stieg, umdrängten ihn die Schriftgelehrten der Pharisäerpartei und redeten heftig auf ihn ein, was er mit dem Verurteilten zu tun gedenke. Man müsse ihn hinausführen und steinigen; auf Lästerung stehe Steinigung. Kaiphas weigerte sich, ohne Bestätigung des Statthalters das Todesurteil auszuführen. Die Pharisäer riefen ihm zu: mit seiner Anklage wegen Lästerung würde er beim Statthalter schön ankommen. Kaiphas erklärte, das sollten sie ihm überlassen. Die Schriftgelehrten schrieen ihn nur noch lauter an: Er bräche das Gesetz. Kaiphas wandte ihnen den Rücken und ging in den Altarhof hinaus.

Noch einmal machten die Gesetzeslehrer den Versuch, auf Hannas einzuwirken und verlangten, dass die Vollstreckung des Todesurteils, wie es in der Ordnung sei, auf den nächsten Tag verschoben würde. Hannas fragte sie, ob sie die Absicht hätten, einen Aufruhr in der Festversammlung hervorzurufen. Kaiphas sei entschlossen, sofort nach dem Morgenopfer den Verurteilten dem Statthalter vorzuführen und,

bevor noch das Volk von etwas wisse, die Hinrichtung vollziehen zu lassen.

Die Pharisäer sahen, das gegen den Willen der Erzpriester nichts zu machen war und schoben Hannas alle Verantwortung zu, falls die Römer die Hoffnung Israels verhöhnen und das Volk zum Aufruhr reizen würden.

Das Morgenopfer hatte schon begonnen. Die Ratsherrn gingen in den Altarhof hinaus.

Auf Befehl des Tempelhauptmanns war Jesus wieder gefesselt und den Leviten zur Bewachung übergeben worden. Er sass in dem Nebenraum des Sanhedrins, seine Abführung zum Statthalter erwartend. Draussen rauschte das Tempelorchester. Die Chöre stimmten die Festpsalmen an. Das tägliche Opfer wurde geschlachtet. Der Hohepriester ging in das Heilige, um das Rauchopfer darzubringen. Da es der erste Festtag war, zog sich der Morgendienst mehr als sonst hin. Den Wächtern fing die Zeit an lang zu werden. Sie begannen ihren Mutwillen an dem Verurteilten auszulassen, spieen ihm ins Gesicht und schlugen ihn mit ihren Stöcken. Zuletzt kam einer auf den Einfall, mit dem Gefesselten Prophet zu spielen. Man verhüllte ihm das Haupt, versetzte ihm Faustschläge und rief ihm zu: „Weissage, wer ist es, der dich schlug?" Der rohe Spass fand vielen Beifall bei den Knechten.

Draussen vor der Tür, die nach dem Aussenhof führte, stand ein Mann, der sein Ohr an den Türspalt drückte und lauschte, was da drinnen vorging. Beim Beginn des Morgenopfers hatte sich Judas herge-

schlichen. Er wusste noch nichts vom Ausgang des Prozesses. Als einer von den Knechten herauskam, fasste er ihn beim Arm und fragte:

„Wie ist es gegangen?"

„Zum Tod verurteilt."

„Hat er gesagt, dass er der Messias ist?"

„Er hat alles abgeleugnet. Die Lästerung des Tempels hat ihm den Hals gebrochen."

Judas drückte sich auf die Seite. Das Blut war aus seinem Gesicht entwichen. An der Tür, die in den Sanhedrin führt, blieb er stehen. Seine Hände wühlten im Gürtel, bis er den Beutel mit den dreissig Silberlingen griff. Wie er den Beutel vor die Augen führt und anstarrt, verfällt sein Geist in einen Wahnzustand. Er fällt zu Boden und bleibt regungslos auf der Schwelle liegen. Ihm ist, als sei er in einen tiefen Abgrund abgestürzt. Er fällt und fällt, der Abgrund will kein Ende nehmen. In seiner Angst reisst er den Blick empor. Da steht hoch oben Jesus mit gebundenen Händen und sieht zu ihm hinab. In seiner Gewissensangst will er die Hände zu dem Gefesselten erheben. Er kann es nicht. Sein Körper liegt auf seinen Armen.

Die Tür zum Sanhedrin öffnet sich. Jemand kommt heraus und tritt auf ihn. Er erwacht, schüttelt den Alb von sich und springt auf.

Die Erzpriester und Ratsherren waren vom Morgenopfer in den Sitzungsraum zurückgekehrt. Judas hört, wie Kaiphas dem Tempelhauptmann zuruft:

„Lass den Verurteilten zum Statthalter eskortieren."

Da reisst Judas die Tür auf und schreit in den Sanhedrin hinein:

„Ich habe mich versündigt und unschuldig Blut verraten."

Kaiphas erkennt den Angeber:

„Was geht das uns an? Da sieh du zu."

Der kalte Hohn des Hohenpriesters vernichtet seine letzte Hoffnung. Er fährt auf Kaiphas zu, wirft ihm den Beutel vor die Füsse und stürzt hinaus. Die Silberstücke springen über den Boden hin und klirren auf den Fliessen. Die Ratsherrn bücken sich und scharren die Silberstücke wieder in den Beutel.

„Das hätten wir billig gehabt," sagt der Schatzmeister. Die Erzpriester lachen.

„Was soll man damit tun?"

„In den Tempelschatz taugt es nicht, weil Blut daran klebt," erwidert Hannas, „man muss es zu einem guten Werk verwenden."

Der Schatzmeister nimmt den Beutel an sich.

Judas war aus dem Heiligtum geflohen. In den Gassen der Stadt drängten sich die Pilger, die vom Morgenopfer kamen. Er schob die Menschen rechts und links beiseite und eilte die Strasse zum Tor hinab. Vor der Stadt fängt er zu laufen an. Ein unbegreifliches Verlangen treibt ihn nach der Stätte, wo er seinen Herrn verraten hat. Während er läuft, als hätte er Verfolger auf den Fersen, und den Berg hinaufkeucht, steht ihm greifbar ein Gesicht vor Augen. Er sieht sich selbst, wie er im Garten den Meister küsst. Krampfhaft klammert sich sein irrer Geist an die Vision. Er presst den Meister an die Brust und drückt den Mund auf seine Lippen. Jeden

anderen Gedanken scheucht er fort, bis das Bild in ihm erstarrt.

Als er atemlos an die Pforte von Gethsemane kommt, vermag er die Schwelle nicht zu überschreiten. Er übersteigt die Mauer des Grundstücks, das darüber liegt. Von da stiert er nach der Stelle hin, wo er Jesus umarmt und geküsst hatte. Dann löst er mit verzückten Händen seinen Gürtel, schlingt ihn um den Baumast über ihm und erhängt sich.

Siebentes Kapitel.

Der römische Statthalter Pontius Pilatus hatte sein Standquartier in Cäsarea an der Küste. Zum Passahfest hielt er es für Pflicht, nach Jerusalem heraufzukommen. Die Ansammlung der Pilgermassen aus dem ganzen Lande forderte seine Wachsamkeit. Er pflegte in dem fürstlich eingerichteten ehemaligen Palast Herodes des Grossen zu residieren, der, an der Nordwestecke der Stadt gelegen, mit seinen mächtigen drei Festungstürmen Jerusalem beherrschte. Während der Opferzeit war Pilatus meist im Prätorium in der Antonia zu finden. Aus seinem Amtszimmer im Oberstock konnte er den ganzen Tempelplatz übersehen.

Die Antonia, die der römischen Besatzung als Kaserne diente, war ein plumper viereckiger Bau, der auf seinen Ecken vier Türme trug. Seit Judäa römisch geworden war, diente er dem Prokurator als Prätorium. Die alte Bira, die die Hasmonäer zum Schutz des Heiligtums an der Nordseite des Tempels, der gefährdetsten Stelle der Stadt, errichtet hatten, war von Herodes ausgebaut und zu Ehren seines Gönners Antonia genannt worden. In Römerhänden war sie ein Symbol der Fremdherrschaft. Die römischen Soldaten konnten von der Burg auf die Dächer der Säulenhallen steigen. Oftmals hatten sie durch

Verspottung der heiligen Gebräuche Ärgernis erregt.

Die Burg war im Viereck um einen Innenhof gebaut, der mit grossen Platten gepflastert war. In seiner Mitte erhob sich eine marmorbekleidete Estrade, die den natürlichen Fels des Berges, der hier seine höchste Erhebung hatte, überkleidete. Unter dem Fels war eine Höhle, die mit der Wasserleitung des Tempels in Verbindung stand. Die Marmorestrade wurde nach dem Fels, der darunter war, Kaphatha (Gabbatha) genannt, ein Name, der sich noch heute in arabischer Übertragung in dem Namen der Moschee es Sachra erhalten hat, die in mohammedanischer Zeit über dem Fels erbaut wurde.

Das Tor der Burg sah nach der Stadtseite. Eine Freitreppe führte auf einen mässig grossen Hof hinunter, der hinter der zweiten Stadtmauer lag. (Die zweite Mauer umfasste den Stadtteil östlich und nördlich der Burg. Sie ist noch heute in der Harammauer erhalten. Der Raum der Antonia entspricht der erhöhten Plattform der Moschee es Sachra. Der Tempel mit seinen Vorhöfen und Säulenhallen nahm das südliche Drittel des Harams ein.) Der Burghof vor der Antonia hatte Ausgänge nach dem Tempel und der Neustadt.

Es war der erste Festtag heute. Doch kein Festglanz wollte sich über Stadt und Tempel breiten. Zwar hatte sich der Sturm der Nacht gelegt; aber der Wolkenhimmel hing noch wie ein schweres Gewölbe über Stadt und Land. Vom südöstlichen Horizont her färbte ein fahlgelbes Licht die Atmosphäre. Schon seit dem Morgen begann sich die

Luft mit feinem Wüstenstaub zu erfüllen, der das Tageslicht verschleierte. Im Altarhof hatte man beim Morgenopfer Fackeln anzünden müssen. Ihr Schein fiel auf einen Zug, der sich durch die westliche Säulenhalle des Tempelplatzes auf das Tor des Burghofs zu bewegte.

Der Hohepriester Kaiphas und eine Abordnung des Hohen Rates, meist Erzpriester und Schriftgelehrte von den Pharisäern, gingen voraus. Es folgten mit dem Hauptmann des Tempels an der Spitze Leviten von der Tempelwache, die den gebundenen Jesus in ihrer Mitte führten. Die Halle war nach dem Morgenopfer für die Pilger abgesperrt worden.

Auf dem Burghof angekommen, liess der Hauptmann das Tor nach dem Heiligtum hinter dem Zuge schliessen. Der Ausgang nach der Stadt war von einem römischen Posten besetzt. Man bedeutete ihm, dass er niemand einzulassen habe, solange die Abordnung des Hohen Rats beim Prokurator sei. Statt in den Innenhof hinaufzugehen, blieb der Hohepriester mit seinem Gefolge auf dem Burghof stehen und liess den Statthalter herunter bitten. Die scheinbare Unhöflichkeit wurde damit entschuldigt, dass ein Jude während der Festtage, solange man ungesäuerte Brote ass, kein heidnisches Haus betreten dürfe.

Der Statthalter, der die Meldung in seinem Amtszimmer empfing, hätte die Herren am liebsten wieder fortgeschickt und liess sie warten. Ihr Aberglaube war beleidigend. Endlich entschloss er sich des Festtages wegen sie anzuhören. Als er die steilen Steintreppen auf den Innenhof hinunterstieg, nahm er sich vor, den Priestern eine Lektion zu erteilen.

Er ging vor das Tor hinaus und blieb auf dem Podest der Treppe stehen. Unten stand die Abordnung. Den Gefesselten hatte man vor die Treppe hingeführt. Die Tempelwache blieb im Hintergrund.

Ohne die Abordnung zu grüssen, als habe er es mit gewöhnlichen Bittstellern zu tun, fragte Pilatus hinunter:

„Was habt ihr gegen den Menschen?"

„Wenn er nicht ein Missetäter wäre, würden wir ihn dir nicht bringen," antwortete Kaiphas beleidigt.

Pilatus streckte sein glattrasiertes Kinn vor.

„So nehmt ihn und richtet ihn nach eurem Gesetz."

„Wir dürfen niemand töten," ruft es aus der Abordnung.

Der Statthalter zuckt mit den Achseln. Hannas flüstert Kaiphas ins Ohr:

„Sage nichts von Lästerung, sonst schickt er uns fort."

Da der Statthalter schwieg, nahm Kaiphas das Wort, um die Anklage zu begründen.

„Wir haben befunden, dass dieser Mensch unser Volk aufwiegelt. Er verbietet dem Kaiser Steuer zu zahlen und gibt sich für den Messiaskönig aus."

Die glatte Zunge des Kaiphas empörte selbst die Pharisäer.

Pilatus kam die Treppe hinunter und besah sich den Angeklagten.

„Antwortest du nichts? Hörst du nicht, was sie wieder dich vorbringen?"

Jesus schwieg.

Die Sache von der Hand zu weisen, ging nicht an. Doch die Anklage schien verdächtig. Pilatus erinnerte sich dunkel durch seine Frau von Händeln

gehört zu haben, die ein Nazoraër namens Jesus mit den Schriftgelehrten gehabt habe wegen ihres Aberglaubens. Die Gestalt und Haltung des Gefesselten wollte zu der Anklage des Sanhedrins nicht stimmen. Überdies hatte sich Pilatus vorgenommen, den Priestern heute jede Bitte abzuschlagen.

So stieg er wieder die Treppe hinauf. Hannas, der sich über sein Benehmen ärgerte, rief ihm nach:

„Er hat das Volk aufgewiegelt mit seinen Lehren durch ganz Judäa von Galiläa an bis hierher."

Pilatus wandte sich um:

„Galiläa? Ist er aus Galiläa?"

„Aus Nazaret in Galiläa."

„So kann ihn ja Herodes richten. Ich werde ihn zum Tetrarchen schicken."

Er geht vollends die Treppe hinauf und ruft den Centurio aus dem Innenhof.

Als der Centurio kam, befahl er ihm, den Gefangenen den Priestern abzunehmen und zum Tetrarchen zu bringen. Er hatte einen Nebenzweck dabei. Mit der Übersendung des Gefangenen erwies er Herodes eine Artigkeit. Seit dem Laubhüttenfest stand er mit dem Tetrarchen schlecht. Herodes hatte ihm wegen des Blutbades im Heiligtum einen geharnischten Brief geschrieben. Da der Tetrarch am Kaiserhof gute Verbindungen hatte, war es geraten, sich wieder auf guten Fuss mit ihm zu stellen. Er gab dem Centurio freundliche Worte mit und ging in die Burg hinein. Die Priester liess er stehen.

Der Centurio nahm zwei Leute von der Wache und führte den Gefangenen ab.

Kaiphas und die Ratsherren sahen sich an. Jesus war ihnen abgenommen; aus der Burg waren sie ausgeschlossen.

Der Tetrarch war zum Fest mit grossem Gefolge in die Stadt gekommen. Sein Palast lag in der Oberstadt über dem Tyropöontal, der Rückwand des Tempels gegenüber. Er pflegte in Jerusalem mit königlichem Aufwand aufzutreten, um seine Ansprüche auf Judäa in Erinnerung zu erhalten. Die Zeiten konnten sich ändern. Durch kaiserliche Gunst hoffte er das Reich seines Vaters wieder in seiner Hand zu vereinigen. Aus dem väterlichen Erbe war ihm noch eine Art Schutzrecht über das Heiligtum verblieben, das auch der Sanhedrin gelegentlich anrief, wenn er in Rom gegen den Statthalter intriguieren wollte.

Herodes war erstaunt, als sich der Centurio bei ihm meldete. Offenbar wollte der Statthalter wieder mit ihm anknüpfen. Die dargebotene Hand abzuweisen, wäre unklug gewesen. Natürlich musste er den Gefangenen dann wieder zurückschicken. Was sollte er auch hier in Jerusalem mit ihm anfangen? Er hätte sich nur bei den Pilgern unbeliebt gemacht. Immerhin war er neugierig, den vielgenannten galiläischen Propheten von Angesicht zu sehen. Er hielt ihn für etwas wie einen Goëten, der Zauberkräfte besass, und wollte sich einige Kunststücke von ihm vormachen lassen. Seltsamerweise hegte er immer noch den abergläubischen Gedanken, dass der Geist des Täufers, den er hatte ermorden lassen, in diesen Wundertäter gefahren sei; aber die Sache beunruhigte ihn nicht mehr.

Als sein Gefolge beisammen war, liess er den Gefangenen vorführen und verlangte, er solle seine Künste zeigen. Jesus schwieg. Er solle ihm wahrsagen. Jesus schwieg. Auch auf weitere Fragen erhielt Herodes keine Antwort. Endlich langweilte ihn die Sache und er befahl den nichtssagenden Menschen abzuführen.

Er bat den Centurio seine Komplimente an den Statthalter auszurichten. Er wisse hier in Jerusalem mit dem Menschen nichts anzufangen. Überdies würde die Weisheit des Statthalters leicht feststellen können, ob er gefährlich sei. In seinen Landen habe er nichts Todeswürdiges begangen. Bei der Verabschiedung liess der Tetrarch dem Centurio ein Prachtgewand als Geschenk für den Statthalter überreichen.

Seit diesem Tage waren Herodes und Pilatus Freunde.

Die Erzpriester und Ratsherren, die auf dem Burghof standen, waren inzwischen zu der Einsicht gelangt, dass sie als abgewiesene Bittsteller vor der Tür des Statthalters nicht wohl warten konnten. Ob Herodes den Gefangenen zurückschicken würde, war ungewiss. Irgendwie musste die Sache wieder aufgenommen und zum Schluss gebracht werden. Kaiphas war nicht der Mann, einen Vorsatz aufzugeben.

Als sie eben abziehen wollten, kam ihnen unerwartet Hilfe.

Am Ausgange des Burghofes nach der Stadt erschien eine Abordnung des Magistrats von Jerusalem mit einem grossen Schweif von Bürgerschaftsvertretern. Das Stadthaupt liess durch den Posten den wach-

habenden Offizier bitten, sie bei Pilatus anzumelden.

Es bestand eine Sitte, dass der Statthalter am Passahfest dem Volk einen Gefangenen freigab. Die Abordnung war zu dem Zweck erschienen, um in gewohnter Weise die Losgabe zu erbitten, die in der Regel ohne weiteres gewährt wurde.

Die Bürgerschaftsvertreter wurden eingelassen. Sie waren erstaunt, den Hohenpriester und die Ratsherrn auf dem Burghof anzutreffen.

Man begrüsste sich. Da der Statthalter auf sich warten liess, nahm Kaiphas den Führer der Deputation beiseite. Einige Abgeordnete, zumeist Vertreter der Zünfte und Gewerbe, wurden zugezogen. Kaiphas teilte mit, was er über den Beschluss des Hohen Rats und die Verurteilung Jesu zu sagen für gut befand. Sie seien hier, um das Todesurteil durch den Statthalter bestätigen zu lassen.

Die Bürgerschaftsvertreter waren erst erschrocken. Noch niemand wusste etwas von der Gefangennahme und dem Prozess. Als Kaiphas sie aufforderte, das Verlangen des Hohen Rats beim Statthalter zu unterstützen, waren sie bedenklich. Sie fürchteten den schlechten Eindruck auf die Pilgermassen. Schliesslich gaben sie der Priesterschaft zuliebe nach.

Von Kaiphas befragt, wen sie losbitten wollten, sagten sie, ganz Jerusalem habe den Bar Abba verlangt, der seit dem Laubhüttenfest im Gefängnis lag und heute mit zwei andern Sikariern hingerichtet werden sollte. Kaiphas hatte die ernstesten Bedenken, dass man einen notorischen Aufrührer, der das Volk zur Steuerverweigerung verleitet hatte, losbitten wollte, erklärte sich aber schliesslich damit einver-

standen, wenn die Stadtvertreter auch sein Verlangen unterstützten.

Als man eben einig geworden war, kam der Centurio mit Jesus von Herodes zurück. Statt den Gefangenen den Erzpriestern wieder auszuliefern, nahm er ihn mit in die Burg hinein.

Der Statthalter kam eben die Treppe von seinem Amtszimmer herunter in der Absicht, in die Stadt zu gehen, als der Centurio sich bei ihm meldete, und ihm die Komplimente des Königs sammt dem Ehrengeschenk überbrachte. Pilatus gefiel das Prachtgewand. Er schickte es seiner Frau in den Palast. Zugleich wurde ihm gemeldet, dass die städtische Abordnung draussen sei, um die übliche Amnestierung zu erbitten.

Pilatus trat vor das Tor hinaus. Als er sah, dass die Priester noch nicht vom Platz gewichen waren, tat er, als ob er sie nicht sähe, und liess den Sprecher der städtischen Abordnung zu sich heraufkommen.

Der Sprecher stieg die Treppe hinan und blieb auf der vorletzten Stufe stehen. Dann begann er eine lange römisch abgefasste Adresse vorzulesen. In der Adresse wurden die Verdienste des Kaisers und des Statthalters um das jüdische Volk und die Heilige Stadt überschwenglich gepriesen. Am Schluss wurde mit Berufung auf das Herkommen die Bitte um Amnestierung eines Gefangenen ausgesprochen.

Der Statthalter hörte die Adresse wie einen Staatsakt mit gebührendem Ernste an. Als der Name Bar Abba genannt wurde, runzelte er die Stirn. Unter dem Hören war ihm ein Einfall gekommen. Als die Verlesung zu Ende war, erklärte er sich bereit, in

des Kaisers Namen die Bitte der Stadtvertreter zu gewähren. Dann fuhr er fort:

„Es wurde mir soeben ein Gefangener eingebracht, den ich drin im Hofe habe. Ich gebe ihn euch frei. Es ist Jesus von Nazaret."

Jetzt erst streifte ein spöttischer Blick die Männer des Sanhedrins.

Die Erzpriester, die etwas derart ahnten, waren auf der Hut. Sie gaben den Stadtvertretern das besprochene Zeichen und von allen Seiten wurde Pilatus zugeschrieen:

„Nicht *den* Jesus, sondern Jesus bar Abba."

Der Statthalter würdigte die Schreier keiner Antwort, entliess den Sprecher der Abordnung und ging ins Prätorium zurück.

Er wusste sich die Parteinahme der Bürgerschaft nicht recht zu erklären. Wie konnten sie einen qualifizierten Räuber und Aufrührer freibitten und einen Menschen ablehnen, der mochte er sein, was er wollte, doch mindestens kein Mörder war. Woher dieser Hass auf Jesus? Es musste doch etwas an dem Menschen sein. Sollte er sich wirklich für den Messias ausgeben und nach der Krone streben? Nach dem Eindruck, den der Gefangene auf ihn machte, glich er eher einem Wanderphilosophen. Wenn ihn das Volk gern hörte, genügte das, um den Neid der Schriftgelehrten zu erregen.

Jesus stand noch gefesselt auf dem Hof. Pilatus befahl ihn loszubinden. Er trat an ihn heran:

„Bist du der Judenkönig?"

Jesus antwortete:

„Sagst du das von dir selbst, oder weil es dir andere von mir gesagt haben?"

„Bin ich ein Jude?" antwortete der Statthalter verächtlich. „Dein Volk und die Erzpriester haben mich dir ausgeliefert. Was hast du getan?"

Die Frage hatte keinen inquisitorischen Ton. Eher sprach der Wunsch heraus, von Jesus zu erfahren, wodurch er sich den Hass der Priester zugezogen habe. Jesus fühlte, dass er offen reden konnte. Er antwortete:

„Mein Königreich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Königreich von dieser Welt wäre, würden meine Diener darum gekämpft haben, dass ich nicht ausgeliefert würde. Nun aber ist mein Königreich nicht von dannen."

Pilatus war in der Weltweisheit genug bewandert, um sich auch ein Reich anderer Art denken zu können, als solche, die mit Waffengewalt erobert werden. Auch im Reich des Geistes gab es Könige, wie es nach der Schätzung des Zeitalters die grossen griechischen Philosophen waren. Obwohl für ihn als Römer die Macht der Inbegriff der Weisheit war, liess er die Worte Jesu gelten.

„So bist du also ein König?"

„Das sage dir selbst," erwiderte Jesus. „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeuge. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme."

Einem Skeptiker wie Pilatus klang solches Lob der Wahrheit zu pathetisch.

„Was ist Wahrheit?" sagte er achselzuckend.

Der Gedanke, dass dieser Mensch dem Staat gefährlich sei, war unsinnig. Die Unterhaltung fortzusetzen, war nicht lohnend.

So ging er wieder vor das Tor hinaus, um die Erzpriester nach Haus zu schicken. Er sagte den Bittstellern herunter:

„Ihr habt mir den Menschen hergebracht und gesagt, dass er euer Volk verführe. Ich habe ihn verhört und habe keinen Grund für eure Anklagen an ihm gefunden. Auch Herodes, zu dem ich ihn geschickt habe, hat nichts Todeswürdiges an ihm gefunden. Darum will ich ihn geisseln lassen und freigeben."

Kaum hatte Pilatus ausgeredet, schrie der ganze Haufe zu ihm herauf:

„Weg mit dem und gib uns Bar Abba los."

Pilatus ging hinein, liess das Tor schliessen und befahl dem Centurio, den Gefangenen geisseln zu lassen.

Die Soldaten machten sich an die Geisselung. Sie banden Jesus an eine der Säulen, die den Torweg trugen, entblössten seinen Rücken und strichen ihn mit Ruten, bis die blutunterlaufenen Striemen aufbrachen und das rohe Fleisch zum Vorschein kam. Ihr Geschäft gefiel ihnen, weil der Gefangene nicht schrie. So fuhren sie noch ein gut Teil länger fort, als üblich war. Der Centurio, der auf dem Hof auf und ab wandelte, bemerkte es und hiess sie aufhören. Niemand kühlte die Wunden des zerrissenen Fleisches. Dass Blut mochte fliessen, bis es in den beschmutzten Kleidern, die man ihm wieder überzog, gerann.

Während der Geisselung waren die Leute der Kohorte aus ihren Kasernenstuben herausgekommen. Sie hatten etwas von „König der Juden" gehört. Ein

Spassvogel schlug vor, ob man den König nicht krönen und ihm huldigen sollte. Der Vorschlag fand lärmenden Beifall bei der Kohorte.

Auf der marmornen Estrade inmitten des Hofes stand der Richterstuhl des Pilatus, auf dem er noch am Morgen die drei Sikarier zum Tod verurteilt hatte. Man hüllte Jesus in ein Scharlachgewand ein und warf ihm einen roten Soldatenmantel über. Dann gab man ihm mit Ehrbezeugungen und Püffen das Geleit auf seinen Thron. Der Zweig eines Dornstrauchs, der in dem alten Gemäuer wucherte, war schnell zu einer Krone zusammengewunden. Man drückte sie ihm auf das Haupt. Blutgeriesel floss über das blasse Gesicht herab. Noch ein Rohr als Szepter in die Hand und das Bild der Majestät war fertig.

Nun führten die Soldaten mit grotesken Zeremonien und spasshaften Redewendungen den feierlichen Akt der Huldigung aus. Sie beugten die Kniee vor dem Thron, und riefen ihm zu:

„Sei gegrüsst, König der Juden."

Dabei führten sie den königlichen Purpur an die Lippen und untermischten ihre ernsthaften Gebärden mit rohen Späßen. Sie nahmen ihm das Szepter aus der Hand, schlugen damit auf die Dornenkrone, spieen ihn an und verhöhnten mit Knüffen und Backenstreichen die gekrönte Majestät des Judenkönigs.

Inzwischen war es Mittag geworden. Pilatus machte sich zurecht, um zum Essen in seinen Palast zu gehen.

Als er auf den Hof kam und die Komödie sah, die die Soldaten mit dem Gefangenen aufführten, zog er

ein finsteres Gesicht, hiess Jesus herunterführen und die Soldaten in ihre Stuben gehen.

Er trat aus dem Tor hinaus. Da standen wirklich die Priester und der ganze Haufe noch auf dem Burghof. Wenn sie dachten, dass sie mit Beharrlichkeit ihm etwas abgewinnen könnten, waren sie im Irrtum. Vor ihren Ohren gab er dem Centurio Befehl, Jesus loszulassen.

Kaiphas wandte sich zum Gehen. Da der Statthalter gegen ihre Wünsche taub blieb, wollten ihm die andern eben folgen, als Pilatus ihnen nachrief:

„Wartet noch, ich bringe ihn zu euch heraus."

Er ging in den Hof zurück, nahm Jesus beim Arm und brachte den Judenkönig im Purpurmantel mit der Dornenkrone vor das Tor hinaus. Sein sonst so steinernes Gesicht legte sich in feine Falten, als er in den Hof hinabrief:

„Hier ist der Mensch."

Der Hohn des Statthalters empörte die ganze Bürgerschaft. Ein wüstes Geschrei anwortete auf die Herausforderung. Pilatus wartete gelassen, bis es wieder ruhig war. Dann sagte er herunter:

„Ihr wolltet ja, dass ich euch einen freigebe; seht, ich gebe euch euren König frei."

Empört schrie es zurück:

„Nicht den, sondern Bar Abba."

Pilatus ergötzte es, die Menge noch mehr zu reizen:

„Was wollt ihr denn, dass ich mit eurem sogenannten Messias tue?"

„Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!"

Das ohrbetäubende Geschrei hallte von den Mauern wieder und eine Welle von Wut und Hass schäumte

zum Statthalter hinauf. Er regte keine Miene.

„Was hat er denn Böses getan? Ich finde keine Schuld an ihm."

Schon will er die Treppe hinuntersteigen, um nach Haus zu gehen, als sich ein Schriftgelehrter von den Pharisäern an die Stufen drängt. Die Lügen des Kaiphas hatten ihn empört. Pilatus sollte endlich die Wahrheit wissen. Mit bebender Stimme ruft der Eiferer hinauf:

„Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muss er sterben, weil er sich zu Gottes Sohn gemacht hat."

Pilatus stutzt. Er sieht sich nach Jesus um. Hat nicht wahrhaftig dieser Mensch mit Purpurmantel und Dornenkrone etwas Götterhaftes an sich? Alte Fabeln schossen ihm durch den Kopf von Unsterblichen, die vom Olymp herabgestiegen und unerkannt von den Menschen Gutes und Böses erfahren hatten, um sich zuletzt in ihrer göttlichen Gestalt zu offenbaren. Ehrfurcht und Aberglaube machten ihn bedenklich. Er nimmt Jesus beim Arm und führt ihn in den Hof zurück.

Nachdenkend geht er auf und ab. Der Himmel drückt bleiern auf den Hof. Ein feiner Sandstaub wirbelt in der Luft umher. Wie er nach der Stirn fasst, um den Staub fortzuwischen, bemerkt er, dass seine Hand mit Blut befleckt ist. Er hat sich an dem Gegeisselten beschmutzt. Er heisst Wasserbecken und Handtuch bringen, um sich zu waschen. Unruhig geht er wieder auf und ab. Plötzlich bleibt er vor Jesus stehen:

„Woher bist du?"

Jesus gibt ihm keine Antwort.

„Redest du nicht mit mir? Weisst du nicht, dass ich Macht habe, dich loszulassen oder zu kreuzigen?"

Jesus sieht ihn an.

„Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht gegeben worden wäre. Darum hat der grössere Schuld, der mich dir ausgeliefert hat."

Pilatus ist betroffen. Er soll sich zum Mitschuldigen eines Kaiphas machen? Er ist ja entschlossen, Jesus loszulassen.

Mit einer leichten Verneigung geht er fort. Er will der Sache ein Ende machen.

Der Soldat mit der Wasserschüssel und dem Handtuch eilt ihm nach. Pilatus bleibt oben auf der Treppe stehen, taucht die Hände in die Schüssel und wäscht die Blutflecken von seinen Fingern ab.

Als die Menge sieht, dass er nach Haus gehen will, fängt sie aufs neue zu lärmen an.

Pilatus lässt sie schreien. Als er mit Waschen fertig ist, spritzt er die Hände aus und ruft herab:

„Ich will rein sein von diesem Blut, das sollt ihr wissen."

Da gellt eine Stimme aus dem Haufen über die Köpfe hin:

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" und mit wildem Geschrei fällt der ganze Haufe ein:

„Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!"

Pilatus lässt sich nicht aus der Fassung bringen. Er ruft hinunter:

„Ich soll euren König kreuzigen?"

Der Haufe antwortet:

„Wir haben keinen König als den Kaiser."

Der Diener reicht Pilatus das Handtuch und er trocknet sich die Hände.

In der allgemeinen Aufregung war Kaiphas der einzige, der kühles Blut behalten hatte. Er war entschlossen, den Widerstand des Statthalters zu brechen. Er kommt die Treppe halb herauf und ruft Pilatus in schneidend scharfem Tone zu:

„Wenn du diesen loslässt, bist du kein Freund des Kaisers. Wer sich zum König macht, lehnt sich wider den Kaiser auf."

Pilatus hält mit Trocknen ein. Die Drohung, ihn beim Kaiser zu denunzieren, war nicht misszuverstehen. Dieser Jude wollte kaiserlicher sein als er. Die Sache konnte ihn sein Amt, vielleicht sogar den Hals kosten.

Er gab dem Diener das Tuch zurück. Er hatte die Priester seine Macht fühlen lassen. Es war genug des Spiels. Er legte sein Gesicht in ernste Falten und war wieder der strenge römische Beamte.

Er gibt dem Centurio einen Wink, Jesus hineinzuführen, und geht in gemessenem Schritt in den Hof. Von draussen sieht man, wie er Jesus vor die Estrade führen lässt und zu seinem Richterstuhl hinaufsteigt.

Da drängt sich jemand durch den Haufen, eilt die Treppe hinauf in den Hof, steigt zur Estrade hinan und übergibt Pilatus einen Brief. Ein Bote aus dem Palast des Statthalters. Pilatus öffnet den Brief. Es ist die Handschrift seiner Frau. Sie dankte für das übersandte Prachtgewand und fuhr fort:

„Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten. Ich habe seinetwegen heute viel im Traum gelitten."

Pilatus steckt den Brief zu sich und lässt durch

den Boten sagen, er käme gleich zum Essen. Dann lässt er den Schreiber rufen und diktiert ihm ein Protokoll, wonach er das Gesuch des Sanhedrins, das Todesurteil über einen gewissen Jesus von Nazaret zu bestätigen, genehmigt habe.

Nachdem er das Protokoll unterschrieben hat, erhebt er sich und steigt von der Estrade herab. Er gibt noch Befehl, Jesus zur Hinrichtung an den Sanhedrin auszuliefern und den Gefangenen Bar Abba loszulassen.

Beim Hinausgehen macht der Centurio den Statthalter darauf aufmerksam, dass heute in der ersten Stunde des Nachmittags die Exekution an den drei Sikariern hätte vollzogen werden sollen. Ob es nicht das einfachste sei, an Stelle des freigegebenen Bar Abba Jesus gleich mit den andern beiden hinzurichten. Man werde ohnehin die Richtstätte absperren und darüber wachen müssen, dass keine Unruhen im Volk ausbrächen.

Pilatus, der die Exekution der drei Sikarier mit Vorbedacht auf den ersten Festtag angesetzt hatte, erwidert dem Centurio, die Hinrichtung des Nazoräers sei Sache des Sanhedrins. Er möge das mit Kaiphas ausmachen. Den Ärger, dass die Priester über ihn triumphiert hatten, kann er kaum verwinden. Plötzlich umspielt ein böses Lächeln seine Lippen:

„Vergiss nicht an das Kreuz des Nazoräers den Schuldtitel anzuheften und schreibe:

JESUS NAZORAEUS REX JUDAEORUM."

So hatte er doch noch zuletzt den Juden ihren König angehängt.

Als Pilatus die Treppe hinunterkam, machten ihm die Erzpriester und Ratsherren und der ganze Bürgerhaufe ehrfurchtsvoll Platz. Er grüsste mit leichter Handbewegung und verliess den Burghof.

Als das Tor sich hinter ihm geschlossen hatte, machte sich auch der Sanhedrin und die städtische Abordnung auf den Weg. Kaiphas war erfreut, dass die Hinrichtung unter römischer Aufsicht erfolgen sollte. Er liess Leute von der Tempelwache da, die zusammen mit den Soldaten die Exekution besorgen sollten.

Jesus war im Prätorium zurückgeblieben. Die Dornenkrone hatte man ihm abgenommen, Purpur und Scharlachkleid ausgezogen.

Er sass auf den Stufen der Marmorestrade. Bis zur Abführung liess man ihn in Ruhe. In der Nacht hatte er nur für kurze Stunden die Augen zugetan. Dann kam das Verhör im Hohen Rat. Während des Morgenopfers die Beschimpfung durch die Ratsherrnknechte. Die Verhandlungen in der Burg mit dem Zwischenspiel bei Herodes hatten sich bis Mittag hingezogen. Erst im letzten Augenblick war das Todeslos gefallen.

Obwohl Jesus während der Verhandlungen keinerlei Gemütsbewegung verraten hatte, war seine Seele doch aufs tiefste erregt und aufgewühlt. Die körperlichen Schmerzen hatte er ertragen. Doch bei dem Satyrspiel der Königskrönung begann er die bittere Hefe des Kelchs zu schmecken, den der Vater ihm zu trinken gab.

Als die Soldaten ihn als Judenkönig auf den Stuhl

des Kaisers setzten, kam ihm der messianische Krönungspsalm in den Sinn:

„Ich habe meinen König eingesetzt
„Auf meinem heiligen Berg Zion."

Nun hatte sich ja doch die Weissagung erfüllt. Man hatte ihm auf Zion die Krone aufgesetzt. Seine Mutter hatte Recht behalten. Alles war gekommen, wie die Propheten es verheissen hatten, nur ganz anders, als sie dachten:

Er war in Zion eingezogen auf seinem Esel,
Gesalbt zum Begräbnis,
Mit Purpur angetan in einer Maskerade,
Gekrönt mit einer Dornenkrone,
Begrüsst von seinem Volk mit einem „Kreuzige"!

Wie stand es doch im Krönungspsalm geschrieben?

„Der im Himmel wohnt, lacht ihrer,
„Und der Herr spottet ihrer."

Er spottet der Könige der Welt und ihrer Herrlichkeit. Er lacht über ihre Kronen, Szepter, Hermelin und Purpur und hält im Bild des Dorngekrönten der Welt den Spiegel wahrer Herrschergrösse vor.

So endete der Messiastraum. So enden alle Träume von Weltherrschaft.

Man darf in der Betrachtung der Geschichte Jesu von Weissagung und Erfüllung sprechen, wenn man nicht vergisst, dass die Ironie die Muse der Geschichte ist.

Achtes Kapitel.

Im Lauf des Vormittags war aus der arabischen Wüste ein Glutwind aufgekommen, der in unbegreiflicher Schnelle die Luft mit feinem heissen Wüstensand erfüllte. Der Wind schob Wolken von Staub vor sich her und verschleierte die Atmosphäre mit einem bleigrauen Sandgespinst. Die Sonne war noch sichtbar, aber sie hing wie ein schmutziggelber Sack an dem verhängten Firmament. Eine beängstigende Spannung herrschte in der Luft. Die Leute, die durch die verdunkelten Gassen gingen, spürten einen Druck auf dem Kopf. Hie und da glaubten sie ein schwaches Zittern des Bodens unter den Füssen zu spüren. Gerüchte, die von Cäsarea herauf gekommen waren, erzählten von plötzlichem Zurückweichen des Meeres und springflutartigen Wellenbildungen, die auf ein drohendes Erdbeben gedeutet wurden.

Obwohl es der erste Festtag war, an dem ungeheure Pilgermassen in der Stadt versammelt waren, wollte bei solchem Wetter keine rechte Feststimmung in der Stadt aufkommen. Was sich im Sanhedrin und im Prätorium abgespielt hatte, wusste niemand. Erst zu Mittag, als die Pilgermassen vom Tempelplatz in die Speisehäuser des Marktes und in die Herbergen eilten, tauchten Gerüchte auf, die bald festere Gestalt annahmen. Ratsherrnknechte und Leute von der

römischen Kohorte, die Zeugen der Verhandlungen gewesen waren, erzählten weiter, was sie gesehen und gehört hatten. Endlich kamen auch die Bürgerschaftsvertreter in die Stadt zurück und berichteten, dass sich das Schicksal des Propheten von Nazaret in der Mittagsstunde entschieden habe. Bald wurden auch die Einzelheiten der Vorgänge bekannt, dass Jesus in der Nacht gefangen, am frühen Morgen im Hohen Rat verhört, dem Statthalter vorgeführt, zu Herodes eskortiert, wieder in die Burg zurückgeschickt und dort gerichtet worden war.

Während man noch beim Essen sass, ging es wie ein Lauffeuer durch Jerusalem, dass die Vorbereitungen für die Exekution auf der Richtstätte schon im Gange seien. Auf dem Golgatha würden Löcher für Pfähle ausgegraben und Kreuze hinausgeschafft. Man vermutete, dass auch Jünger Jesu mitgehenkt werden sollten und nannte die Zebedäussöhne, die in der Stadt am bekanntesten waren.

Niemand wusste recht, was die Ursache des Todesurteils war. Der erste unwillkürliche Eindruck war, dass ein himmelschreiendes Unrecht an Jesus geschehen sei. Da aber die Römer den Process schon in die Hand genommen hatten, gewann bei den Jerusalemern trotz des Unwillens der Pilgermassen die Meinung gleich die Oberhand, dass an der Sache nichts mehr zu ändern sei. Als bekannt wurde, dass die Exekution schon vorbereitet werde, hatte bald alles Volk nur noch den einen Trieb, die Hinrichtung mitanzusehen und das Grausen mit allen Sinnen auszukosten. Man liess Speisen und Getränke stehen und stürzte auf die Strasse.

Nur eine kleine Zahl von Menschen, die vor Scham und Schmerz ihr Angesicht verhüllten, blieb in den Häusern und Herbergen zurück. Auch die Pilgerhaufen, die noch in den letzten Tagen Jesus umdrängt und an seinen Lippen gehangen hatten, wurden vom Strom mitgerissen. Die Strasse, die vom Burgtor am Heilbad Bezeta vorbei durch die obere Tyropöonsenkung nach der Richtstätte auf dem Golgatha führte, war schon so dicht besetzt und von Neugierigen belagert, dass Tausende umkehren mussten, und durch die Seitengassen und Vorstadtwege hinaus eilten, um sich einen Platz in der Nähe der Richtstätte zu sichern.

Nicht allein die Kuppe des Hügels, auch die Feldstücke, Gärten, Weinberge und Landhausdächer der Umgebung, von denen man den Vorgang der Hinrichtung gut verfolgen konnte, waren in kurzer Zeit mit einer schaulustigen Menge so dicht besetzt, als gelte es einen Triumphzug mitanzusehen.

Auf dem Burghof waren die Vorbereitungen für die Exekution beendet. Die Kreuze für die beiden Schächer hatte man schon durch die Missetäter nach der Richtstatt schleppen lassen. Auch Jesus wurde sein Kreuz aufgeladen. Die Soldaten nahmen Spitzhacke, Grabscheid, Stricke, Hammer und Nägel zur Hand. Sie sagten den Leviten, dass sie den Dritten schon mitbesorgen würden.

Pilatus hatte angeordnet, dass ein Manipel der Kohorte unter Waffen treten sollte, um den Delinquenten durch die Stadt zu eskortieren und draussen die Absperrung des Platzes vorzunehmen.

Als das Burgtor sich öffnete, liess der Centurio die Leviten von der Tempelwache vorausgehen. Dann bestieg er selbst sein Pferd und setzte sich an die Spitze seiner Leute. Eine Centurie ging voran. Dann folgte Jesus unter seinem Kreuz. Zuletzt der Rest der Truppe.

Auf dem Weg durch die Vorstadt und in den Gassen, die auf die Hauptstrasse mündeten, stand alles Kopf an Kopf. Die Leviten mussten oft von ihren Stöcken Gebrauch machen, um sich durch die Menge Bahn zu brechen.

Was hier in den Strassen stand, war meist jerusalemer Volk. Man hatte schon oft solche Exekutionen mit angesehen und hatte keine Eile, vor die Stadt hinauszukommen. Als der Zug vorüberkam, schrie und schwatzte noch alles durcheinander. Die Frauen, die, das Obergewand über den Kopf gezogen, auf Mauern und Dächern hockten, waren schweigsamer. Hie und da fing ein Kind zu weinen an, wenn der Mann unter dem Kreuz vorüberkam. Hinter der Eskorte setzte sich die Menge in Bewegung.

Im Gartenviertel, wo die Reichen ihre Landhäuser hatten, sass eine Reihe vornehmer Frauen an der Strasse. Die voranlaufende Strassenjugend und der Tritt der Legionäre kündigte den Zug an. Über den Köpfen der Menge wurde der Centurio auf seinem Pferde sichtbar. Die blanken Helme der Soldaten zogen vorüber. Ein Balken schwankte in der Luft. Man sah zwei nackte Arme den Stamm umklammern. Darunter ein bleiches Haupt, dem Schweiss- und Blutstropfen über die Wangen rieselten.

Jetzt kam Jesus an den Frauen vorbei. Seine

Schritte wankten. Er blieb stehen und schöpfte Atem. Ein Soldat stiess ihm in die Achselhöhle und trieb ihn vorwärts. Ein qualvoller Blick strafte den rohen Menschen.

Da fing eine Frau zu weinen an. Wie auf ein Zeichen brach die ganze Reihe in Schluchzen und schrille Klagerufe aus.

Jesus sah hinüber. Das Mitleid der aufgeregten Frauen war kein Balsam für die Schmerzen seines wunden Rückens. Er richtete sich auf und sprach sie an:

„Ihr Töchter von Jerusalem, weint nicht über mich; weint über euch und eure Kinder. Denn seht, es kommen Tage, da man sagen wird: Wohl den Unfruchtbaren und den Leibern, die nicht geboren, und den Brüsten, die nicht genährt haben. Alsdann wird man anheben zu sagen zu den Bergen: Fallt über uns, und zu den Hügeln: Bedecket uns. Denn wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden?"

Die Frauen wurden still und sahen erschrocken dem Zuge nach, der sich wieder in Bewegung setzte.

Über den Gärten tauchte die Schädellinie des Hügels auf. Zur Rechten klaffte der Steinbruch, der den Golgatha vom Höhenzug des Tempelberges wie mit einem Messer abschneidet.

Der Weg stieg an, die Last des Kreuzes wurde schwerer.

Die durchwachte Nacht, die Schmerzen der Geisselhiebe, die Seelenlasten, die härter als der Balken drückten, hatten Jesu Kraft erschöpft. Plötzlich brach er unter dem Kreuz zusammen.

Die Hände der Soldaten, die ihn eskortierten, streckten sich aus, um das Kreuz zu heben und den am Boden Liegenden wieder aufzurichten.

Da der Zug stockte, kam der Centurio herangeritten. Die Soldaten hatten Jesus das Kreuz schon wieder aufgeladen. Als der Centurio das staub- und blutbeschmierte Antlitz sah, und bemerkte, dass der Träger unter der Last zitterte, liess er den Zug, der sich schon in Bewegung setzte, Halt machen. Er liebte solche Exekutionen nicht. Wenn es anging, suchte er den Delinquenten Erleichterungen zu verschaffen. Einen römischen Soldaten konnte er einen Galgen nicht tragen lassen. Er hob sich im Steigbügel und sah nach jemand aus, der das Kreuz den Hügel hinaufschaffen konnte.

Da drängte sich ein Pilger, der vom Land hereinkam, dem Strom entgegen durch die Menge. Er wusste nicht, was hier vorging.

„Halt, Freund, du kommst wie gerufen," rief ihn der Centurio an. Um keinen Missgriff zu tun und etwa einen römischen Bürger zu erwischen, fragte er ihn aus:

„Wie heisst du?"

„Simon."

„Woher bist du?"

„Aus der Kyrene."

„Komm, tue ein gutes Werk und trage den Balken auf die Richtstätte hinauf."

Der Simon sah sich um und merkte, dass er in einen Haufen von Legionssoldaten geraten war. Er machte gute Miene zum bösen Spiel und liess sich das Kreuz auf den Rücken laden.

Der Zug klimmt den Hügel hinan. Der Centurio reitet wieder an die Spitze. Oben angekommen sprengt er die Neugierigen auseinander. Die Soldaten erhalten Befehl, den Platz rings um die Richtstätte frei zu machen und das Volk bis an den Fuss des Hügels zurückzudrängen.

Die Löcher für die Kreuze der beiden Schächer waren schon ausgehoben. Der Centurio lässt die Leviten in ihrer Mitte ein drittes graben.

Die beiden Sikarier, die mit gefesselten Händen bei ihren Balken auf dem Boden sassen, warteten schon geraume Zeit auf den Beginn der Exekution. Der eine sah verbissen, der andre vergrämt aus. Beide verdross es, dass sich eine so ungeheure Menschenmenge um die Richtstatt sammelte. Sie konnten nicht begreifen, welchen Anteil man an ihnen nahm, bis sie von den Soldaten hörten, dass der Prophet von Nazaret mit ihnen gekreuzigt werden solle.

Als die Leviten mit ihrer Arbeit fertig waren, traten die Soldaten an den Centurio heran und fragten, mit wem von den Dreien sie anfangen sollten.

Der Centurio liess Jesus den Vortritt. Zugleich befahl er, ihm einen Becher mit einem betäubenden Trank zu reichen, den man auch Verbrechern zu geben pflegte, um die Qualen des Kreuzestodes zu erleichtern. Als Jesus das Getränk kostete, spie er es wieder aus und verschmähte, davon zu trinken.

Inzwischen hatten die Soldaten den Stamm eingerammt. Das Querholz, das nur draufgebunden war, hatten sie losgemacht und vor dem Stamm auf den Boden gelegt. Ein Strick wurde herumgeschlungen, an dem es hinaufgezogen werden sollte.

Auf einen Wink des Centurios fassten zwei Kriegsknechte rechts und links Jesus an den Armen. Einer stellte ihm ein Bein; mit einem Ruck lag er auf dem Boden, die Arme auf das Querholz ausgestreckt.

In der Zuschauermenge, deren Stimmgewirr den Hügel wie das Gesurr eines Bienenschwarms umschwirrte, war es plötzlich still geworden. Mit dem Augenblick, wo die Exekution begann, schob und drängte sich alles an den Hügel hin, sodass die Soldaten Mühe hatten, die Kette nicht durchbrechen zu lassen. Alles starrte nach der Richtstätte hinauf. Alle wollten sehen, wie es bei einer Kreuzigung herging. Jeder Griff des Henkers, jedes Zucken des Opfers, jeder Schrei der Qual wurde begierig von Ohr und Auge eingeschlürft. Das Ansetzen der Nägel auf die Handflächen, das Aufspritzen des Blutes, die Hammerschläge, die man eher niederfallen sah, als der Schall das Ohr erreichte, jeder Laut durchrieselte mit grässlichsüssem Schauder die Gaffermenge.

Als die Nagelung beendet war, wurde der Körper an das Querholz festgebunden. Der Strick, den man zuvor herumgeschlungen hatte, wurde über eine Kerbe des aufgerichteten Stammes geworfen, und das Holz mit dem Körper des Gehenkten hinaufgezogen, bis seine Füsse in Manneshöhe hingen. Dann wurde eine Leiter von hinten an das Kreuz gestellt. Der Querbalken wurde in den Stamm eingelassen und festgenagelt. Um das Ausreissen der Hände durch die Last des Körpers zu verhindern, wurde ein Trittholz an den Stamm geschlagen, auf das die Füsse aufgenagelt wurden. Zuletzt

wurde der Strick, der den Körper an das Querholz band, gelöst, sodass der Körper frei am Kreuze stand.

Dieselbe Prozedur wurde jetzt mit dem nächsten Delinquenten vorgenommen. Mit derselben Spannung folgte die Zuschauermenge den Handgriffen der Henker und der Qual des Opfers.

Die Kreuze zur Rechten und zur Linken waren einander gegenübergestellt, damit die Missetäter nicht nur die eignen Foltern erdulden, sondern auch die ihrer Mitgehenkten mitansehen sollten. Über der Qual des armen Menschen, den man vor seinen Augen kreuzigte, vergass Jesus für Augenblicke den eignen Schmerz. Die Rohheit der Soldaten, denen jede Empfindung für ihre Opfer abging, war entsetzlich anzusehen.

Als der Schächer an dem Stamm zu seiner Rechten hinaufgezogen wurde, fiel der Blick Jesu auf die Zuschauermenge. Die vorgestreckten Hälse und die Gier der Augen, die sich am Entsetzen weidete, flössten ihm unbeschreiblichen Ekel ein. War das das Volk, das zu erretten er gekommen war? Oder war es die Masse der Verdammten, die, ohne die Nähe des Gerichts zu ahnen, mit diesem Augenschmaus ihre Henkersmahlzeit feierten?

Ein grässliches Geschrei zog seinen Blick nach der andern Seite. Man hatte den dritten, der zu henken war, auf den Boden hingestreckt und setzte eben die Nägel auf die Handflächen an. Mit aller Kraft seines starken Körpers wehrte sich das Opfer und schlug mit den Füssen um sich. Um ihn zum Schweigen zu bringen, trat ihm ein Soldat mit dem Stiefel ins Gesicht. Alle Eingeweide kehrten sich in Jesus um.

Entsetzen, Mitleid, Scham über die Handwerker des Mordes wandten seinen Blick zum Himmel.

Zufällig blickte der Centurio, der auf das Geschrei herangeritten war, zu Jesus auf. Da hörte er ihn Worte sprechen, die ein grosses Staunen in seiner Seele weckten:

„Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie tun."

Als das Geschäft der Kreuzigung vorüber war, hatte die Hinrichtung ihre Hauptanziehungskraft verloren. Die Menschenhaufen begannen sich aufzulösen. Der heisse Wind, der immer neue Sandwolken vor sich hertrieb, verleidete die Lust, sich länger aufzuhalten. Als die Menge in die Stadt zurückzufluten anfing, teilten sich die Scharen, um einen Zug vornehm gekleideter Männer durchzulassen, die in lebhafter Unterhaltung auf den Hügel zusteuerten. Alles grüsste den Hohenpriester und die Mitglieder des Hohen Rats.

Auf dem Hügel angekommen, sprach Kaiphas den Centurio an, um ihm für die schnelle Ausführung der Exekution zu danken. Die Erzpriester und Ratsherren gingen in Gruppen wandelnd um die Kreuze herum. Sie gaben sich den Anschein, alsob sie hier nur Zuschauer wären und mit der Veranstaltung selbst nichts zu tun hätten. Hier war ja alles römisch.

Die Unterhaltung wandte sich dem Gehenkten zu. Bissige Bemerkungen wurden mit Heiterkeit aufgenommen. Ein behäbiger Sadduzäer stellte sich breit unter das Kreuz Jesu hin und rief hinauf:

„Messias, Auserwählter Gottes, steige herab vom Kreuz, dass wir es sehen und glauben."

Ein Pharisäer höhnte:

„Andern hat er geholfen, und kann sich selbst nicht helfen."

Ein Dritter kam hinzu:

„Er hat Gott vertraut, der helfe ihm nun, wenn er Lust an ihm hat."

Die Diener, die ihren Herrn begleiteten, belachten ihre Spässe. Ein Levit, der bei der Verhandlung im Sanhedrin Wache gestanden hatte, mischte sich in die Unterhaltung der Ratsherren ein:

„Jetzt kann er ja den Tempel brechen und in drei Tagen wieder bauen."

Die Ratsherren klopften ihm freundlich auf die Schulter.

Mit geschlossenen Augen hatte Jesus angehört, was man da unten redete. Er war für die vergifteten Pfeile ihres Hasses noch nicht unempfindlich geworden.

Die Soldaten, die die Exekution vorgenommen und sich unter den Kreuzen gelagert hatten, sprangen plötzlich auf. Pferdegetrappel und hellaufklingende Hufschläge kamen den Hügel hinan. Der Centurio sah sich um, ob alles in Ordnung sei. Da fiel ihm ein, dass er den Schuldtitel noch nicht hatte anheften lassen. Er holte das Pergament aus seiner Satteltasche und reichte es den Soldaten herunter, dass sie es zu den Füssen Jesu an den Stamm nageln sollten.

Schon sprengte der Statthalter Pilatus mit einem Gefolge vornehmer Reiter heran. Er grüsste nachlässig die Ratsherrn.

Kaiphas und Hannas waren eben an das Kreuz getreten und lasen den Schuldtitel:

JESUS NAZORAEUS REX JUDAEORUM.

Der Titel war in drei Sprachen abgefasst, römisch, griechisch und hebräisch.

Pilatus machte hinter Kaiphas und Hannas Halt. Ein Lächeln spielte um seinen Mund.

Die Erzpriester wandten sich und führten die Hand an Brust und Stirn. Der Statthalter erwiderte den Gruss.

Auf den Titel weisend, sagte Kaiphas zum Statthalter hinauf:

„Schreibe nicht: Dieser ist der König der Juden, sondern, dass er gesagt hat: Ich bin der König der Juden."

Pilatus, schon im Begriff sein Pferd zu wenden, ruft ihm über die Schulter zu: „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben," und sprengt davon.

Nach dem Statthalter machte sich auch Kaiphas mit den Ratsherrn auf den Weg. Es war auf dem Hügel nicht mehr auszuhalten. Der Wüstensand, der wie ein feinmaschiges Gewebe die Luft dichter und dichter verdunkelte, drang in Auge, Mund und Nase ein und trocknete den Gaumen aus, dass man fast nicht mehr sprechen konnte.

Jesus hatte vor dem Staub die Augen geschlossen. Der Körper begann in seiner gespannten Lage zu erstarren. Um seinen Geist von den qualvollen Schmerzen abzuziehen, lauschte er in die Stille hinein, die sich über die Richtstätte gebreitet hatte.

Er hörte die Kriegsknechte sich unterhalten. Sie teilten seine Kleider unter sich. Jetzt musste einer den Rock in Händen halten:

„Den wollen wir nicht zerreissen, sondern darum losen, wem er gehören soll."

Die Knöchel rollen aus dem Würfelbecher über den Boden hin. Einer lacht auf. Er hat den besten Wurf getan.

Die Soldaten strecken sich aus und ziehen die Mäntel über den Kopf, um sich gegen den Staub zu schützen.

Alles ist still. Nur der Hufschlag eines Pferdes schlägt dann und wann auf dem Felsen an. Jetzt hält der Reiter. Leute, die den Hügel heraufgekommen sind, sprechen mit ihm.

Da nahen Schritte. Ein jugendlicher Schritt, an seiner Seite ein weiches müdes Schreiten.

Jesus will die Augen öffnen. Der feine Sand, mit Blut und Schweiss vermischt, hat ihm die Lider zugeklebt. Mit Mühe bringt er sie auf.

Zwei Gestalten kommen durch den staubverfinsterten Raum heran. Der Umriss eines Tuchs, um ein schmales Haupt und einen schlanken Hals geschlagen, taucht vor ihm auf. Sein Herz schlägt heftiger. Ein Wort, das er sprechen will, erstirbt auf seinen Lippen. Die feuchten Wimpern zucken; er schliesst die Lider.

Als er sie wieder öffnet, sieht er das gramvolle Auge seiner Mutter zu ihm aufgeschlagen. Auge fällt in Auge, als wollten Abgründe des Schmerzes in einander stürzen.

Keine Klage um den Sohn, der aller ihrer Träume Grab geworden ist und nun ein jammervoll verfehltes Leben an einem Schandpfahl endet, kommt über ihre Lippen. Kein Vorwurf, keine Bitterkeit, kein

Rechten mit Gott in ihrem Herzen. Nur Liebe noch, letzte Liebe, die mit ihm sterben möchte.

Er will sich zu ihr niederbeugen. Er hat vergessen, dass er angenagelt ist, und reisst an seinen Wunden.

Die letzte Menschenseele, die er halten möchte, muss er lassen, die Mutter, die den Glauben an den Sohn geopfert hat, um seine Liebe zu behalten.

Mit schwachem Hauch der eingezwängten Brust bewegt er seine Lippen:

„Weib, sieh, dein Sohn."

Und wieder nach einer Pause zu dem Jünger:

„Sieh, deine Mutter."

Dann wandte er das Haupt zur Seite und löste leise die Umarmung seiner Seele von der ihren. Er hörte noch, wie seine Mutter mit dem Jünger, den er lieb gehabt, von dannen ging.

Dann war es still.

Nun waren sie alle fortgegangen, alle, die an ihn geglaubt hatten.

Was blieb ihm noch?

Der Vater lässt mich nicht allein.

Wo bist du, Vater?

Er versuchte sein todmüdes Haupt an des Vaters Brust zu lehnen. Schwer, wie ein lebloser Klumpen, fiel es herab. Ein Schmerz, als ob die Sehnen seines Nackens zerreissen wollten, zwingt ihn, das Haupt zurückzuwerfen, sodass es krachend an den Balken schlägt.

Der Schmerz weckt ihm alle Sinne auf. Die aufgerissenen Augen starren in das Leere. War alles Licht aus der Welt gewichen? Hatte die Sonne ihren Schein verloren?

Die Welt steht im Gericht.

Seit seinem heissen Flehen in Gethsemane hatte die ganze Nacht und den ganzen Tag ein unterdrückter Schrei in seinem Herzen um die Errettung der Welt gefleht. Keine Antwort kam vom Vater. Er hatte seinen Willen Gott gegeben; der Vater hatte ihn angenommen und gab ihn nicht zurück. Mit der letzten Seele, die sich von ihm löste, hatte ihn auch Gott verlassen.

In seiner Todesagonie troffen Schweisstropfen, mit Blut gemischt, an Haupt und Leib herab, schleimige Schneckenspuren nach sich ziehend.

Die Füsse, leer von Blut, waren abgestorben. Sie wollten die Last des Leibes nicht mehr tragen. Der letzte Halt entwich. Er stürzte in die Tiefe .... schneller und schneller .... stürzte in des Abgrunds bodenlose Tiefe .... Weltenschatten flohen ihm vorüber .... Äonen sanken in das Nichts zurück ....

.... Der Sturz wollte kein Ende nehmen ....

.... Endlich, endlich, als hätte seine Seele sich in sich selbst verfangen, fühlt er im eignen Grunde Halt und vermag sich wieder aufzurichten ....

.... Der Abgrund liegt auf seiner Brust. Ein Verschütteter, lebend Begrabener, der die Last emporddrückt und mit letzter Kraft zu heben sucht. Ein Umklammerter, der die Schlangenwindungen um Brust und Odem von sich presst. Soll er dem Tode sich ergeben und dem letzten Feind erliegen? ....

Im Wirbel dreht sich alles um ihn her. Die Sinne sind vom Gebot des Willens losgerissen. Gefühle

flackern und erlöschen. Trümmer von Gedanken und Erinnerungen fallen aus Hirn und Brust heraus. Die leere Hülse seines Leibes zuckt in letzten Krämpfen.

Die Zunge fängt zu sprechen an. Sie stammelt aus eigenem Gedächtnis psalmodierend Strophen, deren Sinn er nicht erhaschen kann. In fieberhafter Hast beginnen sich Psalmstücke auf den Lippen abzuhaspeln. Immer wieder erlischt der Geist, der sich an ihrem Laut entzünden will.

Plötzlich stürzt er, wie der Geier aus Äthershöhe, ein letztes Wort mit seinen Krallen packend, und heiser gellend schreit es jammervoll aus seiner Brust hervor:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Hat der Schrei die Welt aus dem Schlaf geweckt? Hat er die sterbende noch einmal wachgerufen?

Flüche, Lästerungen gellen an sein Ohr.

Er reisst die Augen auf. Ein Scheusal starrt ihn an. Ein dürrer Hals schiebt einen aufgedunsenen Schädel vor. Glasige Augen treten aus den Löchern. Der verzerrte Mund speit Geifer:

„Bist du der Messias, so hilf dir selbst und uns."

War das die Antwort auf den Schmerzensschrei?

Er schliesst das Auge in Qual und Ekel vor der Welt.

Da ringt sich aus der Stille eine zweite Stimme los.

Ein Wort nach dem andern. Klar, deutlich ausgesprochen, schweben Worte an seinem Ohr vorüber zu dem Lästermaule hin, eine Stimme, die von Vorwurf und von Reue zittert:

„Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist.... Wir zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind. Er aber hat nichts Unrechtes getan."

Keine Antwort kommt zurück.

Nun hebt's noch einmal an. Dieselbe Stimme bittet Einlass in sein Ohr:

„Jesus, gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst."

Aus welcher Welt kam diese Menschenstimme?

„Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein."

Ein Seufzer des Dankes. Ein leises Röcheln.

Jesus schlägt die Augen auf. Die Atmosphäre ist vom Abendwinde reingefegt. Himmelsbläue steigt am Horizont herauf. Die Sonne bricht durch Wolkenbänke und tastet mit ihrem Strahlenfinger den Ölberg, die Stadt, den Tempel ab, bis sie auf Golgotha den Spiegel ihres Glanzes findet.

Es ist die neunte Stunde.

Drei Stunden hat das Weltgericht gewährt.

Die Trübsal, wie sie von Anbeginn der Welt nicht war, und nicht mehr sein wird, ist vorüber.

Aus allen Himmelstiefen bricht Leben in die offenen Pforten seiner Sinne ein und legt dem Sterbenden ein Lächeln auf die Lippen.

Ein Weib, wenn sie gebiert, hat Traurigkeit; wenn aber das Kind geboren ist, gedenkt sie nicht mehr der Traurigkeit um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt geboren ist.

Des Schächers Stimme war der erste Kindesschrei,

der eine neue Welt begrüsste. Mit der ersten Seele, die Jesu eigen wurde, kam Gott zu ihm zurück.

Ein tiefer Seufzer wirft die Last des jammervollen Lebens mit allem Schmutz der Welt, der seinen Lebensquell getrübt, aus seiner Brust. Entlastet, frei, befriedet haucht er:

„Es ist vollbracht."

Der arme gequälte Leib verlangt sein letztes Recht. Die trocknen Lippen, der ausgedörrte Gaumen dürsten nach einem Trunk.

Der Centurio ist herangeritten.

„Mich dürstet," kommt es von den Lippen des Sterbenden.

Der Reiter winkt. Ein Kriegsknecht taucht den Schwamm in den Essigkrug, steckt ihn auf die Lanzenspitze und führt ihn nach dem Mund des Dürstenden.

Begierig saugen die dürren Lippen das herbe Nass. Noch einmal beflügelt es für kurze Schläge das müde Herz, dass es vor dem Schlafengehen noch Kraft empfängt, sein Nachtgebet zu sprechen:

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist."

Der Hauptmann hört ihn beten und spricht:

„Wahrlich, das ist ein frommer Mensch gewesen."

Noch einmal schlägt der Sterbende die Augen auf.

Dann neigte er das Haupt und verschied.

Neuntes Kapitel.

Als die Volksmassen die Richtstätte verliessen, hatte der Centurio, da nichts mehr abzusperren war, zuerst die Leviten, dann auch die Leute von der Kohorte nach Haus geschickt und nur einige Soldaten zurückbehalten. Ein Häuflein Johannesjünger hatte am längsten ausgeharrt. Da sie am Fuss des Hügels standen, hatten sie von dem Schrei Jesu nur die Worte: „Mein Gott, mein Gott," — in der Sprache Jesu „Eli, Eli," — verstanden.

„Er ruft den Elias," hatte einer gesagt, ein andrer: „Lass sehen, ob Elias kommt und ihn abnimmt."

Als auch Elias in der letzten Not nicht gekommen war, hatten sie sich mutlos davongeschlichen. Auch den hat Gott im Stich gelassen.

Zu den wenigen, die nach dem Verscheiden Jesu noch auf der Richtstätte waren, gehörte ein vornehm gekleideter Mann, der in Gesellschaft zweier Frauen mit dem Centurio sprach. Joseph von Arimathia hatte die Ratsherren gemieden und sich erst auf den Weg gemacht, als sich der Himmel aufhellte. Maria von Magdala und seine Mutter hatten ihn begleitet.

Der Ratsherr hatte sich an den Centurio mit der Frage gewandt, ob man den Leichnam Jesu abnehmen und bestatten könne. Der Centurio erwiderte, sie pflegten die Gehenkten zum abschreckenden

Beispiel einige Tage hängen zu lassen. Joseph machte darauf aufmerksam, dass nach jüdischem Gesetz Leichname über Nacht nicht unbestattet bleiben dürften; da überdies mit Sonnenuntergang der Sabbat beginne, müsse man sehen, die Leichname sobald als möglich abzunehmen. Der Centurio erklärte, darüber habe der Statthalter zu entscheiden; er habe nur den Tod der Gehängten festzustellen.

Joseph war sogleich bereit, zum Statthalter zu gehen. Die Frauen wollten bleiben, bis er wiederkäme.

Als sie sich auf dem Hügel umsahen, machte Maria von Magdala die Mutter Josephs auf eine Gruppe von Frauen aufmerksam, die noch immer am Fuss des Hügels standen. Es waren die Verwandten Jesu, Salome, die Mutter der Zebedäussöhne, die Frau des Alphäus, ihre Enkelin Maria des Jakobus Tochter, und einige Galiläerinnen, die am Laubhüttenfest Jesus auf der Wallfahrt begleitet hatten, Johanna, die Frau des Chusa, Susanna und andere.

Die beiden Frauen gingen zu ihnen hin. Maria von Magdala machte die Mutter des Ratsherrn mit den Galiläerinnen bekannt. Die edle Frau wandte sich an Salome und fragte sie, ob wohl die Mutter Jesu etwas von dem Schicksal ihres Sohnes wisse. Salome gab zur Antwort, dass ihre Schwester erst gestern mit den Brüdern Jesu aus Galiläa eingetroffen sei. Die Mutter habe ihren Sohn vor der Verhaftung und dem Prozess nicht mehr gesehen. Dann habe sich alles so überstürzt, dass sie den Sohn erst wiedersah, als er am Kreuze hing. Sie habe noch Erlaubnis erhalten, an ihn heranzutreten und von ihm

Abschied zu nehmen. Ihr Sohn Johannes habe sie nach Haus gebracht.

Die Mutter des Ratsherrn wunderte sich, dass von den männlichen Verwandten und Freunden Jesu niemand hier sei, um die Bestattung zu besorgen. Salome erwiderte, dass die Jünger Jesu sich nicht hergetraut hätten, weil sie ihre Verhaftung befürchteten. Nur ihr Sohn habe es gewagt, die Mutter Jesu zu begleiten, weil er dem Hohenpriester bekannt sei und darum weniger als die andern zu besorgen habe. Die Brüder Jesu von der ersten Frau hätten niemals viel nach ihm gefragt; man könne auch ohne sie mit dem Leichnam tun, was man für gut befinde.

Inzwischen war Joseph zum Palast gegangen und hatte sich beim Statthalter melden lassen.

„Ein Ratsherr?" — sagte Pilatus, als er die Meldung empfing. Nach der Behandlung, die er dem Sanhedrin hatte zu teil werden lassen, war er über den Besuch verwundert. Doppelt war er erstaunt, als der Vorgelassene die Bitte aussprach, ihm den Leichnam des Gehängten zur Bestattung auszuliefern. Erst bei der Begründung der seltsamen Bitte wurde ihm klar, dass es sich um einen jüdischen Aberglauben handelte.

„Ist er schon tot?" fragte er den Centurio, der eben eintrat, um Bericht zu erstatten.

Der Centurio bejahte es. Er habe um sich dessen zu versichern, ihm mit einer Lanze die Seite geöffnet; da sei Blut und Wasser herausgeflossen. Den beiden andern Delinquenten habe er die Schenkel mit der Keule zerschlagen lassen.

Pilatus beschied darauf den Ratsherrn, er möge mit dem Judenkönig, der ja ohnehin dem Hohen Rat gehöre, machen, was er wolle. Dann gab er noch dem Centurio Auftrag, Soldaten hinauszuschicken, um auch die beiden andern Leichen abzunehmen und zu verscharren.

Joseph eilte nach dem Markt, um Leinwand für die Beisetzung zu kaufen. Als er durch die Marktgassen ging, sah er bei einem Salbenkrämer Nikodemus stehen. Er trat an ihn heran. Der greise Ratsherr liess sich eben eine Mischung von Myrrhen und Aloë abwiegen, wie man sie für eine Grablegung gebrauchte. Bei der Begrüssung stellte sich heraus, dass die beiden denselben Vorsatz hatten, für ein ehrliches Begräbnis des Gerichteten zu sorgen.

Mit ihren Einkäufen gingen beide vor die Stadt hinaus.

Schon auf dem Wege dachte Joseph hin und her, wo man den Leichnam Jesu bestatten könne. Er hatte dicht bei der Richtstätte einen Garten, der am Fuss des Golgatha lag. Der Hügel fiel nach der Stadtseite zu steil ab. Seine Felswand bildete die Rückseite des Gartens. Wenn er von Arimathia in die Stadt kam, pflegte Joseph hier auszuruhen. Der Garten war nach der Strasse zu durch eine Mauer abgeschlossen. An seinem Eingange hatte der Aufseher sein Häuschen. Noch nicht lange hatte Joseph für sich und seine Mutter eine Gruft in die Felswand hauen lassen, mit einer Vorkammer und einer Grabkammer dahinter. Die Tür der Vorkammer war durch einen Rollstein zu verschliessen. Als Joseph jetzt an

seinem Garten vorüberkam, beschloss er, alle Bedenken wegzuwerfen und sein Grab für die Beisetzung herzugeben. Bisher wusste niemand etwas davon, dass er ein Anhänger Jesu war. Er konnte sich nicht öffentlicher zu dem Hingerichteten bekennen, als durch die Beisetzung in seinem Grab.

Er rief den Gärtner und nahm ihn mit, um bei der Abnahme zu helfen.

Die Ratsherren fanden die Frauen mit einander unter dem Kreuze stehen. Sie machten sich jetzt alle an das traurige Geschäft. Die Frauen breiteten das Linnen auf dem Boden aus. Die Männer setzten die Leiter, die die Soldaten ihnen überliessen, an den Stamm.

Man löste das Trittholz und den Querbalken des Kreuzes vom Stamme und liess den Leichnam in derselben Weise herab, wie er heraufgezogen worden war. Die Hände der Frauen breiteten sich unter den Körper und legten ihn auf das Linnen. Dann zog man die Nägel vorsichtig aus den Händen und den Füssen, als ob es einem Lebenden und nicht einem Toten gelte.

Die Frauen schlugen den Leichnam in das Linnen ein, die Männer trugen ihn vom Hügel hinab. Als sie in den Garten kamen, war es allen, als ob sie in ein Paradies einträten. Die Blumen dufteten. Die Vögel sangen. Die stille Felsenkammer nahm den Leichnam auf. Als man ihn auf der Steinbank in der Grabkammer gebettet und sein Haupt von Blut und Schweiss gereinigt hatte, lag er wie im Schlummer da. Die Zeit reichte nicht hin, um die Einbalsamierung noch vorzunehmen, man musste sie bis

auf den Morgen nach dem Sabbat lassen. Die Frauen wollten in der Frühe des ersten Wochentages wiederkommen.

Als man aus der Gruft in den Garten trat, stieg der Mond blutrot über dem Ölberg auf. Über der Richtstätte kreisten Geier, aber sie fanden kein Aas, um sich darum zu sammeln.

Nikodemus und die Verwandten Jesu gingen fort. Maria von Magdala und die Mutter Josephs sassen noch dem Grabe gegenüber, bis der Ratsherr mit des Gärtners Hilfe die Gruft mit dem Rollstein verschlossen hatte. Dann kehrte er mit den Frauen in die Stadt zurück.

Am Sabbatmorgen erschienen Abgesandte des Sanhedrins bei Pilatus. „Natürlich wieder der Judenkönig," dachte er bei sich und liess die Herren vor.

Die Ratsherrn begannen damit, dem Statthalter den Dank des Sanhedrins für die Hinrichtung des Galiläers auszusprechen, der für Staat und Religion eine grosse Gefahr gewesen sei. Wie der Statthalter wohl wisse, sei das einzige Bestreben des Hohen Rates, das Volk dem Kaiser in Treue und Gehorsam zu erhalten und durch den Altar Gottes auch den Caesarenthron zu schützen.

Pilatus fragte sich, weshalb die Ratsherrn wohl gekommen seien. Sicherlich nicht, um ihm diese schönen Dinge mitzuteilen. Gegen Ende der Audienz kamen sie mit dem Zweck ihres Besuchs heraus.

Es sei Grund zu der Annahme vorhanden, dass die Jünger des Gehängten den Leichnam stehlen wollten, um dann, wie nach der Hinrichtung des

Täufers, auszusprengen, dass ihr Prophet auferstanden sei, und in seinem Namen ihr gefährliches Treiben fortzusetzen. Man müsse verhüten, dass der zweite Betrug schlimmer werde als der erste. Sie bäten daher den Statthalter, die Gruft, in der der Leichnam abgesetzt worden sei, zu versiegeln und über den Sabbat durch Kriegsknechte bewachen zu lassen, bis man sich seines Verbleibs versichern könne.

Pilatus überlegte, welche Absicht hinter dieser Bitte stecken mochte. Vermutlich wollte der Sanhedrin durch die militärische Bewachung beim Volk den Schein erwecken, dass die Verurteilung und Hinrichtung des Galiläers nicht sein, sondern des Statthalters Werk gewesen sei. Den Gefallen dachte er ihnen nicht zu tun. Er lehnte das Ansinnen des Hohen Rates ab:

„Ihr habt selbst Wachsoldaten. Geht und hütet das Grab, so gut ihr wisst."

Damit entliess er die Abgesandten.

Der Sanhedrin musste wohl oder übel eine Abteilung von Leviten von der Tempelwache in den Garten Josephs schicken, um den angekündigten Vorsatz auszuführen. Wie gern hätten sie dem abtrünnigen Ratsherrn eine römische Wache auf den Hals geschickt. Den Leviten wurde eingeschärft, dass sie bis zum andern Morgen niemand an das Grab lassen dürften. Dann werde man weiter sehen.

Alle Welt hatte aufgeatmet, als am Freitag Nachmittag der Sirokko, der an drei Stunden das Tageslicht verfinstert hatte, umschlug und die Sonne wieder zum Vorschein kam. Doch schon in der Nacht hatte der

Seewind wieder schwere Wolkenmassen heraufgeführt. Die Gewitterschwüle des Sabbats liess die angstvolle Stimmung des unheilvollen Freitags wiederkehren. Aufs neue tauchten Gerüchte auf von Erdbeben, die in den Küstenstädten Zerstörungen angerichtet hätten. Viele Schiffe sollten von der wütenden See mit Mann und Maus verschlungen sein.

Am Sabbat, der ins Fest fiel, pflegten besonders grosse Massen von Festbesuchern im Heiligtum zu weilen. Erst im Lauf des Tages war dem Pilgervolk das Ungeheuerliche des Justizmordes, den man gestern verübt hatte, zum Bewusstsein gekommen. Selbst unter der jerusalemer Bevölkerung fing man an, das Vorgehen des Hohen Rats zu verurteilen. Es half nichts, dass der Sanhedrin durch seine Agenten unter dem Volk alle Schuld auf den Statthalter schieben liess. Man glaubte ihnen nicht und machte den Hohen Rat für das Geschehene verantwortlich. Vielleicht hätte ein zielbewusster Wille die Pilgermasse zu einem Aufstand wider den Sanhedrin und die römische Besatzung bewegen können. Als man sich aber nach Führern umsah, war niemand da. Der losgelassene Bar Abba dachte nicht daran, seine Haut zum zweiten Mal zu Markt zu tragen. Die Hinrichtung der beiden andern Sikarier hatte die Hitzköpfe abgekühlt. Die Fäden, welche Judas vor dem Fest gesponnen hatte, waren zerrissen, als bekannt wurde, dass er Hand an sich gelegt habe.

Die Entschlusslosigkeit des Volkes hatte noch tiefere Ursachen. Die Empörung aller Elemente in den letzten Tagen hatte alle Welt mit der Furcht erfüllt, dass der Tag des Gerichts gekommen sei. Wie aus

dem Grab gestiegen, stand plötzlich die Gestalt des Täufers allen vor der Seele. Seine Drohungen erfüllten sich. Das Grässliche, Unsühnbare, das gestern geschehen war, machte das Mass der Sünden voll. Der Himmel sandte seine Racheengel, um die Untat an der Stadt der Prophetenmörder zu bestrafen. Man sah Leute wie geistesgestört durch die Gassen gehen, an ihre Brust schlagen und rufen:

„Wehe uns, was ist uns geschehen?
„Wehe uns wegen unsrer Sünder!"

Diese Gerichtsfurcht unterdrückte jede Aufruhrstimmung und trieb die Geängsteten zu inbrünstigem Gebet um Abwendung der Strafe. In der Tat schienen alle Vorzeichen erfüllt, dass der Tag des Herrn angebrochen sei, Verfinsterung der Sonne, blutroter Mondaufgang, Seestürme und Erderschütterungen. Die Elemente waren losgelassen, die Ordnung der Natur war in Verwirrung.

Im Laufe des Tages hatte man wieder das unheimliche Gefühl gehabt, als wanke und zittere der Boden. Das waren die Wehen des Gerichts. Selbst unter den Schriftgelehrten sah man bleiche Gesichter, die erschrockene Blicke nach dem Himmel warfen. Nur Kaiphas und die Sadduzäer bewegten sich mit zur Schau getragener Seelenruhe unter der Festgemeinde und spotteten des Aberglaubens und der Angst des Volkes.

Gegen Abend häuften sich die schlimmen Anzeichen. Blauschwarze Wolkenmassen liessen sich tief auf die Stadt herab. Es wetterleuchtete an allen Ecken und Enden. Manche wollten züngelnde Flämmchen in der Luft gesehen haben.

Die Pilgermassen drängten sich in den Vorhöfen zusammen. Auch als die Nacht einbrach, wollten sie nicht in die Stadt zurückkehren. Wenn irgendwo Schutz war vor dem drohenden Gericht, so war es im Heiligtum. In den Hallen sah man einzelne und Gruppen, die sich zum Gebet niedergeworfen hatten. Im Vorhof Israels vor der Schranke des Altars lag alles auf den Knieen.

Erst als die Pechkandelaber in den Säulenhallen und die Lampen in den Vorhöfen angezündet wurden, liess die schreckhafte Stimmung unter den Pilgermassen nach. Aber die Wut der Elemente tobte nur noch heftiger und warf zuletzt jede Fessel ab. Der Sturm brauste durch die Vorhöfe und löschte alle Lampen aus.

Plötzlich erschütterte ein Erdstoss den Tempelberg. Das wellenförmige Schwanken des Bodens warf die Menschen durcheinander und löste einen Schrei des Entsetzens aus. Alle glaubten, dass die Wände des Heiligtums zusammenstürzen und die ganze Festversammlung unter ihren Trümmern begraben würden. Niemand wusste, wo bleiben und wohin fliehen. Aus den Hallen stürzte man in die Höfe, aus den Höfen in die Hallen. Die Priester kamen schreiend aus dem Altarhof, die Ratsherrn aus dem Sanhedrin. Zugleich mit dem Erdstoss hatte man ein dumpfes Krachen im Tempelhaus gehört.

Kaiphas und die Hannassöhne waren furchtlos genug, um sich zu überzeugen, was sich im Innern des Tempels zugetragen haben möchte. Als sie die Tür des Heiligen öffneten, lag da ein Trümmerhaufe von Gestein und Stoffetzen hinter dem

Räucheraltar. Das Allerheiligste stand offen. Infolge des Erdbebens war die Oberschwelle der Tür geborsten und herabgestürzt. Im Fall hatte sie den Vorhang von oben bis unten durchgeschlitzt.

Kaiphas verpflichtete die Erzpriester, niemand etwas zu sagen von dem, was sie gesehen, und nahm beim Hinausgehen die Schlüssel zur Tür des Heiligen an sich.

Als er auf die Treppe zum Altarhof trat, zuckte ein greller Zickzackblitz auf die Stadt herab und beleuchtete taghell die schreckensbleichen Beter an der Altarschranke. Ein Wetterschlag mit entsetzlichem Geknatter folgte. Im nächsten Augenblick musste eine Feuersbrunst den Himmel röten.

Doch der Zorn des Himmels hatte sich erschöpft. Ein starker Regenguss folgte dem Wetterschlag. Noch zwei oder dreimal zitterte der Boden leise nach. Dann blieb alles ruhig.

Es stellte sich heraus, dass der Blitz nicht in der Stadt, sondern am Hügel Golgotha in den Steinbruch eingeschlagen und in den Fels einen tiefen Spalt gerissen hatte. Erst nach und nach leerte sich das Heiligtum. Noch lange hielt die Angst die Menschen in ihren Häusern wach.

Noch um Mitternacht hatte Kaiphas den Obersten der Steinmetzen in der Bauhütte des Tempels aufgesucht und ihm unter Verpflichtung tiefsten Schweigens aufgetragen, eine neue, stärkere Oberschwelle in die Tempeldecke einzuziehen. Der Steinmetz erklärte, er wundere sich garnicht über den Bruch der Schwelle. Sein Vater habe schon damals,

als Herodes das Tempelhaus fast um das Doppelte erhöhen liess, erklärt, dass die Schwelle zu stark belastet würde. Jetzt sei sie infolge des Erdbebens geborsten.

Als Kaiphas weit nach Mitternacht in den hohenpriesterlichen Palast zurückkehrte, fand er im Hof zu seinem Erstaunen die Leute von der Tempelwache, die man ausgeschickt hatte, um im Garten Josephs das Grab zu hüten. Zur Rede gestellt, was sie hier wollten, und warum sie ihren Posten verlasssen hätten, erzählten sie märchenhafte Dinge.

Bei dem Wetterschlag sei ein Blitz vom Himmel auf das Grab herabgefahren, und ein Engel mit feurigem Gewand habe den Rollstein von dem Grabe weggeschleudert und sich daraufgesetzt. Da seien sie alle wie tot umgefallen und hätten sich erst nach und nach von dem Schreck erholt. Kaiphas lachte sie aus und beschimpfte sie wegen ihrer Feigheit. Auf die Frage, ob sie das Grab wieder geschlossen hätten, gestanden die Wächter, dass sie sich nicht getraut hätten, in die Gruft zu gehen oder den Stein, auf dem der Engel gesessen habe, anzurühren.

Kaiphas verpflichtete die Wächter, über das Geschehnis und ihre Angstträume zu schweigen. Wenn es auskäme, würde der Statthalter sie zur Rechenschaft ziehen.

In der Nacht vom Sabbat auf den ersten Wochentag zogen die Gewitter über den Ölberg nach der Jordanniederung und dem Toten Meere ab. Schon um den Hahnenschrei wölbte sich ein wundervoller Sternenhimmel mit unzähligen glitzernden Lichtern über der Stadt.

Die Donner, die den erschrockenen Herzen wie Posaunen des Gerichts geklungen hatten, waren eingeschlafen. Die Geisterwelt war aufgewacht. Viele wollten in der Nacht Erscheinungen von Abgeschiedenen gehabt haben. Verstorbene Angehörige waren durch verschlossene Türen in ihre Kammern eingetreten und hatten lange an ihrem Bett gestanden.

Zehntes Kapitel.

Es war noch dunkel. Über dem Ölberg kündete ein blasser Schein das Morgengrauen. Auf dem Wege, der vom Kidrontal zum Hügel Golgatha führt, eilten zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, die Obergewänder über den Kopf gezogen und eng aneinandergeschlossen, durch die Nacht dem Garten Josephs zu, Salome und Maria des Jakobus Tochter. Sie hatten noch am Abend, als der Sabbat vorüber war, Salben und Spezereien auf dem Markt gekauft, um den Leichnam Jesu, den man am Freitag in der Eile in der Gruft des Ratsherrn niedergelegt hatte, einzubalsamieren.

Als sie an die Pforte des Gartens kamen, hatte sich der matte Schein über dem Ölberg in zartes Silbergrau gewandelt, in das sich blassrote Streifen mischten. Die Umrisse der Cypressen, die an der Grabwand standen, zeichneten sich schon kräftig von der Kontur des Schädelhügels ab. Langsam lösten sich die Schleier der Morgennebel von dem Garten. Als sie eintraten, hemmten sie ihre Schritte, um ihr klopfendes Herz zu beruhigen. Der Gärtner schlief noch in seinem Häuschen. Als ob sie einem Heiligtum nahten, gingen die Frauen durch die Schattenwege der Felswand zu.

Wie sie um die letzten Gebüsche biegen und schon

die Cypressenstämme vor der Felswand schimmern sehen, hält die Jakobustochter Salome am Arm zurück:

„Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?"

Sie fragen sich, ob sie den Gärtner wecken sollen und blicken nach der Gruft. Da starrt sie die schwarze viereckige Öffnung in der Felswand an. Der Stein ist fort.

Ängstlich nähern sich die Frauen. Wer kann das Grab geöffnet haben?

Sie blicken durch die Öffnung in die Gruft hinein und fahren erschreckt zurück. Jemand ist im Grabe. Ein helles Gewand bewegt sich in dem Dunkel. Es kommt aus der Grabkammer in den Vorraum hinein. Ein Jüngling steht vor ihnen und spricht sie an:

„Erschrecket nicht. Ich weiss, ihr sucht den Nazoräer Jesus, den gekreuzigten. Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Seht die Stelle, wo sie ihn hingelegt hatten."

Er weist in die Grabkammer zurück. Die erschrockenen Frauen starren in den dunkeln Raum, in den ein matter Schein vom Morgengrauen fällt. Die Steinbank in der Felsnische, wo sie den Leib Jesu gebettet hatten, ist leer. Zittern und Entsetzen kommt sie an. Sie wollen umkehren und fliehen, als der Jüngling ihnen nachruft:

„Geht zu seinen Jüngern und zu Simon und sagt ihnen: Er kommt zu euch nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat."

Die Frauen in der Angst ihres Herzens begriffen nicht, wovon der Jüngling sprach. Dass Jesus auferstanden sei, dass er nach Galiläa kommen, dass die Jünger ihn dort sehen sollen, waren für sie Worte

ohne Sinn. Eins nur war gewiss; er war nicht hier. Man hatte seinen Leichnam fortgenommen.

In der Verwirrung stürzen sie davon, nur erfüllt von dem Gedanken, dass sie jemand rufen, dass sie das Geschehene irgend wem sagen müssen, den Jüngern, den Brüdern Jesu, seiner Mutter, damit man nach dem Leichnam suche und ihn wieder hole. Auf dem Heimweg peinigt Salome der Gedanke, ihrer Schwester den Schmerz zu bereiten, dass man den Leichnam ihres Sohnes heimlich fortgeschafft hat und ihm nicht einmal ein ehrliches Begräbnis gönnen will. Bevor sie nach Beth Hanna kommen, bittet sie die Jakobustochter zu schweigen, bis die Sache sich aufgeklärt hat. Sie dachte den Ratsherren Joseph aufzusuchen, aber ihr zittern noch die Kniee von der ausgestandenen Angst. Wer war der Jüngling, der ihnen aus dem Grab entgegentrat? War es ein Mensch? Ein Engel? Was wollte er? Was hatte er gesagt? Sie wussten es nicht mehr.

Als die Frauen, gleich einem aufgescheuchten Wild, vom Grab geflüchtet waren, trat der junge Markus, den sie in der Vorkammer angetroffen hatten, aus der Gruft. Er war der erste, der vor Tagesanbruch in den Garten gekommen war, die Gruft geöffnet fand und in dem leeren Grab den Glauben fasste, dass Jesus auferstanden sei.

Am Passahabend, als der Meister mit den Zwölf in seinem Elternhause war, hatte alles, was er an der Tür des Söllers lauschend miterlebt hatte, sein junges Herz so tief erregt, dass er die Gäste mit Freuden aus der Stadt geleitete und ihnen in den

Garten folgte. Auf dem Wege hatte er jedes Wort, das Jesus zu den Jüngern sprach, in seine Seele eingeprägt und, als das Schreckliche geschehen war, sich ins Gedächtnis zurückgerufen. „Wenn ich erweckt sein werde, komme ich zu euch nach Galiläa, dort werdet ihr mich sehen." Das waren seine Worte. Er hatte seinen Tod vorhergesehen und verheissen, dass er wiederkommen und die Jünger in Galiläa sehen würde. Markus hatte die Worte deutlich aufgefasst. Als er das Grab leer gefunden, war er gewiss, dass es so kommen müsse, wie es Jesus sagte.

Nach dem Überfall im Garten, bei dem er sein Nachtgewand in den Händen der Häscher gelassen hatte, war er heimgekehrt und vor Kälte zitternd ins Bett gekrochen. Ein Schüttelfrost hatte ihn gepackt. Den Freitag und den Sabbat musste er das Bett hüten. Die nächtlichen Erlebnisse verfolgten ihn in seine Träume. Er fragte die Mutter und den Vater aus, was mit Jesus geworden sei. Er hörte von seiner Verurteilung und Hinrichtung, und wo man ihn begraben hätte. Alles erlebte er im Fieber. Aber fest blieben die Worte in sein Herz geschrieben, die er in der Passahnacht Jesus hatte sprechen hören: „Wenn ich erweckt sein werde, komme ich zu euch nach Galiläa; dort werdet ihr mich sehen."

In der dritten Nacht war er von dem Wetterschlage aufgewacht und hatte grübelnd im Bett gesessen. Ehe noch der Morgen graute, war er auf den Zehen aus dem Haus geschlichen, um die Eltern nicht zu wecken. Es liess ihm keine Ruhe; er musste zum Grab

des Joseph, um zu sehen, ob Jesus noch darin war, oder ob sein Wort von der Erweckung wahr geworden sei. Er fand es, wie Jesus es gesagt hatte. Das Grab war leer.

Nun konnte er als erster die Botschaft weiter sagen und die Jünger an das Wort der Passahnacht erinnern lassen. Er selbst hätte sich kaum getraut, zu Simon und den andern hinzugehen. Er wusste nur, dass sie irgendwo im Dorf Galiläa im Quartier waren. Aber wie hätte er sie finden können? Es trieb ihn erst nach Haus zu gehen und der Mutter zu verkünden, was er gesehen hatte.

Um dieselbe Zeit als Salome und die Jakobustochter aus dem Garten flohen, hatten sich zwei andre Frauen aus der Stadt auf den Weg gemacht, Maria von Magdala und die Mutter Josephs. Noch in der Nacht war der Gartenhüter gekommen und hatte mitgeteilt, dass die Wache den Garten verlassen hätte. Am Morgen wollte Joseph gehen und beim Tempelhauptmann nachfragen, was der Sanhedrin mit dem Leichnam Jesu vorhabe. Die Frauen waren in der Dämmerung aufgebrochen.

Als sie zum Garten kamen, trat die Mutter Josephs bei dem Gärtner ein, um ihn zu wecken. Unwirsch über die frühe Störung erhob er sich und legte langsam seine Kleider an.

Inzwischen war Maria von Magdala vorausgeeilt. Als sie vor die Gruft kam, prallte sie zurück. Das Grab war offen. Der Rollstein war aus den Fugen ausgebrochen und lag im Grase. Die zertretenen Beete und die Reste eines Kohlenfeuers zeigten die Stelle,

wo die Wächter sich gelagert hatten. Wer hatte die Ruhe ihres Meisters so gestört? Wie sie in die Grabkammer tritt, sieht sie mit Entsetzen, dass der Leichnam fortgenommen ist. Sie eilt aus der Gruft hinaus. Draussen bleibt sie unschlüssig stehen. Als sie noch einmal rückwärts blickt, glaubt sie zwei lichte Gestalten in der Gruft zu sehen, die eine zu Häupten, die andere zu Füssen auf der Steinbank sitzend. Sie wusste nichts davon, dass schon zuvor die Frauen im Grab gewesen waren. Waren ihre Engel hier zurückgeblieben, weil sich ihre Herzen von dem Grabe noch nicht trennen konnten?

Als Maria die Engel sah, kam sie ein Zittern an. Ein Strom von Tränen brach aus ihren Augen.

Da spricht es neben ihr:

„Frau, was weinst du? . . . . Wen suchst du?"

Sie denkt, es sei der Gärtner, und sagt zu ihm:

„Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiss nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Wenn du ihn fortgetragen hast, sage mir, wo du ihn hingelegt hast, dass ich ihn hole."

Da spricht es wieder:

„Maria."

Sie wendet sich und sieht Jesus vor sich stehen.

„Mein Herr," schrickt sie zusammen und sinkt mit einem Freudenschrei zu seinen Füssen nieder. Sie wagt die Lichtgestalt nicht anzurühren, doch ihre Hände flehen, das Unbegreifliche, das ihre Augen sehen, zu betasten.

„Rühre mich an," spricht er zu ihr, „denn ich bin noch nicht aufgefahren zu dem Vater. Gehe aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf

zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott."

Sie umfasst des Meisters Kniee, ihre Tränen netzen die Wunden seiner Füsse ....

Da entschwindet die Gestalt und löst sich, kaum berührt, aus ihren Armen.

Die Mutter Josephs kommt mit dem Gärtner den Weg herauf. Maria von Magdala, noch ganz entrückt und hingenommen, fällt ihr um den Hals, reisst sich los von ihr und eilt aus dem Garten fort.

Die Matrone blickt der Fliehenden verwundert nach. Sie wendet sich um und sieht die offne Grabestür. Sie geht hinein. Die Gruft ist leer. Linnen und Schweisstuch liegen auf dem Boden; sonst keine Menschenspur zu sehen. Sie legt das Linnen auf der Steinbank zusammen, faltet das Schweisstuch und tut es in die Nische, die für die Lampe in die Wand gehauen war. Sie weiss nicht, was sie von dem allen denken soll. Die stürmische Seligkeit, mit der die Magdalenerin sich von ihr losgerissen hatte, geht ihr durch den Sinn. Hier walten unsichtbare Mächte.

Sie befiehlt dem Gärtner, den zertretenen Platz wieder in Ordnung zu bringen. Den Stein soll er liegen lassen, wo er liegt. Dann kehrt sie in die Stadt zurück.

Wem zuerst sollte Maria von Magdala die Freudenbotschaft bringen? Den Brüdern Jesu, den Zebedäussöhnen, Simon? Sie wusste von den Jüngern nur, dass sie sich in Galiläa eingemietet hatten. Sie rennt durch die Stadt. Die Gassen sind noch

leer. Die Wächter wundern sich, was doch die Frau so läuft. Schon hat sie das Quelltor hinter sich und steigt zum Berg des Ärgernisses an. Frauen kommen aus dem Dorf, die nach Siloa Wasser schöpfen gehen. Sie fragt nach den Galiläern. Niemand weiss von ihnen. Sie eilt von Haus zu Haus. Endlich weist sie jemand zurecht. Sie klopft an die Pforte:

„Wohnt hier Simon Jonas Sohn aus Bethsaida?"

Man führt sie die Treppe hinauf. In der Küche backt die Frau Simons Mazzen. Sie klopft heftig an die Tür zum Wohngemach. Nicht Simon, Johannes öffnet ihr. Er ist am Morgen mit Salome aus dem Haus gegangen und hat Simon aufgesucht. Simon erhebt sich hinter ihm vom Lager.

Da ruft eine strahlende Stimme in den Raum hinein:

„Ich habe den Herrn gesehen."

Mit fliegender Hast erzählt Maria, wie sie das Grab gefunden, wie Jesus ihr erschienen sei, und was er ihr gesagt. Ihre Worte überstürzen sich. Kaum noch zu Atem gekommen, eilt sie die Stiegen hinab, um die Freudenbotschaft weiter zu tragen.

Simon bindet die Sandalen unter, greift nach dem Stock und eilt Johannes nach, zu sehen, wo die Leiche geblieben sei.

Sie stürzen den steilen Weg aus dem Dorf zum Tor hinab, rennen durch die Stadt, lassen die Vorstadt hinter sich und kommen zu dem Garten.

Johannes als der jüngere ist zuerst angelangt. Er tritt in die Vorkammer des Grabes ein. Es ist so, wie Maria sagte.

Simon kommt ihm nachgekeucht, schiebt ihn beiseite und tritt in die Grabkammer ein. Er sieht sich

um und untersucht die Stätte. Die Leinentücher sind wie von Frauenhand gefaltet, das Schweisstuch an einen besonderen Platz gelegt. Der Leichnam ist verschwunden.

Kopfschüttelnd geht er hinaus. Johannes folgt ihm. Sie kehren langsam in die Stadt zurück.

Oben im Wohngemach in Beth Hanna sitzen Salome und die Jakobustochter bei der Mutter Jesu. Maria blickt zum Fenster hinaus über die Stadt hinweg nach dem Hügel, auf dem noch die drei Kreuzesstämme stehen. Die Brüder Jesu sitzen im Halbdunkel auf dem Divan an der Wand herum. Das Auge der Jakobustochter sucht das Auge Salomes, ob man der Mutter Jesu nicht sagen müsse, dass sie das Grab leer gefunden hätten. Salome versucht, davon anzufangen. Die Anwesenheit des Jakobus schnürt ihr die Kehle zu. Dumpfes Schweigen lastet auf dem Raum.

Da klopft es heftig an das Hoftor. Es wird geöffnet. Ein fliegender Schritt kommt die Treppe herauf. Die Tür wird aufgerissen. Maria von Magdala, vom Glanz der Freude übergossen, ruft in das freudlose Gemach hinein:

„Ich habe den Herrn gesehen."

Maria schnellt empor. Die Frauen umdrängen die Jüngerin. Auch die Brüder Jesu treten zu. Nur Jakobus, als er die Frau von Magdala erkennt, wendet sich ab und brütet weiter vor sich hin.

Maria ist vor Jesu Mutter in die Kniee gesunken und erzählt ihr mit erhobenem Antlitz, was sie ge-

sehen, und was Jesus ihr gesagt. Nun gehen auch Salome und die Jakobustochter aus sich heraus und sagen, dass sie den Leichnam nicht gefunden und von dem leeren Grab geflohen seien. Die Brüder stehen ungläubig dabei.

Da springt die Magdalenerin auf, fasst sie an und schüttelt sie:

„Er lebt. Begreift ihr nicht? Er ist auferstanden und lebt."

Ein dumpfer Schlag, als wenn ein schwerer Körper aufschlägt, unterbricht sie. Man sieht sich um. Jakobus liegt am Boden und regt sich nicht.

Sie rütteln ihn, sie netzen ihm die Schläfen, um ihn aus der Ohnmacht zu erwecken. Endlich öffnet er die Augen. Ein qualvoller Blick bittet um Schonung. Die Brüder tragen ihn in seine Schlafkammer. Sie legen ihn auf's Bett. Er wendet sich zur Wand und wehrt heftig ab, als man sich noch weiter um ihn mühen will.

Maria von Magdala zieht Salome und die Jakobustochter mit sich hinaus. Sie muss die Botschaft zu den Jüngern bringen. Alle sollen von der frohen Kunde wissen. Auf dem Wege beginnt sich Salome an die Worte zu erinnern, die der Jüngling aus dem Grabe ihnen nachgerufen hat: „Geht zu seinen Jüngern und zu Simon, und sagt ihnen, dass er nach Galiläa kommt, dort werden sie ihn sehen." Die Frauen spüren einen nach dem andern auf und bitten sie, sich in Beth Hanna zu versammeln. Die Jünger versprechen es zu tun. Doch keiner schenkt der Botschaft Glauben. Der Meister ist tot für sie.

Thomas war nicht aufzufinden. Nathanael war in die Stadt gegangen, um mit Alphäus in sein Dorf zurückzukehren.

Sie finden die beiden in einer Herberge der Oberstadt. Sie haben sich eingeschlossen und sind ängstlich, dass man sie entdecken könne. Alphäus will am Nachmittag, wenn alles zum Abendopfer ins Heiligtum hinaufgegangen ist, die Stadt verlassen, um nach Emmaus zu gehen, wo Frau und Enkelkinder seiner warten. Nathanael ist entschlossen, mit ihm heimzugehen. Für ihn als Samariter ist es gefährlich, in der Stadt zu bleiben. Was die Frauen von Erscheinungen am Grabe sagen, erschreckt sie nur. Der Sanhedrin wird Jesu Leichnam aus der Gruft geholt und irgendwo verscharrt haben. Sie wollen nicht einmal zum Abend bleiben.

Über Tag verbreitet sich das Gerücht in der Stadt, dass die Jünger Jesu den Leichnam ihres Meisters aus der Gruft gestohlen haben. Der Hohe Rat, erzählt man, fahnde auf die Jünger. Keiner wagt aus dem Haus zu gehen.

Als es dunkel geworden war, schleichen sie sich einzeln nach Beth Hanna. Sie werden von Jakobus und Johannes eingelassen. Sorgfältig schliesst man die Pforte hinter ihnen ab. Die Frauen haben sich zurückgezogen. Man geht ins Obergemach hinauf. Auch hier verriegelt man die Tür. Man wagt kaum Licht zu machen. Es sind erst ihrer acht beisammen. Noch fehlt Simon. Von Thomas weiss niemand etwas. Nathanael, heisst es, ist am Nachmittag mit Alphäus nach Emmaus hinausgegangen. Sie sitzen und

warten, ob nicht Simon wenigstens noch kommen will.

Es ist spät geworden. Da klopft es an das Hoftor. Johannes späht hinunter. Man lässt zwei Männer ein. Sie werden die Treppe hinaufgeführt. Als man den Riegel fortzieht, stehen Nathanael und Alphäus in der Tür.

Alle umringen sie. Man begreift nicht, warum sie so beglückt aussehen. Fast noch auf der Schwelle fängt Nathanael zu erzählen an, was ihnen diesen Abend begegnet ist:

„Als wir auf dem Weg nach Emmaus an den Fuss des Samuelberges gelangt waren, und von alldem sprachen, was unser Herz bedrückte, holte uns ein Wanderer ein. Er gesellt sich zu uns und spricht uns an:

„Was sind das für Reden, die ihr da miteinander führt?" — Wir antworten:

„Bist du der Einzige in Jerusalem, der nicht weiss, was sich zugetragen hat in diesen Tagen?"

Er fragt uns: „Was?"

Wir antworten:

„Das mit dem Nazoräer Jesus, der ein Prophet war, gewaltig in Tat und Wort vor Gott und dem ganzen Volk, wie ihn unsere Hohenpriester und Ratsherrn zur Todesstrafe ausgeliefert und gekreuzigt haben, und wir hofften doch, dass er der sei, der Israel erlösen sollte. Und nun ist es mit alledem schon der dritte Tag, seit dies geschah. Dazu haben uns auch einige von den Frauen bei uns bestürzt gemacht, die in der Frühe zum Grabe kamen, seinen Leichnam nicht gefunden haben und sagen, sie hätten

Engel dort gesehen, und dass er lebe. Und einige von den Unsern sind zu dem Grab gegangen und haben es gefunden, wie die Frauen sagten, ihn aber haben sie nicht gesehen. So sagten wir dem Fremdling.

Da fing er an, sich freimütig gegen uns auszusprechen:

„O ihr Unverständigen, wie schwer fällt euch zu glauben, was der Prophet geredet hat."

Und nun fing er an, die Worte des Jesajas vom Knecht Gottes anzuführen:

„Er war verachtet und verlassen von den Menschen,
„Ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Krankheit;
„Er war so verachtet, dass wir das Angesicht vor ihm verbargen
„Und ihn für nichts geachtet haben.
„Aber er trug unsere Krankheit
„Und lud auf sich unsere Schmerzen.
„Wir aber hielten ihn für den, der gestraft
„Und von Gott geschlagen und gemartert wäre.
„Aber er ist um unsrer Missetaten willen verwundet
„Und unsrer Sünden wegen zerschlagen worden.
„Die Strafe, die wir verdient hatten, liegt auf ihm,
„Und durch seine Wunden sind wir geheilt."

Solche Worte führte er uns an und sprach darüber, und unsere Herzen brannten, da er mit uns redete.

Indessen waren wir zum Dorf gekommen.

Als der Fremde von uns Abschied nehmen wollte, bat ich ihn, mit uns einzukehren.

„Bleibe bei uns," sagte ich, „denn es will Abend werden, und der Tag geht zur Neige."

Da ging er mit uns hinein.

Als wir uns zu Tisch setzten, reichte ich dem Gast das Brot und bat ihn, das Dankgebet zu sprechen.

Er nahm das Brot, segnete es, brach es und gab es uns. Wie wir das Brot nehmen wollen, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, und wir erkennen, dass es Jesus ist, der mit uns zu Tische sitzt. Ich springe auf und will nach seinen Händen greifen .... da wird er unsichtbar vor unsern Augen, und der Platz, auf dem er eben noch gesessen hat, ist leer.

Was wir erlebten, war zu wunderbar, als dass wir davon hätten schweigen können, und wir beschlossen, noch in der Nacht zurückzukehren, um euch zu sagen, dass er uns erschienen ist."

Die Erzählung dünkte den Jüngern wie ein Märchen. Sie waren nicht so tief davon berührt, als die beiden es erwartet hatten. Ja, einige gestanden, dass sie nicht einmal den Wunsch hätten, dass der Tote ihnen erscheinen möchte. Wer würde gern mit Abgeschiedenen verkehren?

Doch als die beiden aufs neue anhoben und versicherten, dass Jesus wahrhaftig mit ihnen geredet und leibhaftig an ihrem Tisch gesessen habe, erwachte in den Jüngern ein unsagbar schmerzliches Gefühl von Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit ihrem Herrn, sodass sich einer nach dem andern niedersetzte und sein Haupt verhüllte, um die Tränen zu verbergen, die ihnen aus den Augen stürzten.

Da klopfte es ans Tor.

„Simon," sagte Johannes, der ihn schon am Anschlagen des Klöppels kannte.

Als Simon heraufgekommen und eingelassen worden war, schloss man den Riegel wieder ab. Alle drängten sich um ihn, und die beiden Jünger mussten von neuem anfangen und erzählen, was ihnen begegnet war. Simon hörte mit gesenktem Haupte zu.

„Es ist so, wie ihr sagt," war alles, was er erwiderte.

Die Jünger wunderten sich, dass er so schweigsam war. Nur Johannes merkte, dass ihm der Herr erschienen war.

Da plötzlich wird es taghell in dem Raum.

Jesus steht in ihrer Mitte.

Er grüsst sie, wie er sonst getan:

„Friede sei mit euch."

Er sieht, wie sie verängstet ihn nicht anzusprechen wagen.

„Was seid ihr so erschrocken?" klingt seine alte Stimme an ihr Ohr. „Und warum steigen Zweifel in eurem Herzen auf? Seht meine Hände und meine Füsse an, dass ich es bin. Rühret mich an und seht; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, dass ich habe."

Obwohl der Jünger Ohr und Auge und ihre Hände selbst sich von der Wirklichkeit des Unbegreiflichen versichern konnten, waren sie doch so verstört und überrascht, dass sie nicht wagten, was sie sahen und berührten, für wahr zu nehmen. Nur Simon und die

beiden Jünger von Emmaus hegten keinen Zweifel mehr, dass Jesus aus dem Grab erstanden war.

„Habt ihr nichts zu essen hier?" fragte Jesus die Zebedäussöhne.

Der Rest ihrer Mahlzeit, ein Stück gebratener Fisch, stand auf dem Tisch. Sie rückten ihm den Teller hin. Er nahm es und ass vor ihren Augen.

Alsdann hob er zu reden an. Er sprach von seinem Leiden und von seiner Herrlichkeit. Erst unter seinen Worten wurden sie gewiss, dass kein Toter, dass ein mehr als Lebender in ihrer Mitte stand. Er schloss:

„Das ist es, was ich zu euch geredet habe, als ich noch bei euch war und euch sagte, dass ich leiden und auferstehen muss. Des sollt ihr Zeugen sein, hier in Jerusalem und in Judäa und Samaria und bis an die Enden der Erde.

„Und ich will euch die Verheissung meines Vaters senden. Ihr aber sollt in der Stadt wohnen bleiben, bis ihr Kraft aus der Höhe angezogen habt.

„Mir ist gegeben alle Gewalt in Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt, und macht zu Jüngern alle Völker in meinem Namen, und lehrt sie alles halten, was ich euch befohlen habe.

„Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.

„Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein.

„Wo zwei von euch eins werden über irgend eine Sache, darum zu bitten, wird es ihnen werden von meinem Vater im Himmel.

„Denn wo zwei oder drei versammelt sind, in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Als Jesus diese Worte zu den Jüngern gesprochen hatte, und sie merkten dass er von ihnen scheiden wollte, baten sie, dass sie noch mit ihm gehen und ihn geleiten dürften.

Sie öffneten die Riegel, gingen hinaus und folgten ihrem Meister auf der Ölbergstrasse nach Bethanien zu. Als sie auf der Höhe angekommen waren, erhob er seine Hände, und segnete die Jünger. Und da er sie gesegnet hatte, nahm ihn eine Wolke weg vor ihren Augen.

NACHWORT.

In den vorliegenden beiden Bänden habe ich das Leben Jesu, wie es mir als seelisches Erlebnis vor Augen steht, erzählt und auf Grund langjähriger Quellenforschung in die Wirklichkeit von Ort und Zeit hineingezeichnet. Meine Anschauung von den „Quellen des Lebens Jesu" wird in zwei weiteren Bänden entwickelt werden. Ihr allgemeines Ergebnis ist folgendes:

Den drei synoptischen Evangelien des Kanons, die nach Matthäus, Markus und Lukas genannt sind, liegen zwei in allem Wesentlichen wiederherstellbare Urevangelien als Quellen zugrunde, der Ur-Markus und der Ur-Matthäus. Das kanonische Johannesevangelium ist eine in zwei Stadien erfolgte griechische Bearbeitung eines aramäischen Urevangeliums, das den Zebedäussohn zum Verfasser hat. Übersetzer und Bearbeiter ist der Presbyter Johannes von Ephesus, der Verfasser der drei Johannesbriefe und der Apokalypse in ihrer christlichen Gestalt.

Die Urevangelien sind von den „ursprünglichen Augenzeugen und Dienern des Wortes" verfasst. Die vier Evangelien des Kanons sind, wie es Lukas für sein Evangelium offen ausspricht, Kompilationen bzw. Bearbeitungen. Als Schriften aus zweiter Hand können sie nicht ohne weiteres als Geschichtsquellen für das Leben Jesu verwendet werden. Sie sind in einer Sprache geschrieben, die nicht die Sprache Jesu war, und liegen uns nur in Rezensionen und Tochterübersetzungen vor, die zwei bis drei Jahrhunderte jünger sind als ihre Originale. Die bisher als massgebend angesehen griechischen Handschriften des vierten Jahrhunderts, insbesondere der Sinaiticus und

der Vaticanus, zeigen überall die Spuren kirchlicher Redaktionsarbeit. Mit Hilfe der syrischen und altlateinischen Übersetzungen, des Codex Cantabrigensis und der Citate der Kirchenväter kann ein wesentlich reinerer Text, der etwa dem griechischen Text des zweiten Jahrhunderts entspricht, hergestellt werden. Vers für Vers muss der überlieferte Text unter Berücksichtigung aller Textzeugen kritisch revidiert und von entstellenden Varianten, Erweiterungen und Glossen, die im Lauf von drei Jahrhunderten in die Handschriften eingedrungen sind, gesäubert werden.

Die tiefgreifendsten Umgestaltungen, besonders in der Reihenfolge und Zusammenstellung von Erzählungs- und Redestücken hat der Text der Urevangelien bei seiner Umformung in die kanonische Gestalt der Evangelien erfahren. Nur durch eine methodische Aufhellung des literarischen Verfahrens und der mehr oder weniger bewussten Tendenzen, die bei der Umarbeitung der Urevangelien in die kanonische Form bestimmend gewesen sind, kann die ursprüngliche Gestalt der evangelischen Überlieferung wieder hergestellt werden.

Die kanonische Form der Evangelien spiegelt die kirchenpolitischen Kämpfe und die religionsgeschichtlichen Strömungen des apostolischen Zeitalters wieder. Sie hat den Grund gelegt zu der weltgeschichtlichen Epoche, die aus judenchristlichen Voraussetzungen den Islam, aus hellenistischen Voraussetzungen das synkretistische Gebilde der christlichen Kirche schuf. Die Entartung, die die christliche Religion auf dem Boden der griechisch-römischen Weltkultur erfahren hat, wurzelt bereits in der kanonischen Form

der Evangelien. Die Namen Paulus, Augustin und Luther bezeichnen die grossen Etappen der Rückkehr aus hellenistischem Synkretismus zu dem Geist des reinen Evangeliums, der aus den Urevangelien spricht, ein Weg, an dessen Ende wir noch nicht angekommen sind.

Diese Andeutungen der Ergebnisse meiner Untersuchungen mögen genügen, um es deutlich zu machen, dass der Masstab für mein „Leben Jesu" nicht ohne weiteres der kanonischen Form der Evangelien entnommen werden kann. Die Abweichungen meiner Darstellung in der Auffassung der Hergänge, dem pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse und der Wiedergabe der Worte Jesu von gewohnten Anschauungen sind nicht literarischer oder rationalisierender Willkür entsprungen, sondern im Urtext der Evangelien begründet. Die Grundauffassung des Werkes Jesu, aus der meine Darstellung herausgewachsen ist, habe ich im Jahre 1902 auf der ersten Eisenacher Konferenz vorgetragen.

Die Gesichtspunkte, die mich bestimmt haben, für mein „Leben Jesu" (und „Die Apostel", die ihm folgen sollen) eine freie literarische Form zu wählen und alle wissenschaftlichen Erörterungen aus der Schilderung auszuscheiden, werde ich in einer besonderen Schrift: „Ist es möglich, ein Leben Jesu zu schreiben?" erörtern. Ich zweifle nicht, dass es Leser gibt, die ein Verständnis dafür haben, dass ich ihnen (um mich eines Ausdrucks von Albert Schweitzer zu bedienen) „das Schreckensregiment der dürfte, sollte, könnte," erspart habe, das die Leben Jesu-Literatur für Nichtfachleute ungeniessbar macht.

Die Grenzen, die naturgemäss zwischen dem Tatsachenstil der Schilderung und dem Grade von Wahrscheinlichkeit gezogen sind, der für diese oder jene als Tatsache geschilderte Annahme spricht, wird mein Quellenwerk ersichtlich machen. Wer aber in der Darstellung vergangener Zeiten auf Verknüpfung von Überlieferungen und Vermutung tatsächlicher und seelischer Zusammenhänge verzichten wollte, müsste es aufgeben, Geschichte zu schreiben, oder mindestens davon absehen, die Vergangenheit für die Gegenwart lebendig zu machen.

Das vorliegende Leben Jesu ist als erste Abteilung einer zusammenhängenden Untersuchung und Darstellung der Ursprünge des Christentums gedacht.

Das Ganze soll die folgenden Teile umfassen:

Das Leben Jesu.
Die Quellen des Lebens Jesu.
Die Apostel.
Die Quellen der Apostelzeit.
Das Werk Jesu und die Umwege der Geschichte.

Diese fünf Abteilungen bilden ein geschlossenes Ganze, das meine Anschauung vom Wesen des Christentums darstellen soll. Eine billige Beurteilung wird, je nachdem die Form der Erzählung, der philologischen Untersuchung oder der religionsphilosophischen Betrachtung gewählt ist, von jeder Darstellungsform nur das erwarten, was in den Grenzen ihrer Gattung liegt.

Haag, den 30 September 1918.

JOHANNES LEPSIUS.

Digitized by Google

INHALT DES ZWEITEN BANDES.

DRITTES BUCH.

JERUSALEM.

Seite.

1. KAPITEL. — Abschied 7
2. KAPITEL. — Samaria. 22
3. KAPITEL. — Die Sikarier 36
4. KAPITEL. — Die Pharisäer 44
5. KAPITEL. — Die Sadduzäer 59
6. KAPITEL. — Nikodemus 72
7. KAPITEL. — Wasserweihe 86
8. KAPITEL. — Bethanien. 96

VIERTES BUCH.

JERICHO.

1. KAPITEL. — Am Toten Meer. 105
2. KAPITEL. — Die Essener 121
3. KAPITEL. — Jenseits des Jordans. 135
4. KAPITEL. — Zachäus. 152
5. KAPITEL. — Das Gastmahl 168
6. KAPITEL. — Tempelweihfest 184
7. KAPITEL. — Lazarus. 195

FÜNFTES BUCH.

Das Ende.

1. Kapitel. — Der Einzug 213
2. Kapitel. — Die Griechen. 227
3. Kapitel. — Judas. 241
4. Kapitel. — Das Abendmahl 253
5. Kapitel. — Gethsemane 274
6. Kapitel. — Kaiphas 287
7. Kapitel. — Pilatus. 305
8. Kapitel. — Golgatha 325
9. Kapitel. — Die Grablegung 343
10. Kapitel. — Die Auferstehung. 356
Nachwort 373

ST. DEINIOL'S LIBRARY
HAWARDEN

DER TEMPELVERLAG IN POTSDAM.

Im Tempelverlag soll im Jahre 1919 erscheinen:

DIE QUELLEN DES LEBENS JESU

VON

D. Dr. JOHANNES LEPSIUS.

ERSTER BAND.

DIE EVANGELIEN.

I. TEIL. Die Synoptiker.

A. *Die Quellen.*

1. Ur-Markus. 2. Ur-Matthäus.

B. *Die Bearbeitungen.*

1. Der kanonische Markus, das Dokument der judenchristlichen Reaktion.

2. Lukas, das Dokument des primitiven Paulinismus.

3. Der kanonische Matthäus, das Dokument der werdenden Kirche.

II. TEIL. Johannes.

A. *Die Quellen.*

1. Ur-Johannes. 2. Synoptisches.

B. *Die Bearbeitungen.*

1. Der kanonische Johannes, das Dokument des hellenistischen Synkretismus.

2. Der Presbyter Johannes von Ephesus.

III. TEIL. Der Text der Ur-Evangelien.

IV. TEIL. Chronologie der Entstehung der Evangelien.

Exkurse. A. Gottessohn. B. Menschensohn.

380

Der Tempelverlag in Potsdam.

ZWEITER BAND.

Die Heimat Jesu.

Mit Plänen von Jerusalem und Umgebung, Grundrissen des Tempels und Karten von Palästina und dem Genezaretsee.

I. Teil. Topographie des Lebens Jesu.

A. *Jerusalem.*

1. Die Stadt. 2. Der Tempel.

B. *Die Umgebung von Jerusalem.*

1. Galiläa (Gelila hakadmona) am Berg des Ärgernisses. 2. Bethanien, Bethphage, Beth Hanna. 3. Golgatha. 4. Emmaus und der Samuelsberg.

C. *Galiläa und der Genezaretsee.*

D. *Samaria und Ostjordanland.*

II. Teil. Chronologie des Lebens Jesu.

1. Das Geburtsjahr. 2. Zeit und Dauer der öffentlichen Wirksamkeit. 3. Todesjahr und Todestag.

III. Teil. Archäologie des Lebens Jesu.

A. *Personen.*

1. Die Familie Jesu. 2. Die Zwölf. 3. Die Marieen.

B. *Stände und Parteien.*

1. Judäer und Am haarez. 2. Hoherpriester und Sanhedrin. 3. Sadduzäer und Pharisäer. 4. Zeloten und Sikarier. 5. Essener. 6. Gerechte und Sünder.

C. *Feste.*

1. Passahfest und Passahritual. 2. Laubhüttenfest. 3. Tempelweihfest.

D. *Ökonomisches.*

1. Reiche und Arme. 2. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Jesu und der Zwölf.

E. *Meteorologisches.*

WERKE von JOHANNES LEPSIUS. D. Dr.

Das Leben Jesu. Erster Band. 1917. 8°, 384 Seiten. I. Buch: *Die Anfänge.* II. Buch: *Galiläa.*

Das Leben Jesu. Zweiter Band. 1918. 8°, 384 Seiten. III. Buch: *Jerusalem.* IV. Buch: *Jericho.* V. Buch: *Das Ende.*

Ein Totentanz (Ahasver). Mysterium in drei Akten und einem Vorspiel. Zweite Auflage 1906.

Franz von Assisi. Schauspiel in fünf Akten. 1911.

John Bull. Eine politische Komödie. 1915. 2. Auflage 1918.

Das Reich Christi. Monatschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Herausgegeben von Dr. Johannes Lepsius. Jahrgang I—XIII. 1899—1911. (Enthält zahlreiche Abhandlungen des Herausgebers.)

Das Kreuz Christi. Vortrag, gehalten bei der Ersten Eisenacher Konferenz, Mai 1902.

Adolf Harnack's Wesen des Christentums. Zweite Auflage 1903.

Bildung und Christentum. Referat gehalten auf dem 19. kirchlich-sozialen Kongress, April 1914, Wiesbaden. (Kirchlich-soziales Heft 51. A. Deichert, Leipzig.)

Armenien und Europa. Eine Anklageschrift. 13. Tausend 1897.

Bericht über die Lage des Armenischen Volkes in der Türkei. 21. Tausend. 1916.

Mitteilungen aus der Arbeit von Dr. Johannes Lepsius (Armenisches Hilfswerk) Oktober 1917 bis Oktober 1918. 12 Hefte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Gedruckt bei De Erven Loosjes
Haarlem.